<36635554130013

<36635554130013

Bayer. Staatsbibliothek

Biog. 134 - 2
Bourbon-Conti
1074

Denkwürdigkeiten

der

Stephanie Louise von Bourbon=Conti.

Aus dem Französischen

von

F. A. U.

Zweiter Theil.

Lübeck,

bei Niemann und Compagnie.

1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibliothek München

Ich kam zu Lons-le-Saunier an, und befand mich nun ganz in der Gewalt dieses Fantoms von Gemahl. Nach einigen Tagen, die mir zum Ausruhen und zur Sorge für meine Gesundheit, die durch so viele Angst und Noth geschwächt war, bewilligt wurden, stellte er mich allenthalben vor, als die Tochter der Madame Delorme. Ich mußte nun bei dem Schmause und Hochzeitsbesuchen zugegen sein; meistentheils spielte ich aber mit meinen Puppen, indeß Herr B*** tüchtig schwitzte, um den Wirth, freilich unbeholfen genug, zu machen. Eines Sonntags, (der gewöhnliche Tag zu Besuchen in dieser Gegend,) erwartete man viele Gäste. Ich hatte den Befehl erhalten mich anzukleiden, entschloß mich indeß meiner schönen, großen

Puppe, die erste Rolle zu übertragen, daher kleidete ich diese sorgfältig an, mich desto schlechter. Ich steckte ihr den Strauß vor, schmückte sie mit dem Kopfputze, den die Neuvermählten zu tragen pflegten, setzte sie so auf einen Lehnstuhl, und verbarg mich hinter demselben, um sie die Ankommenden begrüßen zu lassen. Die Neugier hatte alle Einwohner der Stadt herbei gelockt. Einige waren gutmüthig genug, über meine Kinderei zu lachen; andere begingen die Dummheit, darüber böse zu werden; aber alle, als sie ein Kind sahen, das mit seinen Puppen spielte, schlossen daraus, daß ihre Heirath einen außerordentlichen Grund haben müsse, und sie wurden in der Idee, die sie schon lange von meinen Eltern hegten, nur noch mehr bestärkt. Unter denen, die mich besuchten, zeichnete ich vorzüglich das Fräulein von Chilly aus, die fast eben so jung war als ich, und späterhin Gräfin von Champagne ward. Ich äußerte mein Verlangen, näher mit ihr bekannt zu

werden; aber man muthmaßte, daß ein junges Mädchen von diesem Alter, bald mein Zutrauen gewinnen würde; daß ich eilen würde, meine Geheimnisse ihr anzuvertrauen, und daß sie, da sie viele Bekanntschaften hatte, und zu einer angesehenen Familie gehörte, mir behülflich sein könnte, die verhaßten Banden, die mich hielten, zu zerreißen. Man schränkte mich daher ein, beobachtete alle meine Schritte, gab genau Acht auf mich, und meinte endlich, daß es klug sein möchte, mich auf einige Zeit aus der Stadt zu entfernen. Einige Tage vor unserer Abreise, war meine Erzieherin ämsiger für mich bemüht als sonst; sie blieb stets bei mir, und ich fragte sie, warum man mir doch alle meine Spielsachen, die mein Vater mir verboten hatte, gegeben hätte, da mir meine Bücher, meine Bleifedern, meine Zeichnungen, meine Instrumente und meine Noten vorenthalten würde? Sie war frech genug, sie mir unter einer schändlichen Bedingung

anzubieten. Röthe überflog mein Gesicht. Nein, nein, Madame, erwiederte ich mit Unwillen, der Gatte, von dem Sie sprechen, soll nie etwas anderes als den Namen haben! Ich habe es ihm gesagt, ich habe es geschworen, und werde meinen Eid halten! Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, und man wollte mir schon meine Unschuld rauben! Erst später erfuhr ich, daß man mir meine Instrumente geraubt hatte, weil sie sehr natürlich durch ihre Eleganz und durch den Gebrauch den ich davon machte, eine sorgfältige Erziehung verrathen hätten, die auf einen hohen Rang schließen lassen mußte.

Ich beweinte immer meinen Vater; das traurige Schicksal, welches ihn, nach der Delorme Versicherung, getroffen hatte, erfüllte meine Seele mit Trauer und Kummer. Sie hatte mir gedroht, daß mich ein noch viel schrecklicheres Schicksal treffen würde, wenn ich nicht meine Eltern geheim hielte, und alles was meine erste Erziehung betraf. Mein

Leben, sagte sie, hinge an diesem gefährlichen Geheimnisse. Als sie merkte, daß ihre fürchterlichen Drohungen einen zu tiefen Eindruck auf mein junges Herz machten; zeigte sie mir ganz geschickt einen Strahl der Hoffnung, um mich so in der Schwebe zwischen zwei entgegengesetzten Gefühlen zu halten, um mein Herz zu rühren und zu beugen, wie es ihr gefiele. Als ich in sie drang, um etwas Bestimmteres über das Schicksal meines Vaters zu erfahren, über den Ort seiner Verbannung, und warum ich nicht an ihn schreiben dürfe, erwiederte die Treulose: „wagen Sie das ja nicht, Sie würden alles verderben. Ich denke an nichts, als an Ihr Glück, und wenn es Zeit sein wird, werde ich Ihnen schon den Weg dazu zeigen, ich will Ihnen die Briefe dictiren, und Ihnen sagen was Sie zu thun haben. Vertrauen Sie mir." — Ach! ich vertraute ihr nur zu sehr! Was sollte ich thun?

Trotz so vieler Vorsicht, Aufmerksamkeit

und List, schien die Stadt meinen Hütern doch ein zu beunruhigender Aufenthalt. Ich mußte nach Cousance reisen, einem Dorfe, wo der Herr B*** ein Landhaus hatte, vier Meilen von Lons-le-Saunier, auf dem Wege nach Lyon. Herr Vernier, jetzt ein Mitglied des gesetzgebenden Corps, und zwei andere Freunde des Herrn B*** begleiteten uns. Auf dem halben Wege fanden wir ein kleines Heer, das aus der Jugend aller benachbarten Dörfer bestand. Der emporwirbelnde Staub, das Lärmen der Trommeln, die Flintenschüsse erschreckten mich anfangs. Unruhig sah ich meine Reisegefährten an, suchte eine Antwort in ihren Blicken; sie blieben still. Meine Angst wuchs. Ich hielt mich für verlohren, als ich plötzlich rufen hörte: „es lebe die Prinzessin hoch!" Warum sollte ich es verhehlen? Dieser Titel, den meine Ohren schon lange nicht mehr gehört hatten, schmeichelte mir nicht wenig, und war mir um so lieber, da ich nicht darauf

vorbereitet war. Blumen und Früchte auf silbernen Schüsseln, und ausgesuchte Weine wurden mir angeboten. Durch das Zurufen ward ich überzeugt, daß man diese Ehre der Tochter des Prinzen von Conti erzeige, und nicht der Gemahlin des Herrn B***, denn so behandelte man nicht die Edelleute, noch andere Gutsbesitzer in dieser Provinz, und Herr B*** ging dabei ganz leer aus. Meine Eigenliebe war daher nicht ungewiß, noch durch Zweifel beunruhigt. Ich stieg aus, um die Complimente der glänzenden Jugend anzunehmen und zu erwiedern. Dies kleine Fest wirkte auf mich, wie die Leyer des Orpheus auf die Unglücklichen, welche die Fabel in die Unterwelt versetzt, es stillte meine Schmerzen für eine Zeit. Mir gefiel die ländliche Musik, der Ton der Pfeife und des Hautbois, der Lärm des Tambourins; der Anblick des Feldes, ein schöner Tag, die reine, heitere Luft, alles weckte in mir das erste angenehme Gefühl, das ich, so weit ich

mich erinnern kann, seit der Zeit, daß ich in der Gewalt meiner Henker war, gehabt habe. Ich stieg wieder in den Wagen, und die ganze Schaar begleitete uns bis nach Cousance, indem sie bisweilen anhielt und feuerte. Meine Erzieherin ward dadurch beunruhigt, denn nachdem sie dem Herrn Jacquet in einem Postscript eines Briefes vom vierzehnten Julius 1774, den ganzen Vorfall erzählt, und ihn vorzüglich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die ganze Jugend, in Uniformen und bewaffnet, feuerte und rief: „Es lebe die kleine Prinzessin!“ so fuhr sie fort: „Urtheilen Sie nun . . man weiß hier gewiß etwas, denn solche Ehrenbezeugungen erhalten nur Prinzessinnen, nicht die Gattin des Herrn B***. Sollte sie etwas gesagt haben? Ich glaube es nicht, dazu verabscheut sie ihn zu sehr. Gewiß! ich war weit entfernt, an einen solchen Empfang zu denken, und noch weiter davon

jemand zu bitten, ihn mir zu verschaffen. Er wußte indeß darum, denn er zog eine Schachtel mit Cocarden von verschiedenen Farben hervor, und vertheilte sie unter diese Krieger. Wir kamen an.

Cousance ist ein freundliches Dorf zwischen Lyon, Besançon und Dijon, am Abhang eines Hügels; die große Landstraße, die dadurch führt, theilt es in zwei Theile. Alle Häuser auf der östlichen Seite sind auf dem Felsen gebaut, und die im Westen auf Sand, nicht weit von Gehölzen und zwei Bächen, die schöne Forellen liefern. An dieser Seite liegt das Haus des Herrn B***, groß genug, aber alt, den Einsturz drohend, ohne Einfassung, ohne Hofplatz und mit Fußböden, die keinen Tritt aushalten können. Ich fand gute Leute zu Cousance, man nahm mich freundlich auf; ich erwiederte es mit Herzlichkeit. Herzlich sehnte ich mich von dem langweiligen Zwange der Gesellschaften befreit zu sein, um in den Feldern mich

zu ergehen. Diese Freude ward mir bald gewährt, ich hatte mich schon vom Fahren entwöhnt. Aufs Neue übte ich mich, alle Anstrengungen zu ertragen, die ich in meiner Kindheit bei der Jagd und unsern militärischen Übungen ausgestanden hatte, und war bald im Stande recht weit zu gehen. Ich war immer der Meinung, daß ich nicht genug herumgegangen sei, wenn ich nicht mehrere Meilen gemacht hatte. Man errieth die Ursachen dieser Wuth herumzulaufen, und der Lobsprüche, die ich der schönen Ebene, (die dort la Bresse heißt,) ertheilte; so wie der Frische der Gehölze, dem Murmeln der Bäche, und ihren mit Blumen besäeten Ufern. Man gönnte mir gern diese Vergnügungen, deren Werth ich viel zu hoch anschlug; aber ein nur zu sorgfältiger Hüter hatte den Auftrag, durch eine strenge Aufsicht, die Lust zu verderben, und er erfüllte seine Pflicht so genau, daß er alle meine Anschläge zu Wasser machte. Mochte man nun die Gefahren des

Landlebens für eben so groß halten, als die, welche in der Stadt drohten, oder mochte man gegen diese sich vorgesehen haben, oder wollte man nur der aufkeimenden Vertraulichkeit zwischen mir und dem Fräulein von Chilly sich widersetzen, oder sollte ich nur das Landhaus des Herrn B*** sehen: genug, ich blieb dies mal nicht lange auf dem Lande. Während meines Aufenthalts blieb die Jugend der umliegenden Gegend unter den Waffen.

Ich sehnte mich, aus mehreren Ursachen, nach dem Lande zurück; dort war mir kein außerordentliches Unglück widerfahren; der Kummer liebt die Einsamkeit; und ich hoffte auch auf dem Lande mich leichter durch die Flucht zu retten. Kaum war ich nach Lons-le-Saunier zurückgekommen, als mir Madame Delorme wieder Vorstellungen machte über das Recht des Ehemannes, über die Pflicht der Frau ... Ich antwortete nichts, als: „Nimmer! Nimmer!

Ich habe es geschworen und werde es halten! Wenn gegenseitige Einwilligung das wesentliche Erforderniß zur Ehe ist," sagte ich, „so bin ich nicht verheirathet." Der Himmel, der ein gezwungenes Bündniß nur mit Abscheu ansehen kann, wachte über meine Ehre, und gab mir Festigkeit, die nie zu erschüttern war. Dies Geständniß hat einer meiner Henker mündlich abgelegt, der andere schriftlich. Beide Bekenntnisse besitze ich, der Tod allein kann sie mir entreißen. Ihr, die ihr Schuld seid an meinem Unglück, wenn ich diese Zeugnisse meiner Unschuld ansehe, so verzeihe ich Euch! Es ist noch nicht Zeit sie anzuführen, aber ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, hier im Voraus ein Wort von der glücklichsten Begebenheit meines Lebens zu sagen.

Die Wirthschaft zu besorgen, die häuslichen Arbeiten zu betreiben, das waren die einzigen Pflichten wozu ich mich verstand, die einzigen die ich leistete; und sie erfüllte

ich gern, und mit einem Eifer, den man von meinem Alter und meiner frühern Gewöhnung nicht erwarten konnte. Man kann sich leicht denken, was für Zänkereien und Hudeleien ich von einem geitzigen, ungeschliffenen und geistlosen Manne auszustehen hatte, der impertinent genug war, es übel aufzunehmen, daß ich nicht in jeder Hinsicht die Rolle einer Ehegattin spielen wollte. Die ganze Stadt war voll von seinen Klagen, und meine Rechtfertigung konnte sie nicht hören. Ich zauderte auch in der That nicht, ihm Ursache zur Klage zu verschaffen. Man hatte ausdrücklich von mir gefodert, daß ich nicht an den Hof schreiben sollte, ohne es meiner Erzieherin zu sagen. Ich hatte es versprechen müssen. Man wird wohl glauben, daß ich ein solches Versprechen zu halten eben nicht gewissenhaft war. Ich schrieb heimlich an den König, um ihm meine traurige Lage zu schildern, und wie man mich so gewaltthätig behandelt habe. Ich wagte es, den König

daran zu erinnern, was für einen Rang er mir bestimmt gehabt hätte, und wie gütig er früher gegen mich gewesen wäre. Ich schrieb ihm von dem tiefen Abgrunde, der mich verschlungen habe, von dem Unglück meines Vaters, der, meiner Meinung nach, noch immer in Ungnade war.

Ich schrieb einen anderen Brief an Madame Elisabeth, und stand nicht an, mich darin ihre Cousine zu nennen, mit diesem Namen, der meinem Herzen theurer war, als meiner Eigenliebe; den sie mir erlaubt und gegeben hatte, seit unserer zartesten Kindheit. Ich erinnerte sie an diesen für mich so schmeichelhaften Umstand; ich schilderte ihr mein unaussprechliches Elend; ich flehte sie an, mir hülfreich ihre Hand zu bieten, um mich aus dem Abgrund zu ziehen, und einen Brief an den Prinzen von Conti zu besorgen. Ich betheuerte, daß ich nie aufgehört hätte, der väterlichen Liebe und der Freundschaft meiner anbetungswürdigen Cousine würdig zu sein.

Diese

Diese Briefe legte ich in einen Umschlag, versiegelte ihn mit dem Petschaft, das immer an meiner Uhrkette hing, und addressirte sie an einen königlichen Minister *). Ich mußte lange warten, um einen günstigen Augenblick, es selbst auf die Post bringen zu können, zu finden. Ich traute keinem Menschen, vorzüglich denen nicht, die mich mit dem verhaßten Namen des Herrn B*** nannten, und andere durfte ich doch nicht sehen. Bald, wenn ich mich dem Glückskasten näherte, war die Post schon abgegangen; ein ander Mal standen Verdächtige in der Nähe; endlich warf ich mein Paket unbemerkt hinein, ich erwartete den glücklichsten Erfolg; aber ich ward so genau beobachtet, daß es nicht seine

*) Alle die zu Herrn B*** kamen, haben dies Petschaft an meiner Uhr gesehen. Der Herr Baron von Rotalier schreibt mir in einem Briefe vom 2 März 1789: „Ich sah an Ihrer Uhr ein Petschaft, das, nach Ihrer Aussage, ein altes Petschaft war, dessen Sie sich nicht oft bedienten, und ich bemerkte die Lilien darauf; ich erinnere mich nicht mehr was sonst darauf war. Umher war der Fürstenmantel.“

Bestimmung erreichte. Man hatte mich gewiß nur so weit kommen lassen, um meiner Briefe habhaft zu werden, meine Plane genau zu kennen, und um so besser Mittel zu ersinnen, sie zu verderben. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die Antworten, die ich nicht erhalten konnte! Als die Tage, an welchen ich sie bekommen sollte, verflossen waren, ward es düster vor meiner Seele. Ohne mit mir von der Ursache zu sprechen, wiederholte mir Madame Delorme unaufhörlich: daß es ohne sie nicht gehen könne. . . . Ich ließ mich in manchen Augenblicken so von ihr täuschen, daß ich eine große Unvorsichtigkeit begangen zu haben glaubte, und mich selbst völlig unglücklich gemacht zu haben fürchtete.

Wenn zu manchen Zeiten meiner Gefangenschaft, mein Leben meinen Hütern zu lang schien, so wollte man damals es erhalten; denn ich sollte, damit ich nicht ganz unter dem verzehrenden Gram erliegen möchte, eine kleine Reise machen.

Ich sprach gern von Rousseau, meinem Lehrer; man glaubte, daß es mir angenehm sein würde, sein Geburtsland zu sehen. Man führte mich nach Genf, aber unter einer Bedeckung, als ob ich ein kostbarer Schatz sei, und immer unter der strengsten Aufsicht. Trotz dieses tyrannischen Zwanges, konnte ich nicht unempfindlich bleiben gegen die Annehmlichkeiten einer Reise, durch ein so herrliches Land. Welche Mannigfaltigkeit! Welche herrliche Aussichten! Wenn man die Fossiles erstiegen hat, so findet man sich zwischen zwei Felsen; der schlängelnde Weg windet sich um den Gipfel des höchsten derselben. Ehe man die äußerste Spitze ganz erreicht hat, glaubt man sich am Ende der Welt, man sieht nichts als Felsen und Himmel. Es scheint, als ob weiter kein Weg zu finden sei; man fühlt sich versucht umzukehren; noch einige Schritte und man ist auf dem Gipfel des Felsen; und dort eröffnet sich eine köstliche Aussicht: man sieht die ganze Stadt Genf, das ganz Waadt-

land und Gex; und Landstraßen, schöne Seen in ruhiger Größe, erblickt man auf allen Seiten. Bald erklimmt man Berge, Felsen mit Eis und Schnee bedeckt, gleichzeitig dem Universum, und plötzlich steht man mitten im Frühling, unter Blumen und Früchten, die oft dem Sommer gehören; es ist eine verjüngte Natur, eine andere Temperatur, andere Luft, eine neue Sonne.

Voll von den Wundern, die ich gesehen hatte, kam ich nach Genf; alles wünschte ich zu sehen, um mich zu zerstreuen und mich zu belehren. Meine Neugierde ward befriedigt; man führte mich überall herum, und allenthalben hatte ich Gelegenheit den Kunstfleiß und die Geschicklichkeit dieses arbeitsamen, artigen, aber feinen und listigen Volkes zu bewundern. Die vornehmsten Mitglieder der Regierung urtheilten, trotz meiner großen Jugend, um nicht Kindheit zu sagen, gütig genug von meinem Verstande, und erhörten meine Bitten, mich über ihre Sitten, Gebräuche

und Regierungsweise zu belehren, und aus Dankbarkeit und Vorliebe vielleicht für das Vaterland meines berühmten Lehrers, fand ich alles bewundernswürdig.

Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß man mir mit Recht gesagt hatte, daß die Protestanten viel andächtiger in ihren Bethäusern wären, als die Katholiken in Frankreich in ihren Kirchen. Man nahm mich zu Genf sehr artig auf, und gab mir einige kleine Feste. Ich weiß nicht, ob ich dieß mir selbst, oder meinem Stande zu verdanken hatte. Ich weiß nicht einmal, ob man meinen Stand kannte, gewiß wußte man wer ich war zu Ferney; denn Voltaire, der, an demselben Tage den Besuch einer Menge angesehener Fremden nicht hatte annehmen wollen, kam zu mir, und es ist augenscheinlich, daß diese Ehre meinem Range wiederfuhr, nicht meiner Person. Er war nicht der Mann, der für ein kleines Mädchen, das ohne diese Empfehlung zu ihm gekommen wäre, solche

Umstände gemacht hätte. Trotz seines Alters, glänzten seine Augen noch vom Feuer des Genies. Man zeigte mir alles bei ihm, was nur merkwürdig war; aber in seiner Gegenwart konnte nichts meine Aufmerksamkeit fesseln als er selbst; mir fiel indeß sein Grabmal auf, das sich in einer Allee befand, worin er am liebsten spatzieren ging. Diese Idee schien mir philosophischer als irgend eine in seinen Werken. Sein Haus war einfach, sein Garten ohne große Kunst; sein Bad von weißem Marmor, von blendender Weiße! Er ließ meinen Wagen mit den schönsten Früchten und Blumen bepacken. Ich verließ Genf mit dem Wunsche, dahin zurückzukehren, und um so unwilliger, da ich nach Lons-le-Saunier sollte.

Kaum war ich dort angekommen, so gebrauchte man eine sonderbare List, um mir meine Diamanten wegzunehmen. Man sagte mir, daß ihr Glanz die Eigenliebe der Damen dieser Provinz beleidige, und daß ich,

indem ich sie verdunkelte, eben nicht das Mittel gefunden hätte, mir ihre Liebe zu erwerben. Mir gefiel von jeher dieser schimmernde Putz, da mich aber in Lons = le = Saunier nichts anzog, so legte ich sie ab, ohne viele Einwendungen; mein Vater sieht mich nicht mehr, sagte ich mir selbst, was hilft es mir denn schön zu scheinen! Man muß einen Zweck haben, wenn man zu gefallen suchen soll, und ich hatte keinen; mein Opfer fiel mir also nicht beschwerlich. Ich ahnete die Folge davon nicht; da ich in meiner Kindheit keine Noth hatte kennen lernen, so war mir der Werth des Geldes ganz unbekannt. Ich sagte der Madame Delorme: „Wenn ich alle Diamanten gehabt hätte, die ich in meinem Palais hatte, als Sie mich daraus entführten; so würden die hiesigen Damen mich wohl recht hassen?“ Ich lieferte mein Schmuckkästchen aus, und sah es nie wieder. Es ward verkauft, und das Geld erhielt mein Kerkermeister.

Diesem Betruge folgte die Nachricht von einer Begebenheit, die mich zur Verzweiflung brachte. Meine Erzieherin, die recht wohl wissen konnte, was sie für Eindruck auf mich machen würde, kündigte sie mir an, ohne die geringste Vorsicht, ohne mich im mindesten vorzubereiten, und dadurch meinen Schmerz zu mäßigen. Sie meldete mir den Tod des Königes, meines Wohlthäters, des Hauptes meiner Familie, als ob sie mir Nachricht vom Hinscheiden des Großen Moguls gebracht hätte. Was sollte aus mir werden, die ich nur von seinem Wohlwollen das Ende meiner Leiden erwartete? Dies neue Unglück war für mich die Quelle häuslicher Zänkereien; ich mußte lange Zeit mit Madame Delorme über meine Trauer streiten. Sie behauptete, daß die Frau des Herrn B*** die Trauer nicht tragen dürfe. Ich erwiederte, daß ich die Ehre hätte, jener Familie anzugehören, und daß das keine Verwandtschaft sei, die man verhehlen müsse.

Dießmal mußte sie mir nachgeben, denn ich war entschlossen, es aufs äußerste kommen zu lassen, und einen Gewaltstreich auszuführen, und ich wünsche, daß ichs gethan hätte. Es war noch Zeit dazu, man scheute sich so sehr davor, daß man mir in aller Eile Geld schaffte. Ich wählte die tiefste Trauer; der Herr B***, wie man sich vorstellen kann, wagte es nicht, sie anzulegen. Dieser Contrast zwischen meinem Anzuge und dem seinigen, gab zu vielen Bemerkungen Anlaß, und bestärkte alle in der Meinung, die sie von meinem Stande hegten. Man muß sehen, wie meine Kerkermeisterin diese Scene schilderte, da sie folgenden Brief an Herrn Jacquet schrieb, den 27 Mai 1774:

„Ich weiß nicht, wie oder wo ich anfangen soll, Ihnen Nachricht von dem, was hier vorfällt, zu geben. Ich war die Erste, die den Tod Ludwigs des Funfzehnten der Madame B*** ankündigte. Ach! Konnte ich nach allen Opfern, die sie schon gebracht hat,

wohl erwarten, daß sie ihren gerechten Ansprüchen, die Trauer anlegen zu dürfen, nicht entsagen werde? Sie wissen, in diesen kleinen Städten in der Provinz, trägt nur der Adel allein die Hoftrauer, und wie? Sie wollte Lärm machen, sie rief laut: eine Bourbon, in welcher Ungnade, in welcher Verkleidung, in welchem elenden Winkel der Erde sie auch leben mag, darf niemals irgend etwas von dem vernachlässigen, was sie dem Andenken ihres Königes schuldig ist, vorzüglich wenn er ihr zärtlicher Beschützer gewesen ist! Das ist noch ein Grund zur Uneinigkeit, wie Sie sehen; er hat im Grunde nicht Unrecht, und sie noch viel weniger. Sie hatte keinen vollständigen Traueranzug, und ich glaubte, daß dieses Hinderniß sie davon abbringen würde, weil ihr Mann ihr nicht das Geld in die Hände giebt. Jetzt trägt sie tiefe Trauer; ich habe ihr heimlich fünf Louisd'or vorschießen müssen, damit sie alles Nöthige

bei der Rudelle *) kaufen könnte, und dort hat sie alles bestellt von Crêpe rc. Kurz, sie ist in der tiefsten Trauer, und ihr Mann geht bunt; das giebt natürlich erbauliche Stadtgespräche .... Die Kleine zeigt aber ihre Trauer nicht in Kleidern allein, ihr ganzes Wesen zeigt ihren Kummer; ich fürchte, daß sie krank davon werden wird. Ich lasse sie bei mir schlafen, um sie etwas zu trösten; sie weint die ganze Nacht, und sagt mir immer: dieser große Monarch, dieser so trefliche König, hat er sterben können, ohne mit meinem Vater über meinen letzten Brief zu sprechen? ... Und wie? sein Vetter, hätte er in seinen letzten Augenblicken die Begnadigung seiner Tochter verweigern können? ... Sie will wissen, was zwischen ihrem Vater und dem Könige in den letzten Augenblicken vorgefallen ist. Diese Kleine hat sich in den Kopf gesetzt, daß er nicht hat sterben kön-

*) Eine Modenhändlerin.

nen, ohne den Prinzen von Conti rufen zu lassen, um mit ihm über ihre Angelegenheiten zu sprechen. Ich war bange, daß man sie hören möchte; sie schrie laut auf: „Ich bin verlohren! Mich hätte man an seiner Stelle begraben sollen; ich bin in einem Grabe, das tausend Mal schrecklicher ist, als alle Gräber der Welt! . . . Ich habe alles verlohren, da ich meinen König verlohren habe, meinen Beschützer, den besten Freund meines Vaters!“

Delorme.

Als ich, wie es sich geziemte, Ludwig den Funfzehnten betrauert hatte, dachte ich, daß sein junger Nachfolger, der erklärt hatte, daß es sein aufrichtiger Wunsch sei, den Beinamen des Gerechten sich zu erwerben, damit anfangen würde, wenn er die Zügel des Staats faßte, sich rechtmäßige Ansprüche auf diesen Beinamen zu erwerben; daß er daher meinen Vater aus der Verbannung, worin

er, wie ich glaubte, lebte, zurückrufen werde. Es schien mir, als ob Madame Elisabeth sich ein wahres Vergnügen daraus machen werde, die Gerechtigkeit des Königs, seines Bruders, für uns anzuflehen, und ich sah mich schon auf dem Wege nach Versailles. Meine Gefangenschaft vergessend, forderte ich, oder verlangte ich gebieterisch, um es recht zu sagen, daß man mir Geld, Wagen und Pferde schaffen solle. Der strenge, ernste Ton meiner Erzieherin verscheuchte bald diesen Traum von Freiheit. Ganz trocken verweigerte sie mir gleich das nöthige Geld. Meine Briefe wären genug. Meine Anwesenheit zu Versailles schien ihr überflüssig. Sie erbot sich selbst meine Briefe hinzubringen, vorausgesetzt daß ich den Herrn B*** nicht mit ins Geheimniß zöge. Diese Bedingung war eine List, um sich bei mir geltend zu machen; denn alles war unter ihnen beiden verabredet. Indeß sieht man aus ihrem Briefe vom siebenten Julius 1774, daß sie hierin

selbst den guten Herrn Jacquet hinterging, den sie doch ihren Freund nannte.

„Ich kann Madame B*** nicht Einen Augenblick verlassen, wir sind beschäftigt, an den jungen König zu schreiben ꝛc. Sie soll mir dies Paket geben, weil sie verlangt, daß ich es niemand als Monseigneur selbst in ihrem Namen überreiche. Sie glauben leicht, daß sie mir nicht erlaubt irgend einem, wer es auch sei, etwas davon zu sagen, weil ich ihr habe zuschwören müssen, nicht eher als im Temple selbst, den Fuß auf die Erde zu setzen, und daß ich diesen nicht eher verlassen wolle, bis ich den Prinzen gesehen und gesprochen hätte. Sie will, daß ich ihr sogar den Eindruck melden soll, den ihre Briefe auf die Miene ihres Vaters machen werden. Wir treiben alles heimlich, so daß Herr B*** nichts erfährt; das raubt uns Zeit, denn er liegt uns immer auf dem Halse. Ihre Hartnäckigkeit, die große Hoftrauer zu tragen, giebt hier zu vielen Gerüchten Anlaß; man

spricht wunderlich darüber. Sie wissen, wie es in solchen kleinen Provinzialstädten zu gehen pflegt."

Delorme.

Alle Briefe der Delorme, die ich angeführt habe, und noch anführen werde, sind vom Herrn B*** selbst vor Gericht als ächt anerkannt; sie sind daher authentisch.

Ich hatte meine Depeschen bald fertig; es war ein Brief dabei an meinen Vater, der ihm meine Zärtlichkeit und meine Achtung bezeigte. Indeß ich mit aller Wärme der unterdrückten Unschuld Verzeihung für einen vermeintlichen Fehler erflehte, vergoß mein Vater die bittersten Thränen auf meinem Grabe, wie ich über seine Verbannung weinte. Diejenige, die mich in diesem Irrthum erhielt, und die mir für eine Kleinigkeit die Rechte, die mir die Natur verliehen hatte, stahl, reiste ab wie eine Prinzessin, in einer Berline, mit sechs Pferden und zwei Courieren, von denen einer vorausritt, der andere

nachfolgte; und mich schleppte man nach Cousance, und nach Lons=le=Saunier zurück, auf einem Karren, der oft mit Ochsen bespannt war, den Sonnenstrahlen und der Witterung Preis gegeben. Als ich meine Erzieherin fortreisen sah, so fiel mir dieser Unterschied auf, ohne daß ich indeß weiter darüber nachdachte, denn ein schwacher Schimmer von Hoffnung war mir wieder erschienen; aber leider! getäuschter Hoffnung! Die Zeit verstrich, und ich erhielt von meiner vorgeblichen Gesandtin nichts; als unbedeutende Briefe. Sie schrieb mir den 23 April 1775:

Madame.

„Noch immer kann ich Ihnen keine Antwort geben, aber doch darf ich Ihnen versichern, daß Ihr Paket richtig Sr. Hoheit übergeben ist; vielleicht sind Ihre Briefe, die für den Hof bestimmt waren, Schuld an dieser Verzögerung. Sie wissen wohl, wie sehr man mit den Anstalten zu der großen Feierlich-

keit

keit*) beschäftigt ist; noch ist der Augenblick nicht da, Ihr Schreiben an Ihren Bruder abzusenden. Schieben Sie es noch auf, wenn Sie etwas ausrichten wollen, bis ich Ihnen die Antworten bringe; dann wollen wir darnach arbeiten, und ich verspreche Ihnen, daß Ihnen Alles zu Gebot stehen soll, was meine Erfahrung über Ihren Verstand vermag . . . Ich bin mit Hochachtung, Madame, Ihre u. s. w."

Delorme.

Wie lang wurden mir die Tage bei diesem vergeblichen Hoffen! . . . . Jeder von den vergangenen verdoppelte meine Abneigung gegen meinen sogenannten Ehemann. Die Last der Besorgung häuslicher Geschäfte, die er mir auflegte, ward täglich drückender, und überstieg meine Kräfte. Ich beugte mich unter der Last, die durch Geiz und seine Bosheit so groß war. Ich brachte die Näch-

---

*) Die Beisetzung Ludwigs des XV.

te mit Weinen zu, und wenn die zu große Ermattung endlich meine Augen gegen Anbruch des Tages schloß, so weckte mich eine Stimme, die ich mehr als das Brüllen des Donners fürchtete, aus dem Schlaf. Es war mein Tyrann, der mich rief. Er wußte nicht, oder stellte sich es nicht zu wissen, daß die Furcht vor seiner verhaßten Annäherung, mir in jeder Nacht die Ruhe raubte. Das Stillschweigen meiner Erzieherin verdoppelte noch das Schreckliche dieser beständigen Schlaflosigkeit. Endlich meldete sie mir, daß sie zu Chalons sei, und befahl mir, zu ihr zu kommen. Herr B*** begleitete mich. Madame Delorme, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen, um jeden Verdacht eines Einverständnisses mit ihrem Helfershelfer zu entfernen, gab ihm den Befehl, mich allein mit ihr zu lassen. Sie sagte mir, daß die Todtenfeier des Königs sie gehindert hätte, ihren Auftrag ganz nach meinem Willen auszurichten. Nach dieser elenden Ausflucht, war es mir

unmöglich, nur ein einziges Wort über alles, was mich so sehr interessirte, herauszubringen. Ich konnte nicht zu Chalons sein, ohne den Wunsch zu hegen, meine guten Nonnen und meine Gespielinnen im Marienkloster zu sehen; ich bat, wie um eine Sache, die sich von selbst verstände, meine Erzieherin um die Erlaubniß, wieder ins Kloster gehen zu dürfen. Sie sah das an, als eine Tollheit; ich flehte nur um die Erlaubniß, einige Augenblicke ins Sprachzimmer zu gehen; aber auch das wollten meine Hüter mir nicht gestatten. Auch List half mir nichts. Ich suchte vergebens ihre Wachsamkeit zu täuschen. Ich mußte abreisen, ohne die Pflichten der Dankbarkeit und Freundschaft erfüllt zu haben, ohne daß mir ein Genuß zu Theil ward, der wenigstens auf einen Augenblick mein Unglück unterbrochen hätte.

Um indeß meinen Kummer über alle diese fehlgeschlagenen Hoffnungen etwas zu erleichtern, gab man mir meine Bücher zurück;

ich sah sie mit Entzücken wieder, und freute mich, vorn in den Büchern, die mir dedicirt waren, und die in einer fremden Sprache geschrieben waren, meinen ersten Namen Mont-Cair-Zain zu finden; es schien mir, als ob dies ein Anfang sei, mir meine entzogenen Rechte wieder zu geben, und der Anblick dieses Namens, versetzte mich in die schönsten Zeiten meiner Jugend zurück. Ich fing sogleich wieder an, mich mit den Sprachen zu beschäftigen, die ich gänzlich vergessen hatte. Ich hatte einen doppelten Zweck: mich zu zerstreuen, und dann suchte ich besonders eine Sprache zu lernen, die ich bald in der Familie meiner Mutter zu reden hoffte: denn damals ging ich damit um, bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen, und in Italien einen Zufluchtsort zu suchen. Ich dachte, daß die Bourbons gegen mein Geschick unempfindlich wären. Ich war weit entfernt zu argwöhnen, daß sie mich für todt hielten.

Der Brief, den meine Erzieherin mir aus Chalons schrieb, den 20 Julius 1775, zeigt, wie sehr sie mein Zutrauen mißbrauchte.

„Madame, ich denke, daß Sie endlich zur Einsicht gelangt sind, daß ich nichts versäumt habe, um Ihnen Beweise meiner Ergebenheit zu geben; ich schrieb an Monseigneur, Ihm Ihr Vorhaben nach Italien zu gehen, zu melden, und ich habe mich Ihrer Worte bedient; dies liebe Kind, dem er so oft sagte, daß er sie anbete; . . . . das einzige, heißgeliebte Kind, das, wie er wollte, durch den glänzenden Stand ihn für all das Übel, das sein Sohn ihm anthat, rächen sollte; . . . dieser Abgott seines Herzens; dies Ebenbild eines so großen Feldherrn, eines so treflichen Prinzen. . . . Kurz, Madame, ich glaube, daß ich gethan habe, was Sie wünschen, um zu versuchen, das Herz des Prinzen zu rühren, da ich ihn an seine eigenen Worte erinnerte.

Ich erzählte ihm ganz umständlich alles was sie unglücklich macht, und daß dies der letzte Versuch sei, den Sie machten, ehe Sie das unglückliche Band trennten. Ich sprach mit ihm von dem Inhalt Ihrer Briefe, um derentwillen ich die Reise nach Paris gemacht habe; ich fügte noch hinzu, daß gerade diese feierliche Ceremonie Ihnen sehr günstig sein könne, und daß das Herz des Königs zu gut sei, in solchem Augenblick Ihnen eine Bitte zu verweigern, die um so viel gerechter ist, da Sie viel weniger fodern, als was Ihnen Ludwig der Funfzehnte bewilligt hat. . . . Ich erinnerte den Prinzen daran, daß der hochselige König nur durch seine Bitten bewogen, eingewilligt hätte, Sie zu dem Stande zu erheben, den er für Sie vom ersten Augenblicke an bestimmt hatte. Ich habe sogar in meinem Briefe die Antwort wiederholt, die ihm der verstorbene König gab, als er in Gegenwart Sr. Majestät ihre persönlichen Eigenschaften erhob, und dieser

sagte: Wie, ich habe eine kleine Cousine von dem Alter, so reizend und so ausgezeichnet, und Sie stellen sie mir nicht vor! Mein Vetter, haben Sie? . . . Ich zweifle gar nicht, Madame, daß dies letzte den größten Eindruck auf das Herz des Prinzen, ihres Vaters machen wird. Ich hielt es nicht für gut, davon zu sprechen, daß Sie sich so heftig über diese unglückliche Heirath beklagen. Sie werden einsehen, daß wenn man bittet, man an nichts erinnern muß, als an das Gute, das man uns erzeigt hat. Hüten Sie sich ja, jemals davon zu sprechen, oder gar davon an den Prinzen zu schreiben. Erwarten Sie mich, und schreiben Sie nicht an ihn, ohne mich um Rath zu fragen. Sie werden vergebens Ihre Briefe nach dem Temple addressiren: der Prinz wohnt dort nicht mehr, und Sie würden durch diese Unvorsichtigkeit alles verderben. Sein Sie nicht zu emsig beim Italienischen.

Ich schicke Ihnen diesen Brief durch einen Boten, der ihn Ihnen selbst übergeben soll; Sie wissen warum. Sagen und zeigen Sie keinem, was ich Ihnen geschrieben habe. Ich thue alles, was Sie wollen; aber ich hoffe auch, daß Ihre Vorsicht gleich sein wird der tiefen Achtung, womit ich bin, Madame, u. s. w."

Delorme.

Ich finde in einem anderen Briefe der Madame Delorme, vom zwölften Julius 1775, an Herrn Jacquet, aus Chalons geschrieben, die naive und getreue Schilderung meiner damaligen Stimmung:

„Seitdem ich Sie verlassen habe, lieber Freund, habe ich manches Neue von unsern jungen Eheleuten erfahren. Ich hatte Herrn Villermot aufgetragen, Ihnen zu melden, daß ich hieher zurückgekehrt sei. Sie machten sich sogleich auf, und kamen zu mir. Herr B*** ließ mir seine Frau auf vierzehn Tage, und es war mir lieb, sie allein

zu haben, um ihre Stimmung kennen zu lernen. Ihre Phantasie ist noch eben so reizbar. Gerechter Himmel, welch ein Trotzkopf! Nichts kann sie zur Vernunft bringen. Sie will ihren Mann nicht hören, noch sehen! Sie klagt und quält sich entsetzlich. Sie wollte wieder ins Marienkloster gehen; sie verlangte, daß ich es zugeben sollte. Hatte die Kleine nicht gar den Entschluß gefaßt, nach Italien zu gehen, ihren Mann zu verlassen, ihren Namen wieder anzunehmen? Nichts konnte sie von diesem Vorhaben abbringen. Ich mußte mich stellen, als ob ich ihr behülflich sein wollte."

„Gut," sagte sie, „weil die Bourbons mich verlassen, so will ich fortgehen, und in meiner Verzweiflung ferne von ihnen leben; Mont-Cair-Zain wird vielleicht gefühlvolle Herzen im Lande der M*** suchen . . . . Ach! mein Freund, wie traurig machten mich diese letzten Worte! Ich war gezwungen, ihr Alles zu versprechen, sonst hätte ich gewiß

nichts mehr mit ihr anfangen können. Ich nahm endlich meine Zuflucht dazu, ihr vorzustellen, daß sie erst die Sprache verstehen müsse, die sie fast ganz vergessen hat. Jetzt studirt sie Tag und Nacht, um das Versäumte nachzuholen; ich habe ihr alle ihre Bücher zurückgeben müssen." . . .

Delorme.

Schon aus diesem Eifer, womit ich, in einem Alter von vierzehn Jahren, an diese Arbeit ging, um den nichtigen Einwurf der Delorme aus dem Wege zu räumen, kann man schließen, wie drückend mir meine Banden schienen, und wie ungeduldig ich darauf hoffte, sie zu sprengen.

Man ließ mir nicht lange Zeit die Freude, ruhig für mich arbeiten zu können, was mir in der Gefangenschaft so sehr viel werth war; man fürchtete ohne Zweifel, daß meine Neigung zu den Wissenschaften, daß meine Leichtigkeit im Lernen, die sich gleich in den ersten Tagen zeigte, alles das entdeckte, was

man um jeden Preiß verheimlichen wollte. Diese neue Laune meiner Tyrannen schlug meinen Muth und meine Geduld völlig nieder. Ein hitziges Fieber, Blutspeien, und andere Symptome machten, daß man für mein Leben fürchten mußte. Die ersten Anfälle gingen vorüber, die Gefahr entfernte sich, ohne ganz zu verschwinden. Der Arzt verordnete, daß ich reiten sollte, als ob er meine Neigung errathen oder befragt hätte.

Die Sparsamkeit des Herrn B*** wollte mir dies Mittel nicht verstatten, da es ihm zu kostbar schien; aber Madame Delorme sagt ein Wort, und ich hatte sogleich ein niedliches, kleines Pferd, gut zugeritten und gezäumt, und ich eilte es zu probiren. Mehrere Personen begleiteten mich zu Fuß. Herr B*** war dabei, und man hatte mir ausdrücklich verboten, vorauszueilen. Ich ritt anfangs sehr langsam; dann fing ich an zu traben, und darauf ritt ich wieder in Schritt. Den Hut hatte ich in die Augen gedrückt,

damit man meine Absicht nicht aus meinen Mienen errathen möchte. Von Zeit zu Zeit blickte ich den Capitain meiner Wache an. Ich paßte den Augenblick ab, da er mit seinen Begleitern sprach, gab dem Pferde die Sporen, rasch wie der Blitz machte ich zwei Meilen, und war in einem kleinen Dorfe, Plaine-Oiseau. Ich glaubte nun, ich sei gerettet. Meine Edelsteine, sagte ich mir selbst, sind mehr als hinreichend zu den Unkosten einer Reise nach Italien, und so wie ich dies bedachte, griff ich in die Tasche. Mit Schrekken fühlte ich, daß sie leer war. Ich hatte einen Reitanzug an, und alle meine Kostbarkeiten waren in den Taschen meines anderen Kleides stecken geblieben. Meine Medaille trug ich immer bei mir, aber man hatte mir die kostbaren Diamanten, die zur Einfassung dienten, genommen, und sie allein hatte keinen Werth, als nur in meinen Augen. Ich gerieth in Verzweiflung, riß mir die Haare aus, verwünschte meine Unbesonnenheit, weinte

vor Wuth, aber faßte sogleich einen Entschluß. Ich schob meine Flucht auf bis zum folgenden Tage, und kehrte zu meinen Begleitern zurück. Obgleich ich unverzagt that, so empfing man mich doch übel genug: Ich hätte den Befehl übertreten. Ich gäbe mich für krank aus, und hätte doch Kräfte genug mit verhängtem Zügel fortzujagen, ich dürfte nicht mehr ausreiten. Diese Drohung war für mich ein Donnerschlag, und ich kehrte, den Tod im Herzen, in mein Gefängniß zurück. Das Pferd blieb indeß im Stalle, und ich hoffte, daß Herr B*** seine Drohung vergessen werde. Er dachte aber nur zu gut daran, und eben so boshaft als tyrannisch, sagte er zu allen Leuten, hinter meinem Rükken: „Da seht ihr die tollen Einfälle und Launen meiner Frau; ich soll ihr ein Pferd anschaffen, ihrer Gesundheit wegen, ich kaufte ihr eins, nun will sie nicht mehr reiten, und gebe ich es wieder weg, so würde sie doch

wieder weinen und krank werden;" mir aber sagte er, als ich wieder auszureiten wünschte, das schicke sich nur für eine Metze. Ich wagte es nicht, von meinen Instrumenten zu sprechen. Um sie wieder zu erhalten, sollte ich eine Bedingung eingehen, die für mich schrecklicher als der Tod war. Ich mußte also meine Zeit damit hinbringen, Lumpen für Herrn B*** zu nähen. Ich war gezwungen, mich um die geringste Kleinigkeit im Hause zu bekümmern, alles mußte ich besorgen, auch die schlechteste Arbeit; und doch war er grausam genug, mich faul zu schelten, obgleich ich mehr that, als die Weiber in dieser Provinz, die er mir als Muster aufstellte, die die schmutzigsten und gröbsten Arbeiten verrichteten, und nichts sind, als die ersten Mägde ihres Hauses. Meine Erzieherin, der es nur um meinen Stand zu thun war, machte meinem Peiniger Vorwürfe darüber. „Er will," sagte sie, in ihrem Briefe vom zwölften Julius 1775, an Herrn Jac-

quet, er will und verlangt Bedachtsamkeit, Arbeitsamkeit und Sorge fürs Hauswesen von einem Kinde, wir sind darüber ein wenig kalt gegen einander geworden, weil ich ihm sagte, daß er sie nicht zu behandeln verstehe.“ Weit entfernt durch Güte seine Absicht zu erreichen zu suchen, ermunterte er die Frauen von seiner Bekanntschaft, über meinen Geschmack, meine Beschäftigungen, über alles was er meine Launen, meinen Ton nannte, und besonders über meine Abneigung gegen die eheliche Pflicht zu spotten. Um allen Zank und Lärm mit diesen Weibern, die mein Kerkermeister hintergangen hatte, zu vermeiden, schwieg ich und lebte, so weit ich konnte, in der größten Einsamkeit.

Da ersann ich eine lustige Rache für die Qualen, die er mich erdulden ließ. An den Festtagen foderte man von meiner Schwäche keine Handarbeiten, ich benutzte diese Tage der Ruhe, eine hydraulische Maschine zu verfertigen; ich brachte meine beiden Häscher,

Mann und Frau, dabei an. Die Behälter für das Wasser waren von Blei und verzinntem Eisenblech, und aus Pappe hatte ich Schlösser, Gärten, Terrassen, Gebüsche, Gitter, Altäre u. s. w. gemacht. Man sah die Mont-Cair-Zain in Verzweiflung, in den Klauen ihrer Erzieherin, die sie aus einem Pallast fortschleppte; auf der andern Seite erblickte man das Sprachgitter eines Klosters; weiter hin, dieses Kind, das kniend und mit Thränen in den Augen, um seine Freiheit zu bitten schien; dann zeigte sich die unerbittliche Delorme, die Ketten in der einen Hand hatte, Branntwein in der andern, und mich fortschleppte. Ich vergaß nicht das mit Lilien bedeckte Grab, das mir im Traume erschienen war; ich stellte daran das Bild meines Vaters, das immer in meinem Andenken, in meinem Herzen lebte. Alles war vollkommen nachgeahmt, Personen und Örter, Menschen und Sachen, man sah alles darauf, sogar meine Pinsel und Instrumente;

das

das Wasser spielte fünf Viertelstunden. Dies Ganze sollte zum Aufsatz auf einer Tafel dienen. Es mußte mißfallen, obgleich ich die Namen der spielenden Personen nicht angegeben hatte. Man war um so unwilliger, da dies Werk, das Kenntnisse voraussetzte, Beifall erhielt, mir Lob verschaffte, und das Geheimniß einer sorgfältigen Erziehung verrieth. Man beschloß, dies zu gefährliche Geheimniß zu Cousance zu begraben.

Vor meiner Abreise, verkaufte Herr B*** ganz heimlich an einen gewissen Herrn Gerrier die schönsten Möbeln, die Madame Delorme mir aus Paris hatte kommen lassen. So befriedigte dieser Kerkermeister seine Habsucht, und entfernte zu gleicher Zeit die stummen Zeugen, die fürchterlichen Verräther. Seine Helfershelferin reiste immer von der Franche-Comté nach Paris, und von Paris nach der Franche-Comté. Sie hielt mich immer hin mit schönen Hoffnungen, und hinterging mich durch täuschende Vertraulichkeit, und neue

Kunstgriffe. Sie übernahm es, meine Briefe zu besorgen, und brachte mir keine Antwort. Die Briefe, die ich der Post anvertraute, hatten kein glücklicheres Schicksal. Erst durch die Aussage ihrer Kammerfrau, lernte ich später das Schicksal der Briefe kennen, die ich an den Hof schrieb. „Madame Delorme," sagt sie, „schickte mich oft auf die Post, um die Briefe dort abzuholen, die von der jungen Frau dahin gebracht waren. Gewöhnlich ging Madame Delorme selbst hin, aber wenn sie zu thun hatte, so mußte ich hingehen. Ich glaubte nichts Böses zu thun, da ich nur ihrem Befehle gehorchte, und überdieß schickte sie mich im Namen der jungen Madame B***, weil sie etwas darin vergessen hätte, wie sie sagte, und ich glaubte es. Sehr oft täuschte sich Madame Delorme, es war keiner auf der Post ... Auf ihren Briefen war das königliche Wappen als Siegel." Die Kosten für die Reisen meiner Erzieherin, waren ungeheuer. Ich habe schon gezeigt, wie be-

quem und prächtig sie reisete. Sie überließ in der Zeit ihrem Genossen, dem Herrn B*** die Sorge, mich zu bewachen; bisweilen überraschte sie ihn auch, um zu sehen, ob er sorgfältig in diesem sauberen Geschäfte sei. Wenn sie mit seiner Pünktlichkeit zufrieden war, so erhielt er eine Belohnung. Wie oft hatte ich den Kummer zu sehen, daß er seinen Sold und ein Geschenk für meine Gefangenschaft erhielt.

Während man mich so in meiner Gegenwart verkaufte, litt ich oft Noth, und oft sehr lange, ehe man mir Hülfe leistete. Ich war gezwungen, die Magd des Herrn B*** zu bitten, sich bei ihm für mich zu verwenden, damit ich ein Paar neue Schuhe erhielte, (man trug in dem Städtchen fast nichts als Holzschuhe,) und ich bekam zur Antwort: „Ihr Mann würde Ihnen alles geben, wenn Sie nur wollten. Sein Sie nur ein bischen gefällig, und er liegt zu Ihren Füßen; . . . er liebt Sie . . . . er betet Sie an.“ . . . .

Alles was mir nur nahe kam, war abgerichtet. Ich hörte es lächelnd an, zuckte die Achseln und antwortete: „Geh, armes Kind, ich sehe wohl, daß Du nur nachbetest, sage nur, daß ich mich lieber mit Holzschuhen behelfen wolle,“ . . . und ich zog Holzschuhe an.

Eine so sichtbare Schlinge konnte mich nicht täuschen. Meine Erzieherin benahm sich feiner. Als sie mir betheuert, und mich sonst sicher gemacht hatte, daß ich nur noch kurze Zeit zu leiden hätte, daß sie sich für mich verwendete, daß sie Nachrichten über meinen Vater einzöge, daß unser gemeinschaftliches Unglück zu seiner Zeit, und sehr bald enden würde, ließ sie geschickt so ein Wort vom Recht, von Ansprüchen, von Hoffnungen des Herrn B*** einfließen. Sie wollte mich überreden, daß damit das Ende meiner Strafe in Verbindung stehe. „Nein, Madame, das Blut, das in meinen Adern fließt, soll sich nicht mit dem Blute des Herrn B*** verbinden, sprechen Sie nur gar nicht

mehr davon.“ Mein Elend erreichte um diese Zeit einen so hohen Grad, daß es nicht länger zu ertragen war. Um zu zeigen, wie weit man ging, darf ich nur anführen, daß der Tisch des Herrn B*** nicht nur mit keinen wohlschmeckenden, sondern nicht einmal mit gesunden Speisen besetzt war. Es ekelte einem am Tische meines Kerkermeisters, wenn er nicht Gäste hatte, und zwanzig Mal besuchte er andere, ehe er selbst jemand einlud. Ich zwang mich einige Mal mit ihm zu reden, um ihn davon abzubringen, obgleich ich dadurch bisweilen außer Hause gesunde und gut zubereitete Speisen zu essen bekam; aber auf zwei Arten ward ich bei seinen Freunden gedrückt, so, daß dadurch mir dieser Genuß verbittert, und meine Lage erschwert ward. Bei einigen traf ich jene Behaglichkeit, die, so weit sie auch dem nachstand, was ich verloren hatte, dennoch mich daran erinnerte, und meinen Kummer verdoppelte. Was mich aber zur Verzweiflung

brachte, war der Vergleich der Sitten, des Tons, den ich bei einigen unserer Nachbaren fand, mit der Ungeschliffenheit des Herrn B***. Da empfand ich lebhaft die Strafe des Mezentius, der, wie man sagt, Lebendige mit Leichnamen zusammenband; dann gerieth ich in Verzweiflung, daß ich mein Leben mit einem solchen Menschen hinbringen sollte. Wo ich das nicht fand, da traf ich andere Leiden; da waren es Leute, die dem Herrn B*** ergeben waren; die, mit einer Grobheit, die beider würdig war, in meiner Gegenwart über meinen Geschmack, meine Beschäftigungen, meinen Anstand, meinen Gang, meinen Accent, meine Gebehrden, das was sie mein Wesen einer Prinzessin nannten, spotteten. Ich kam nach Hause den Tod im Herzen, und blaß wie eine Leiche, und zu Hause fand ich dieselbe Noth. Giebt es etwas Schrecklicheres, als unaufhörlich den Gegenstand, den man verabscheut und verachtet, vor Augen haben zū müssen?

Ich hoffte meine Bleifedern, meine mechanischen Werkzeuge, meinen Stickrahm zu benutzen. Um mich in der Musik zu üben, die ich leidenschaftlich liebte, hatte ich nichts als eine schlechte Violine. Alle diese Mittel gegen die Langeweile, alles dies was mir meinen Kummer lindern konnte, ward mir verboten. Man wollte mir ganz andere Beschäftigungen geben. Das Gut des Herrn B*** war ganz in Verfall gerathen; die Gebäude mußten ausgebessert, die Gärten angepflanzt werden; man verabschiedete den Pächter, der die Äcker vernachlässigt hatte; man schlug sie höher an, zum Besten des Besitzers, und ich sollte die Aufsicht über Alles führen. So thätig ich auch dabei war, so konnte ich in der Woche doch keine Viertelstunde finden, um auszuruhen, und mich zu sammeln. Der Geschäfte wurden so viele, daß ich es für nöthig hielt, eine Frau zu verlangen, die mir zur Hand gehen könne. Was für Spott und Hohn mußte ich da er=

tragen! Eine Kammerfrau für eine Pächterin! für eine Bäuerin! Das war es auch gar nicht, was ich verlangte, sondern eine Frau zur Arbeit, aber darauf sah man nicht, über diese Foderung entstand ein entsetzlicher Lärm; ich konnte ihn nicht eher beruhigen, als bis ich von meiner Foderung abstand, und ich verdoppelte meine Anstrengung, um Alles zu besorgen. Der Elende, (wie kann ich ihn anders nennen?) der gewohnt war, daß ich alle Geschäfte im Hause besorgte, mißbrauchte meine Nachgiebigkeit, und ich mußte täglich so viel arbeiten, als eine Magd nie gethan hätte. Um eine Idee davon zu geben, wird es hinreichen wenn ich sage, daß ich selbst im Garten Hand anlegen mußte, in der Küche, beim Brodtbacken, bei der Wäsche. . . . Ich werde nicht fertig werden. Ein einziger Trost blieb mir nur, die Nothleidenden zu unterstützen; aber auch dafür konnte ich nur sehr wenig thun, weil ich nicht einen Heller hatte, ihn einem Armen zu

schenken, keine Suppe sie ihnen zu geben. An den großen Festtagen, nach der Messe, hatte ich die Erlaubniß, die Kranken des Kirchspiels zu besuchen. Ich konnte aber nichts thun, als ihnen Rath geben, und ihre Wunden verbinden. Durch mein Mißgeschick zur Theilnahme mit den Unglücklichen gestimmt, suchte ich durch meinen Eifer, und meine liebevolle Sorgfalt, was mir an Unterstützung abging, zu ersetzen.

Bald aber litt ich selbst an den Übeln, deren Anblick mein Mitleiden rege machte. Durch die zu gehäuften häuslichen Geschäfte, ward meine Gesundheit geschwächt. Mein kleines Pferd hätte mich wieder herstellen können; aber es zu gebrauchen, war mir untersagt. Wenn jemand meinen Kerkermeister darum bat, so antwortete er, daß wenn er es ausleihen wolle, ich gewiß mit aller Gewalt an dem Tage auszureiten verlangen würde. So schwärzte er mich allenthalben durch seine Lügen an, indeß er mich aufs

härteste mißhandelte. Da sein Anblick mich nur immer mißlaunisch und unglücklich machte, so verlangte ich, daß er mir erlauben solle in das Marienkloster zu Chalons zu gehen; statt aller Antwort aber, legte man mir nur noch mehr Ketten an. Endlich, als ich nicht mehr so ungestüm darauf drang, ließ man mich bisweilen ans östliche Ende des Dorfes gehen, wo der Hauptstrom von Cousance in einem Felsen, Namens Gizia, entspringt. Der Felsen ist sehr hoch, das Wasser fällt tropfenweise, auf niedrigere, mit Moos bewachsene Felsen, weiter hin bildet es Wasserfälle, deren Murmeln, vom Echo wiederholt, einförmig und traurig tönte, und mich erfreute, da es meinen Trübsinn nährte. Mehrere Mal suchte ich mich zu retten, und bemühte mich den Felsen auf der Seite, wo der Bach entsprang zu erklimmen; aber obgleich ich geübt war, die steilsten Stellen zu erklettern, so konnte ich doch mein Vorhaben nicht ausführen. Bei jedem Schritt ward ich durch rollende Steine und losen Sand zurückge-

trieben. Vergebens setzte ich mein Leben bei diesem Versuche in Gefahr. Oft sah ich junge Adler, die einen Flug aus dem Neste wagten, unter der Aufsicht ihrer Alten. Am Gipfel des Felsens sank ihnen die Kraft, zerschellt und blutig stürzten sie zu meinen Füßen. Die Alten kamen und schnäbelten sie, und bedeckten sie mit ihren Flügeln. Was auf den großen Haufen nur einen schwachen Eindruck macht, trifft die Unglücklichen tief. Mir schien es, als ob die sorgsame Zärtlichkeit der Eltern, die Schrecken des Todes versüßen, oder ganz vergessen lassen müßten, und ich beneidete diese jungen Adler. Mit Kummer riß ich mich los von diesem wilden Orte. Es war mir so süß, ungestört weinen zu können. Ich kam nicht nach Hause zurück, ohne neue Ursache zur Trauer anzutreffen. Eines Tages war ich ganz erstaunt, mein Bett nicht mehr zu finden. Das Bett war prächtig; Herr B*** verkaufte es an Herrn Berrard, Mitglied des Parlements zu Dijon; mir

zeigte man ein elendes Lager, das ich dafür haben sollte, und das man nicht einmal von dem Ungeziefer, wovon es wimmelte, gereinigt hatte.

Die Schönheiten der Natur, dachte man, würden mich zerstreuen, und meinen Unwillen über diese barbarische Geldgier verringern. Man führte mich nach den Höhlen von Coizia, die jenseit des gleichnamigen, herrlichen Waldes sind. Der Zugang ist keinesweges leicht. Um dahin zu gelangen, muß man Hände und Beine zu Hülfe nehmen, sich an den Felsen anklammern, und so den Abhang hinaufkriechen, der sehr steil ist, so daß die Ziegen kaum hinaufkommen können. Der Eingang zur Grotte ist ein unermeßlicher Saal, hoch und geräumig. So wie man hineintritt, hört man Wasser rauschen. Man erblickt Tropfsteine, das Wasser fällt tropfenweise vom Felsen, und nimmt Thier-, Pflanzen- und Stein-Gestalten an. Man sieht den Entwurf zu einer Frau, einem Manne,

die Gestalt eines Hundes, eines Pferdes, eines Fisches, die Zeichnung eines Strauches, einer Frucht, einer Blume, eines Geräthes. Ich will die Grotten hier nicht beschreiben, was schon von Anderen geschehen ist; nur einige Bemerkungen, die denjenigen, die sie besuchen wollen, nützlich sein können, will ich anführen. Eine Abtheilung, die einem großen Saale gleicht, ist voll von Fledermäusen, die, eine über die andere, an der Decke sich anhängen. Der Geruch, den sie verbreiten, ist so stark und so stinkend, daß man vorsichtig sein muß, um nicht zu ersticken. Ebenfalls muß man sich gegen die auffallende Kälte dieser Grotten in Acht nehmen, und sich wohl hüten, mitten durch den Saal gehen zu wollen; denn durch den dort aufgehäuften Unrath ist ein Morast entstanden, worin einige Personen fast umgekommen wären. Wir hatten ebenfalls einen unerwarteten Vorfall. Da wir mit Fackeln hineingegangen waren, die zu hell loderten, so

flatterten diese erschreckten Nachtvögel auf, kamen von allen Seiten herbei, und löschten die Fackeln aus. Hätte man nicht glücklicherweise Feuerzeuge mitgenommen, so wären wir verlohren, oder wenigstens in großer Verlegenheit gewesen. Es fehlte wenig, so hätten wir einen von unsern Fackelträgern verlohren. Da wir mehrere bei uns hatten, so entfernte sich dieser, ohne daß wir es bemerkten. Er glitt in ein Loch hinab, welches der Eingang zu einer Art von Labyrinth war. Das Gewölbe war niedrig, seine Fakkel ging aus. Er tappte hiehin und dorthin, und schrie mit kläglicher Stimme um Hülfe. Man wußte nicht woher der Ton kam, weil das Echo ihn unzählige Mal verdoppelte. Man suchte allenthalben, ohne ihn finden zu können. Endlich zog man ihn an der Stelle hervor, wo er hinabgesunken war, aber bei den Beinen. So wie er ans Licht und ins Leben zurückkehrte, dachte er nicht mehr an die Gefahr, und unterhielt uns nur

von den Wundern, die er gesehen haben wollte. Es war uns unmöglich, den Weg dazu zu finden, und wir hatten Mühe genug, den Pfad zu treffen, der zum Ausgang der Grotte führte. Kaum reichte ein Tag hin, um alle Merkwürdigkeiten, welche die Natur in der Tiefe geschaffen hatte, zu betrachten. Ich kehrte auf demselben Wege zurück, der mich hinaufgeführt hatte. Man sieht allenthalben von der Ebene, worin dieser wunderbare Felsen liegt, alte Schlösser auf Anhöhen. Es sind die befestigten Schlösser, die zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten Belagerungen aushielten, als er die Franche-Comté eroberte. Man erblickt noch die Spuren, die Löcher, welche in die Mauern, die jetzt einzustürzen drohen, geschossen wurden. Diese Ruinen, (deren Besitzer sie unversehrt stehen lassen) die an alte Zeiten erinnern, an all das Elend und die Verheerung, die unvermeidlich im Kriege und bei der Eroberung sind, zu welchen Betrachtungen laden

sie ein! Jene mit Wäldern und Gehölzen umgebenen Schlösser, die durch große Gärten verschönert wurden, die das Nützliche mit dem Angenehmen vereinten, deren Besizzer ich für ruhig und glücklich hielt, zeigten mir im traurigen Contrast mein Unglück um so fürchterlicher, wenn ich sie mit meinem Kerker, meinem Lager verglich, und doch war das Maaß meiner Leiden noch nicht voll! Ich sollte noch das schrecklichste von allen erfahren.

Das weibliche Ungeheuer, dem ich so sehr vertraute, dem ich so viele Beweise meiner Liebe gegeben hatte, das ich mit Geschenken und Liebkosungen überhäuft hatte, und das zum Dank mich von einer Schlinge zur anderen verlockt hatte, von einem Abgrund zum anderen, das mich den Becher des Elends bis auf die Hefen leeren ließ, Madame Delorme, durch, ich weiß nicht was für einen Instinct des barbarischen Mitleidens bewegt, wollte mir nicht den Gnadenstoß geben; sie

war

war damals zu Paris; sie ließ mich dahin kommen, und gleich in ihre Wohnung bringen, beim Thore St. Honoré, auf dem Platze d'Agues=seau; sie sparte mir den Todesstreich, als sie mir den Tod meines Vaters ankündigte, mit aller Schonung und mit allen Umschweifen, die ihre Feinheit und ihr Einfluß, den sie noch immer auf mich hatte, ihr nur eingaben. Sie verhehlte mir nicht, daß der Kummer sein Leben verkürzt habe; sie hütete sich wohl, mir die wahre Ursache anzugeben, meinen vorgeblichen Tod; die Vorsehung hatte, nach ihrer Weisheit und Güte, den Augenblick bestimmt, wo von Gewissensbissen gepeinigt, durch den Anblick der Ewigkeit erschreckt, dies Weib ihre Verbrechen, die sie gegen den Vater und die Tochter begangen hatte, bekennen sollte. Dieser Augenblick war noch nicht gekommen. Hätte mein Vater noch zwei Jahre gelebt, so hätte das Gerücht von meinem Leben, das endlich aus meinem Kerker hervordrang, zu seinen Ohren kommen

müssen; mein Argwohn über seinen fabelhaften Unwillen wäre aufgeklärt; bei meinen täglichen Versuchen und Planen zu entfliehen, wäre ich durch die Hoffnung, ihm zu Füßen zu fallen, aufgemuntert worden; der Himmel hat es nicht gewollt; ich verehre seine Strenge und seine Beschlüsse. Ich will von meinem Schmerze nicht reden: wenn ein geschickter Maler glaubte, daß er nicht einmal den Schmerz eines Vaters ausdrücken könne, der Zeuge des Todes seiner Tochter war, die er dem Ehrgeiz oder dem Aberglauben aufopferte, wie könnte ich den Schmerz einer Tochter schildern, die einen Vater verlohr, den sie anbetete, die von ihrer Mutter verstoßen ward, die, da er starb, ihr Vermögen, ihre Hoffnungen verlohr, und Alles, selbst bis auf den Namen zu verliehren fürchtete, die in einem Grabe, zwischen einem verdächtigen Weibe und einem verabscheuungswerthen Manne zurückblieb. Die Thränen schienen versiegt in meinen Augen; Beängstigungen, Schluchzen, Ausrufe der Verzweiflung waren

die einzigen Zeichen des Zustandes meiner Seele. Madame Delorme, als eine kluge Frau, ließ die erste Heftigkeit vorübergehen; alsdann, da sie den Augenblick für günstig hielt, mir alle Hoffnung zu rauben, und mich zu nöthigen, mich ihr und dem Herrn B*** in die Arme zu werfen, sagte sie zu mir: „ich würde Ihnen einen schlechten Dienst erzeigen, wenn ich Ihnen verhehlte, daß Ihr Vater Sie in seinem Testamente gar nicht bedacht hat. Dadurch verliehren Sie Ihre Rechte, und wenn Sie die verliehren, haben Sie alles verlohren. Sie müssen sich in Ihr Schicksal ergeben; was wollen Sie ohne Stütze, ohne Beschützer machen?" Verläßt mich denn mein Bruder auch? rief ich weinend. „B***," erwiederte sie mir, „ist Ihr Gemahl, vergebens läugnen Sie es, ein Contract und ein Trauschein geben ihm das Recht; er ist unumschränkter Herr über alle Ihre Rechte. Kann er den Prinzen von Conti seinen Schwager nennen? Er wird es

nicht wollen; er wird solche Ansprüche zu machen gar nicht wagen, und folglich auch Ihre Ansprüche nicht geltend machen. — „Dieser Mensch, Madame, was Sie auch sagen mögen, gehört mir nicht an, und kann auch nicht machen, daß ich meine Rechte verliehre. Mein Bruder, da er das Vermögen meines Vaters erbt, hat auch gewiß seine Rechtschaffenheit, seine Tugenden mitgeerbt; in jedem Fall haben wir ein Haupt der Familie, das uns allen gemeinschaftlich ist, ich werde seine Gerechtigkeit anflehen; alle Welt wird sehen, daß ich die Tochter des Prinzen bin; denn Sie denken doch nicht, daß ich um ihn nicht Trauer anlegen werde? Ich kleide mich sogleich schwarz, und ich halte Wort.“ Madame Delorme schien überrascht und außer Fassung, durch meine Antwort und durch die Kraft, die mir meine entsetzliche Lage und der Drang der Umstände einflößten; wahrscheinlich glaubte sie, daß ich aus Büchern sie schöpfe; sie fragte mich, was ich denn

jetzt für Bücher lese. Sie haben mir ja alle weggenommen, war die Antwort. Sie suchte nach, ob ich nicht einige zurückbehalten hätte. Ich war so in meinem Schmerz verlohren, daß dieser pedantische Despotismus mich nur sehr wenig rührte. Während bei mir so strenge Nachsuchung gehalten ward, hielt ich das Bild meines Vaters in der Hand, küßte es unaufhörlich unter heißen Thränen. Ich redete ihn an, und gekränkt durch seine vorgebliche Gleichgültigkeit gegen mich auf seinem Todtenbette, wagte ich sogar ihm Vorwürfe zu machen. Bisweilen fand ich es so süß, an seinem Tode zu zweifeln; wenn ich aber merkte, daß ich mich täuschte, dann rief ich schluchzend: O mein Vater! deine letzten Seufzer gehörten nicht deinem geliebten Kinde! Mein Vater! mein Vater! was hatte deine unglückliche Tochter verbrochen! Konntest du deine Eide, deine Versprechungen vergessen? Dann saß

ich, den Elbogen auf den Tisch stützend und mit der Hand die Augen bedeckend, ganze Stunden ohne ein Wort zu sagen, saß ohne etwas zu denken, oder nur unzusammenhängende, wilde Ideen verfolgend. Es gab Augenblicke, worin mir alles verlohren schien; die Welt war in meinen Augen ein ungeheurer Ocean, worauf ich nach meinem Schiffbruche herumtrieb, ohne Planke, um mich zu retten.

Nie war ich so eingeschränkt worden, als während meines Aufenthalts zu Paris. Ich war damals schon über vierzehn Jahre alt; mein Alter, mein Betragen, meine Lebhaftigkeit, würden mich, sagte meine Erzieherin, Gefahren aussetzen, die ich gar nicht kennte, sobald ich sie nur einen Augenblick verließe. Eines Tages, da sie mich zu einem Notarius brachte, wegen einer Geldsache, die mir jetzt entfallen ist, wobei meine Unterschrift nöthig war, ließ sie die Vorhänge herunter, und als ich einen aufziehen wollte, so behauptete sie, ein ehrbares Frauenzimmer dürfe nicht so

frei sein. Indeß, wie man doch nicht an Alles denken kann, ich entwischte ihr eines Morgens (es war ein Festtag); ich kleidete mich vor acht Uhr sehr schnell an, schlich leise aus meiner Kammer, hielt meinen Athem an, und sagte zu ihrer Kammerfrau, die ich draußen antraf, „ich will die Frühmetten in der Magdalenenkirche hören, ich bin wieder da, ehe Madame Delorme aufwacht; und ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte ich fort. Ich ging gerade nach dem Hause des Prinzen von Conti; ich war einfältig genug zu glauben, daß mein Bruder mich zärtlich aufnehmen werde; ich hielt mich für gerettet, das Herz schlug mir vor Freude, Ungeduld und Unruhe. Die erste Person, die ich antraf, war Herr Richard, der Stiefbruder der Madame Delorme, der Vormund der Tochter des Corméo; ich glaubte in die Erde zu sinken. Er war seiner Seits sehr erstaunt; ich sammelte mich so gut ich konnte, und sagte ihm: daß ich ihn hätte besuchen wollen;

er glaubte es, oder stellte sich, als ob er es glaubte und behielt mich zum Essen bei sich. Er wollte mich nach Hause begleiten. Ich ging über den Boulevard d'Aguesseau, kaufte dort einige Musikalien, und hatte eben meine Börse in der Hand, um sie zu bezahlen, als ich eine Kutsche mit sechs Pferden und Bedienten in der Livrée der Conti herankommen sah, worin rechts mein Bruder saß. Ich ließ Handschuhe, Börse, Stock, Noten liegen, und schneller als der Wind, lief ich vor die Pferde, damit der Kutscher halten solle, und rief: das ist mein Bruder, ich bin Mont-Cair-Zain! Dies machte Aufsehen, die Leute liefen zusammen, umringten mich. Mein Bruder, hast du mich gesehen? hast du mich gehört? hast du mich im Koth zwischen deinen Pferden, fast bei deinen Knien liegen lassen? Ach! ich habe wohl Ursache, es zu fürchten! Herr Richard, der gewiß anfänglich über mein schnelles Fortaufen bestürzt war, sah ein, was es für

Folgen haben könnte, lief zu mir, hob mich auf, und nahm mich wie ein kleines Kind auf die Arme; so viel Kraft gab ihm der Schrecken und die Gefahr. Man kann leicht denken, daß dieser Vorfall das Zeichen zu meiner Abreise war. Er verbannte für einen Augenblick meine natürliche Furchtsamkeit; statt mich zu entschuldigen, brach ich in Vorwürfe gegen Herrn Richard aus, gegen Madame Delorme, die mir versichert hatte, daß mein Bruder nicht mehr zu Paris sei. Ich bestand darauf, daß man mich sogleich nach seiner Wohnung bringen solle. Die Delorme entschuldigte sich mit einer Geschicklichkeit, die wegen ihrer Feinheit Bewunderung verdient. Warum sollte sie zugeben, daß ich erführe, daß mein Bruder zu Paris sei? Um meinen Kummer zu verdoppeln? Hatte ich nicht eben gesehen, wie er gegen mich gesinnt sei? Sollte sie mir noch einen Stich ins Herz geben, dadurch, daß sie mir wiederholte und mich fühlen ließe, daß die Bourbons

nichts von mir wissen wollten? Dies ist der hämischste Pfeil, den sie gegen mich abschoß, alles was eben vorgefallen war machte, daß er mich tief durchdrang. Ich verschlang in vollen Zügen das Gift des Betrugs und der Lügen, das sie meiner Leichtgläubigkeit darbot. Dieser unglückliche Glaube an meine Ungnade, erklärt die Länge meiner Gefangenschaft, und wie ich so lange Zeit zwischen meinen Versuchen, mich ihr zu entziehen, verstreichen lassen konnte, und die Niedergeschlagenheit, die mich beugte, und meinen Muth brach. In der Stimmung, worin ich war, hätte Madame Delorme vielleicht nicht nöthig gehabt, mir die Bedeckung zu geben, die mich nach Cousance bringen mußte; aber der Vorfall auf dem Boulevard, hatte sie so angst gemacht, daß sie nicht vorsichtig genug sein zu können glaubte. Sie theilte ihre Besorgniß dem Herrn Jacquet mit, dem sie an demselben Tage, den 13 April 1777 schrieb:

„Wenn Sie nicht zu Versailles sind, ge-

liebter Freund, so kommen Sie schnell zu mir; ich habe den Morgen in der größten Unruhe zugebracht. Madame B*** sagte, daß sie ganz in der Nähe, in der Magdalenenkirche die Metten hören wolle, sie ging um acht Uhr allein dahin, und kam erst um halb fünfe wieder, mit meinem Schwager, bei dem sie zu Mittag gegessen hat . . . Sie ist in ganz Paris herumgelaufen; sie kam vom Kopf bis zum Fuß schmutzig vom Boulevard zurück. Als sie dort Musikalien kaufte, sah sie eine Kutsche mit sechs Pferden, und mit Bedienten in der Livrée des Prinzen vorbeifahren; ist nicht das kleine Trotzköpfchen hingelaufen, und hat gerufen: das ist mein Bruder! das ist mein Bruder! . . . . Hätte Richard sie nicht mit Gewalt zurückgehalten, so hätte sie Alles in Aufruhr gebracht, und den Kutscher angehalten; sie wollte mit aller Gewalt mit ihrem Bruder sprechen, und ihm sagen: ich bin Mont-Cair-Zain! . . Mein Schwager

hat ihr gesagt, daß der Prinz von Conti seit dem Tode seines Vaters nicht mehr in Paris sei. Sie verlangt mit aller Gewalt, daß ich sie nach seinem Wohnorte bringe; das kürzeste für mich ist, ihr das nöthige Geld vorzuschießen, und sie ihrem Manne zurückzuschicken. Das räth mir auch Herr Richard. Ich darf sie jetzt nicht allein lassen. Kommen Sie, lieber Freund, sobald Sie nur können. Ich bin, so lange ich lebe, ihre treue Freundin."

Delorme.

In dem Zustande der Hinfälligkeit, worin ich seit dem Tode meines Vaters mich befand, wurden mir die häuslichen Arbeiten verhaßt; ich hatte die Last getragen, in der Hoffnung, daß sie mir bald abgenommen werden solle. Da diese Hoffnung verschwunden war, so ließ ich alles liegen. Dies gab neue Gelegenheit zur Zwietracht, ein neues Ungewitter brach im Hause los. Ich wiederholte meine Bitte, in ein Kloster gehn zu

dürfen; man schimpfte statt aller Antworten. Ich schaffte mir endlich selbst für einen Theil des Tages die Einsamkeit, die man mir nicht verstatten wollte; ich floh allein nach dem Felsen von Gizia. Wenn ich bisweilen ein Mädchen mitnahm, so machte man mir ein Verbrechen daraus: ich raubte ihr die Zeit; ich stellte mich, als ob ich eine Kammerfrau hätte. Glücklicherweise konnte ich ohne ein Kammermädchen fertig werden, denn bei Herrn B*** gab es nur Viehmägde, die auch nicht lange blieben, weil er fürchtete, daß eine davon, wenn ich Zutrauen zu ihr faßte, mir bei meiner Correspondenz oder zur Flucht behülflich sein könnte. Den Gang nach dem Felsen untersagte man mir nicht, weil dort zur Flucht keine Möglichkeit war. Man gelangt dahin auf einem schmalen Fußpfade, der an den Hügeln hinläuft, und den man nicht verlassen kann, wenn man nicht umkehrt, und der nur zu dem Felsen führt. An der einen Seite des Fußstei-

ges sind Abgründe, in deren Tiefe der Bach fließt, der nicht weit davon entspringt. Ich setzte mich auf den Rasen, zog das Theuerste, was ich gerettet hatte, aus meiner Tasche, betrachtete es, gedachte meines vergangenen Glücks, und durfte wenigstens ungestört weinen. Diese traurige Erleichterung für meinen nagenden Kummer, verschaffte ich mir nicht ohne Gefahr; beim Felsen von Gizia drohten mehrere Gefahren; die Adler, die für ihre Nester und Jungen fürchteten, haben mich einige Mal verfolgt, um mir die Augen auszuhacken. An derselben Stelle ward die Tochter des Müllers in Cousance von einem Luchs zerrissen; selbst Männer wurden um diese Zeit dort angefallen, und einer war tödtlich verwundet, nachdem er seinen Stock auf dem Kopfe des Raubthieres entzwei geschlagen hatte. Ich muß dem Herrn B*** Gerechtigkeit widerfahren lassen; selbst diese drohenden Gefahren benutzte er nicht zum Vorwande, mir den Besuch dieser schönen

und schrecklichen Einöde zu untersagen. Bald indeß verließ ich sie, um nach der Stadt zurückzukehren; Herr B*** wollte nicht länger auf dem Lande bleiben, da er dort von meinem Schweiß und meinen Nachtwachen keinen Gebrauch mehr machen konnte. Er vermiethete sein Gut, das ich erst wieder so in Stand gesetzt hatte, und da er sich durch den Tod meines Vaters fast von aller Gefahr frei glaubte, so kümmerte er sich nicht darum, was man von meiner tiefen Trauer sagen mochte, und fürchtete sich nicht, mich nach Lons-le-Saunier zurückzuführen.

Ich war beinahe achtzehn Jahre alt, und doch behagte mir noch kein Vergnügen, das sich für dieses Alter paßt. Ich haßte das Spiel, den eitlen Zeitvertreib und den Putz verabscheute ich. Man fand es sehr befremdend, daß ich in eine Art von Gesellschaft einzutreten wünschte, die in dieser Stadt war, unter dem Namen bureau des dames de charité, und unter der Aufsicht des Erz-

bischofs von Besançon. Sie bestand aus mitleidigen, frommen Frauen, die sich auf gewisse Art dem Dienste der armen Kranken und Schwachen zu Lons-le-Saunier widmeten. Man wollte mich gern darin aufnehmen, und mir, troß meiner Jugend, die wichtigsten Geschäfte, und selbst den Vorsitz in den Versammlungen der Gesellschaft einräumen. Diese Werke der Menschenliebe, die im Besuchen und Behandeln der Kranken, in Collecten, die man für sie anstellte, in Verwaltung ihres Vermögens bestanden, beschäftigten mich vorzüglich. Noch etwas anderes hielt mich beständig in Thätigkeit, — mein Vorsatz zu entfliehen. Nach meiner Ansicht konnte ich keinen anderen Zufluchtsort wählen, als Versailles oder Italien. Um mit Einsicht in die Sache einen Entschluß zu fassen, lenkte ich unaufhörlich das Gespräch mit Madame Delorme auf die letzten Augenblicke meines Vaters, auf die Ursachen meiner Ungnade, auf sein niederschlagendes Still-

schwei-

schweigen über mich, auf seine unbegreifliche Nachlässigkeit, mein Schicksal zu bestimmen, auf die unglaubliche Gleichgültigkeit eines Vaters, der mich mit Liebkosungen überhäuft hatte, noch das letzte Mal, als ich ihn sah, zwei Tage vorher, ehe man mich von ihm fortschleppte. Die Antworten der Delorme überzeugten mich völlig, daß ich von den Bourbons nichts mehr zu hoffen hätte, daher faßte ich den Entschluß, nach Italien zu fliehen.

Zuerst suchte ich die Wachsamkeit meiner beiden Cerberus einzuschläfern. Es gelang mir gut genug; ohne mich aus den Augen zu verliehren, ließ man mir, seit dem Tode des Prinzen, etwas mehr Freiheit; ich stellte mich zufrieden, schien zerstreut, dann resignirt, endlich getröstet. Indem ich jeden Pfennig sparte, einige Kleinigkeiten verkaufte, brachte ich ohngefähr vier und achtzig Livres zusammen. Ich schrieb nach Italien, an eine Person, die ich von Jugend auf gekannt hatte,

ihr meinen festen Entschluß zu melden, aus meiner Gefangenschaft zu entspringen. Ich bat sie, mir bis auf eine Strecke von Lyon entgegen zu kommen, und in einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit, mich zu erwarten. Ein Italiäner, den ich im Hause meines Kerkermeisters hatte kennen lernen, den mein klägliches Schicksal rührte, übernahm es, meinen Brief zu bestellen, und mir die Antwort zu verschaffen. Um diese Zeit ward Madame Delorme krank, und zwar sehr gefährlich, die Ärzte gaben alle Hoffnung auf. Ich hatte starken Verdacht, daß sie treulos gegen mich gewesen sei, aber keine Gewißheit. Als ich sie am Rande des Grabes sah, fühlte ich gegen sie nur Mitleiden. Ihr Zustand ging mir nahe, ich beklagte sie, daß sie in ihren besten Jahren sterben solle. Mein Kummer war so tief, so wahr, daß sie dadurch gerührt schien. Es gab Augenblicke, worin sie mir von einer ungeheuren Last gedrückt schien, als ob sie sich Erleichte-

rung schaffen, und mir ihr Herz eröffnen müßte. Sie öffnete den Mund, und das Wort schien ihr auf den Lippen zu ersterben. Sie ward schon, ohne daß ich es wußte, von Gewissensbissen gequält; aber eine falsche Schaam erstickte diesen Anfang einer späten Rückkehr zur Tugend oder zur Reue. Ihr Herz, welches sie mir, dem Anscheine nach, ausschütten wollte, verschloß sich wieder. Als diese Hoffnung auch verschwunden war, so dachte ich an nichts, als an Italien. Ich erhielt die so ungeduldig erwartete Antwort, sie war ganz meinen Wünschen gemäß. Es war das erste Mal, daß ich bei Unternehmungen dieser Art Glück hatte, wie segnete ich daher den mitleidigen, braven Mann, der sie mir verschaffte. Selbst heute noch kann ich nicht anders als mit Rührung daran denken; und so wie ich dieß niederschreibe wird mein Auge naß.

Mein Plan zur Flucht war sehr einfach. Ich hatte im Hause eine Stallthüre bemerkt,

die immer verschlossen blieb, und nie gebraucht ward. Ich versuchte sie aus den Angeln zu heben, es gelang mir, und ich paßte sie wieder ein. Nun glaubte ich mich schon gerettet. Man wird sich vielleicht wundern, daß ich eine solche Thüre ausheben konnte; meine jugendlichen Übungen, die Gewohnheit, mein Unglück, die harten Arbeiten, die ich hatte verrichten müssen, die Kraft meines Charakters hatten mir mehr Stärke gegeben, als man sonst in meinem Alter und bei meinem Geschlechte findet. In der Nacht, die ich zur Flucht bestimmt hatte, zog ich mich so einfach an als möglich, steckte meine feinste Wäsche in die Tasche, einige Diamantringe, meine vier und achtzig Livres, und einen Brief von meinem Vater, den ich unter den Sachen fand, die Madame Delorme aus Paris erhielt, und der achtehalb Jahre mich nie verließ. Die Gemälde meiner Eltern hatte ich in eine Falte meines Rockes eingenäht. Ich hatte große, dicke Schuhe an,

weil meine Finanzen in so schlechten Umständen waren, daß ich zu Fuß nach Lyon gehen mußte, wohin ich auf abgelegenen Wegen zu gelangen suchen wollte. Mitten in der Nacht verließ ich mein Zimmer, es war stockfinster. Schon war ich im Stalle beschäftigt, mir den Weg zu öffnen, als ich Lärm hörte; man lief mir nach, ich ward ergriffen. Ich war behorcht, verkauft, ohne es zu ahnen. Die Leute des Herrn B***, geschmeichelt durch das Vertrauen ihres Herrn, der bei ihnen über mich klagte, waren ihm alle ergeben; man hatte es gleich bemerkt, wie ich zum ersten Mal die Thüre ausgehoben hatte, und lauerte auf, mich bei der Ausführung meines Vorhabens zu ertappen. Gewalt, Thränen, Schreien, alles war umsonst, nichts rührte diese feilen Söldlinge meines Kerkermeisters. Alles was ich erhalten konnte, war, daß man mich nicht zum Herrn B*** brachte; aber ich mußte zu Madame Delorme hinaufsteigen, und ihre Vorwürfe

anhören. Sie sammelte ihre letzten Kräfte, um auf mich zu schmählen. Ich kam aber nicht mit Vorwürfen und Scheltworten los; ich ward schimpflich durchsucht, wie eine Verbrecherin, und man nahm mir alles was ich hatte. Ihre Kammerfrau sagt von dieser Scene Folgendes:

„Meine Gebieterin durchsuchte sie, und nahm ihr die Papiere, die sie in ihrer Tasche fand; ich hörte, daß sie zu ihr sagte: Was wollen Sie in Italien? Sie müssen den Verstand verlohren haben, daß Sie die Reise, so wie Sie da sind, allein und zu Fuße machen wollen... Die junge Prinzessin sagte ihr in meiner Gegenwart: geben Sie mir wenigstens den Brief wieder, den einzigen, den ich von den Briefen meines Vaters gerettet habe."

Mein Medaillon allein entging ihren unverschämten Nachsuchungen. Dies war ihr letztes Verbrechen; hier ist ihr letzter Brief,

der mit lebhaften Farben die Angst schildert, worin sie meines Versuchs zur Flucht wegen sich befand.

Lons-le-Saunier, den 14 Oktober 1780.

„Kaum kann ich die Feder halten, lieber Freund, meine Gesundheit ist sehr schwach, ich habe vor ohngefähr vierzehn Tagen durch Herrn B*** an Sie geschrieben, und ich erwarte Ihre Antwort, darnach meine Abreise nach Paris zu bestimmen. Dort hoffe ich zu genesen . . . Ich leide entsetzlich . . . Sie will mich nach Paris begleiten. . . . . Sie thut mir alles mögliche Unglück an. Am Freitag Abend fand ich einen Brief in ihrer Tasche, mit ihrer ehemaligen Addresse: an die Gräfin von Mont-Cair-Zain, von Lyon datirt, und unter doppeltem Couvert. Ich entdeckte dadurch, daß sie bei Nacht fortgehen solle, allein, und mit nicht mehr als viertehalb Louisd'or in Golde in ihrer Börse, einigen Diamanten, zwei Münzen, kostbaren Papieren, einem Paar schlechten

Schuhen, um zu Fuß nach Lyon zu kommen, ganz allein, und dort sich einzuschiffen. . . . Nun stellen Sie sich, geliebter Freund, die Unruhe vor, worin ich hier lebe. Hier werde ich nie wieder gesund. Ich muß glauben, daß unser verstorbene Prinz mehrere Mal in derselben Angelegenheit an sie geschrieben hat. Die Herzogin hatte 1773 den Brief in Händen, worin der Prinz ihr von den gnädigen Gesinnungen des Königs gegen sie Nachricht gab! Diesen Brief, oder wenigstens einen ähnlichen, fand ich am Freitag in ihrer Tasche. Ich erschrak entsetzlich, als ich das Siegel und die Unterschrift B. F. de Bourbon sah. Wenn ich mich aber recht erinnere, so war der Brief, den ich ihr von ihrem Vater übergab, in einem Umschlage, und bei diesem ist die Addresse ganz vollständig: an Ihre Hoheit u. s. w. Gräfin von Mont-Cair-Zain, und der ganze Brief ist eigenhändig vom Prinzen geschrieben. Ich weiß nicht wie sie ihn, ohne daß ich etwas davon weiß,

erhalten haben mag. Es scheint mir, als ob er ihr in dem anderen Briefe nicht sagte: dein Vater will nur leben, um Dich zu lieben, Du bist der einzige Trost meines Alters. . . . Er erzählte ihr blos was der König gesagt habe. Noch deutlicher sehe ich, daß es nicht derselbe Brief ist, weil er ihr mit dem anderen den eigenhändigen Brief Ludwigs des funfzehnten zuschickte, daher mußte jener in einem Couvert sein; dieser hat aber keines, und es ist folglich ein anderer. Sie will mir nichts mehr anvertrauen; sie weint und sagt: daß sie lieber sterben wolle . . . Es thut mir so herzlich leid, daß sie sich ihrem Kummer hingiebt. Ihre Seufzer gehen mir durch die Seele. Trösten Sie mich daher, oder besser, kommen Sie schnell mich abzuholen, und nehmen Sie uns alle zu sich. Sie hat das Griechische wieder angefangen. Haben Sie ihr eine Clarinette geschickt? Schreiben Sie ihr, aber stellen Sie sich, als ob Sie nichts wüßten, und

so, daß Herr B*** von Allem nichts erfährt. Bedenken Sie, daß er ihr nicht die Freiheit läßt, einen Brief zu erhalten oder zu schreiben, wie die meisten Männer dieser Art thun. Ich bin äußerst betrübt, und wenn Sie noch lange säumen, mich dem Anblick, der meinen Kummer stets erneuert, zu entziehen, so bin ich verlohren."

Delorme.

Nicht lange nachher, ließ sich die Delorme in einer Sänfte nach Paris bringen, und ich hatte nur noch einen Gefangenwärter; aber das war auch genug, mich in den Banden zu erhalten. Ich ward durch den traurigen Ausgang meines Versuchs diese Ketten zu sprengen, belehrt, daß ich durch Mittel der Art sie nur verstärkte, und nur genauer und strenger beobachtet ward. Anfänglich beschloß ich, durch Güte etwas auszurichten, dann die Gerechtigkeit um Hülfe anzurufen, um mich von einem Joche zu befreien, welches mich, je mehr meine Vernunft

erwachte, immer schrecklicher drückte. Ich suchte daher einen Advokaten auf, dessen Ruf mir Zutrauen einflößte, den Herrn Ebrard. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte, machte ihn auf das ganze Mißverhältniß aufmerksam, das zwischen Herrn B*** und mir Statt fand, in Rücksicht auf Alter, Stand, Geburt, Vermögen, Erziehung. Ich zeigte ihm, daß ich fest entschlossen sei, ihm die Rechte eines Mannes, die er nur durch Überraschung und hinterlistiger Weise sich angemaßt hatte, nie zuzugestehen. Ich bin hier, sagte ich, fremd, unbekannt, ohne Stütze und Hülfe, ich erwarte sie von Ihnen. Mein Zutrauen muß Ihnen beweisen, was ich für eine Meinung von Ihrem Verdienste hege, von Ihrer Klugheit, und Ihrer Rechtschaffenheit, da ich mich dem Manne in die Arme werfe, den mein Verfolger seinen Freund nennt. Herr Ebrard wußte, wie sehr ich den Herrn B*** verabscheute, er glaubte es seiner Verbindung mit ihm schuldig zu sein,

mir einiges zu seinem Vortheil zu sagen; ich hörte ihn, ohne ihn zu unterbrechen, und erwiederte dann: Mein Entschluß ist unwiederruflich, ich will nicht mehr mit Herrn B*** unter Einem Dache wohnen, thun Sie mir den Gefallen, freundschaftlich mit ihm über meinen Weggang zu unterhandeln. Herr Ebrard willfahrte meinen Bitten, er ward aber so empfangen, daß er allen Muth verlohr. Ich beschwor ihn indeß, es wieder zu versuchen; nach einigem Zaudern versprach er es mir. Als ich ihn verließ, begleitete mich sein Schwager, Herr Picot, um mich nach Hause zu führen; da traf ich den Briefträger, der ein an mich addressirtes Paket hatte. Ich ergriff es schnell, und öffnete es hastig. Herr Picot machte mich auf das schwarze Siegel aufmerksam. Dachte ich doch daß man mir den Tod des Königes meldete! Ich konnte kein Wort lesen. Das Papier entfiel meinen zitternden Händen, und ich bat den Herrn Picot, mir vorzulesen. Es war

ein Brief von Herrn Jacquet, der mir den Tod meiner Erzieherin berichtete, und den Schleier zerriß, der seit so vielen Jahren meine Augen bedeckt hatte. Ich erfuhr nun mit Gewißheit, daß ich, seit acht Jahren, in ruchlosen Händen das Spielwerk der schwärzesten Verschwörung und der entsetzlichsten Treulosigkeit gewesen war. Der Brief enthielt folgendes.

. . . „Ich war Zeuge ihres tiefen Kummers in ihren letzten Augenblicken; sie verlangte mich allein zu sprechen, und sagte mir, daß sie sich für verpflichtet halte, zu erklären, daß sie sich zu Vielem, was man gegen Sie, Madame, unternommen, hergegeben habe, aber sehr gegen ihren Willen, durch die Bitten und Drohungen Ihrer Frau Mutter bewogen, die von ihr gefodert habe, daß sie Ihnen allenthalben in der Provinz folgen sollte, theils um Ihre Briefe nicht an den Prinzen, Ihren Vater, und an andere gelangen zu lassen, theils um den Prinzen von

Conti in dem Irrthum, zu dem man ihn verleitet hatte, zu lassen, daß Sie nicht mehr lebten, und daß die Delorme nach Ihrem Tode, Madame, nach ihrem Geburtslande zurückgekehrt sei. Sie foderte einen Notarius und Zeugen, um diese Erklärung förmlich aufsetzen zu lassen, und auf diese Weise Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer verlohrenen Rechte wo möglich behüflich zu sein; aber die heftigen Schmerzen, woran sie einige Stunden nachher starb, erlaubten es ihr nicht, und unterbrachen sie auch oft in diesem Bekenntniß, das jedoch sehr rührend war. Mir ging es sehr nahe, daß Sie gerade abwesend waren; Ihre edle Seele, Madame, hätte ihr verziehen, und Sie hätten sie gesegnet, und diese Ihre Güte würde die Unglückliche in ihren letzten Augenblicken beruhigt haben. Sie hat es mir recht dringend aufgetragen, Ihnen ganz besonders und schnell Nachricht davon zu geben. Sie beichtete bei dem Pfarrer zu St. Andree, und erhielt von ihm die

letzte Ölung. Begraben ist sie zu St. Sulpice . . . Ich weiß auch, Madame, daß sie die Absicht hatte, Ihnen die Diamanten und Edelsteine zurückzugeben, die sie bei Ihrer Verheirathung erhalten hatte; aber weil man hoffte, daß sie sich wieder erhohlen werde, (in vier und zwanzig Stunden aber schwanden diese Hoffnungen hin) so verschob man es, sie zu bereden, ihr Testament zu machen. . . . Wie traurig ist es für mich, Madame, da Sie immer ein solches Zutrauen zu Ihrer Erzieherin hegten, Ihnen jetzt, da Sie Ihre Fürbitte nöthig hat, sagen zu müssen, daß Sie von ihr betrogen sind. Ich will ihr Betragen nicht rechtfertigen, das sei ferne von mir; hätte ich eher darum gewußt, so würde ich mich gehütet haben. Obgleich ich Ihre hohe Geburt kannte, so war ich doch weit entfernt, auf die entsetzlichen Plane zu fallen, die man entworfen und ausgeführt hat, um Sie von Ihrem Stande herabzuwürdigen. Gott ist barmherzig, und Ihre religiöse Ge-

sinnung läßt mich hoffen, daß Sie diese Unglückliche noch bedauern werden. Sie haben ja auch ihren Charakter gekannt, und werden daher wissen, daß sie weniger schuldig ist, als diejenigen, die sie mißbrauchten. Sie hat mir Züge der größten Kraftäußerung erzählt, bei Ihrer Ergebung, Madame, und im Vertrauen auf Ihre Tugenden, legte sie mir dieß Bekenntniß vor ihrem Tode ab." . . . . .

Jacquet.

Dieser Brief zeigte meinem Blick das ganze Gewebe meines Schicksals, dessen größter und schrecklichster Theil mir selbst unbekannt war. Ich fand, daß Madame Delorme, die so fest in ihrem Betragen gegen mich sich gezeigt hatte, schwach bei der Regung ihres Gewissens gewesen war. Der erste Gedanke aber den ich faßte, als ich mich von meiner Bestürzung erholte, war der an das Unrecht, welches ich meinem Vater zugefügt hatte. Wie sehr bereute ich es, daß ich so verwegen ihm Vorwürfe gemacht hatte! Wie flos-

floßen meine Thränen auf sein Bild, als ich erfuhr, daß er über meinen vorgeblichen Tod geweint und getrauert hatte! Welche süße und doch herzzerreißende Empfindung gewährte mir diese gleichsam wiedergeschenkte väterliche Liebe! In dieser Verwirrung der Freude und des Schmerzes, in diesem Streit der widersprechendsten Empfindungen, glaubte ich seine Seufzer zu hören, sammelte ich seine Thränen auf. Den süßen Namen Tochter vernahm mein getäuschtes Ohr.

Ward aber das Werkzeug so großer Schandthaten, die Delorme, durch diejenigen, die ihr den Auftrag dazu gaben, hingeopfert? Ich weiß es nicht. Ich will nichts aus den Worten folgern, die in dem Briefe des Herrn Jacquet vorkommen, und von mehreren Zeugen wiederholt sind: die Hoffnungen, die wir über ihre Herstellung gefaßt hatten, verschwanden in vier und zwanzig Stunden. Solche Vorfälle sind sehr häufig bei allen Krankheiten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ihre Schwester hat vor mehreren Zeugen erzählt, ihre Kammerfrau hat in ihrer gerichtlichen Aussage erklärt, daß ihr Körper nach ihrem Tode ganz schwarz geworden sei, und daß sie es für ein Zeichen von Vergiftung hielten. Diese Kammerfrau führt in ihrer Aussage noch manche Umstände an, über den Tod der Madame Delorme. „In dem Augenblick, worin wir sie für gerettet hielten, und nachdem sie schon mehrere Wochen, ohne viel zu leiden, hingebracht hatte, ergriff sie aufs Neue ein fürchterlicher Anfall; sie hatte nur noch eben Zeit, einen Notarius und Zeugen rufen zu lassen, weil sie eine Erklärung aufsetzen wollte. . . . . Ich lief schnell zum Herrn Jacquet de Crouzoulle, während ich beim Notarius war, starb sie in seinen Armen, indem sie sehr traurig sprach und heftig weinte. Man sagte, sogleich wie sie nur todt war, sie müßte vergiftet sein, weil sie nach ihrem Tode schwarz ward.“ . . . . Fürchtete man die Gewissensbisse, die ich zu

Lons=le=Saunier geahnet hatte, und die man zu Paris noch deutlicher merkte? Ich entferne diesen Verdacht; ich will die Verbrechen, die schon zahlreich und entsetzlich genug sind, nicht noch vermehren.

Beinahe um dieselbe Zeit, starb mein berühmter Lehrer Jean Jacques, über den man so verschieden geurtheilt hat, den ich hier nicht beurtheilen will, dem ich aber den Wall von Erz verdanke, der meinen schwachen Körper gegen den Anfall aller Ereignisse, die sich gegen seine Existenz verschworen hatten, sicherte. Doch widerstand ich einem heftigen Anfalle nur kaum. Ich ward ernstlich krank, vielleicht durch die Nachricht von dem Tode der Delorme, der mich überraschte und rührte, und durch alles das, was ich entdeckt hatte, was meine Wunden wieder aufriß, und auf der einen Seite ein fürchterliches Licht auf mein Schicksal geworfen hatte, auf der anderen Seite aber auch ein tröstendes, und wodurch ich erfahren hatte, daß noch

Menschen lebten, die meinem Tode mit Verlangen entgegensahen.

Ich ward also gefährlich krank, und da der Herr B***, seitdem ich durch meine Erzieherin so vieles erfahren hatte, mir nur noch verhaßter geworden war, so sah ich bald, daß das sicherste Mittel wieder hergestellt zu werden, die Entfernung von ihm sein würde. Ich verlangte, statt aller Arzenei, in ein Kloster gehen zu dürfen; aber er wollte es nicht erlauben. Mehrere Ärzte verordneten, daß ich in ein Bad reisen sollte, das schien aber dem Herrn B*** mit zu vielen Gefahren verknüpft. Man findet dort Leute aus allen Gegenden Frankreichs, ich konnte dort Verbindungen eingehen, die seinem Vorhaben, mich ewig in seiner Gewalt zu behalten, zuwider wären. Er beobachtete daher das nicht, was die Ärzte sagten; meine Krankheit verschlimmerte sich, aber auch das kümmerte ihn nicht. Herr Jacquet machte ihm Vorwürfe darüber, und schrieb mir

den 22 November 1780: „Herr B*** konnte recht gut in zehn Zeilen, mir seine vorgeblichen Besorgnisse mittheilen, über Ihre projektirte Reise nach dem Bade; er schreibt mir wohl hundert Mal, daß Ihre Jugend und Ihre Unerfahrenheit ihm nicht erlaubten, es Ihnen zu bewilligen. Indeß, von einer anderen Seite muß er doch eingestehen, daß Sie tugendhaft, fromm und von schwächlicher Leibesbeschaffenheit sind.“

Da ich nichts für meine Gesundheit thun konnte, so sorgte ich für ein kleines Mädchen, das Herr B*** zu sich genommen hatte, mit liebender Treue. Die Mutter des Mädchens war sehr arm und hatte viele Kinder. Ich entwöhnte es selbst, und nannte es Ziliette. Ich erzog es, und das Kind machte so schnelle Fortschritte, daß ich erstaunte, und wenn die Gesinnungen, die ich ihr einflößte, ihr geblieben wären, so hätte ich gewünscht, daß wir unzertrennlich vereint gewesen wären; aber die verpestete Luft, die

man bei meinen Verfolgern einathmete, hatte auch diese Knospe vergiftet. Durch meine Sorgfalt für sie, zog ich mir zwei Krankheiten zu, die besonders für erwachsene Personen gefährlich sind, die Masern und die Blattern. Beide Krankheiten, die mich schnell nach einander befielen, verschlimmerten meinen Zustand so sehr, daß nur Eine Stimme in der Stadt war, daß ich in ein Bad reisen müßte.

Herr B*** fürchtete allgemeines Mißfallen zu erregen, und diese Furcht bewog ihn endlich, mich nach Luxueil zu bringen. Ich reiste durch Besançon, ohne, wie ich so sehr wünschte, die Höhlen zu Ancelles zu sehen, wovon ich so viel Wunderbares gehört hatte. Ich litt entsetzlich während der ganzen Reise: Herr B*** tobte und polterte über alles. Er verfolgte mich immer, wie mein Schatten. Seine Gegenwart machte, daß mir das Bad nicht viel half; jedoch kehrte ich von Luxueil, wo man meinen

Stand kannte*), etwas besser zurück. Ein nochmaliges Besuchen des Bades, hätte mich vollkommen hergestellt, ich konnte aber nicht die Erlaubniß dazu erhalten. Ich badete in meinem Hause, dadurch verhinderte ich wenigstens, daß das Übel nicht ärger ward. Im folgenden Jahre halfen diese Bäder mir gar nicht, sie linderten selbst nicht die heftigen Schmerzen, die mich quälten; die stets fortdauernde Ursache der üblen Laune und des Leidens, der Anblick meines Verfolgers, machte jegliches Mittel zu Gift. Da der Arzt, der mich besuchte, dieß recht gut einsah,

---

*) Herr von Mont-le-Zun, (der Vicomte) bezeugt dieß in einem Briefe vom 28 Julius 1789, worin er schreibt: „Als ich die Ehre hatte, Sie zum ersten Mal im Bade zu Luxueil zu sehen, so sagten mir sehr Viele: daß Sie die Tochter des Prinzen von Conti wären, und daß man sich sehr wunderte über Ihre sonderbare Heirath; man fand sie sehr lächerlich . . . Ich habe mehrere Ihrer Briefe erhalten, versiegelt mit dem Wappen der Conti . . . Sie haben mir oft gesagt, daß Madame Delorme nur Ihre Erzieherin sei . . . . Ich habe bei Ihnen das Bild des Prinzen von Conti in einem Medaillon gesehen."

so suchte er statt des Bades im Mineralwasser, mir durch Molkenbäder zu helfen, wozu ich ins Gebirge reisen mußte. Diese Idee des Doctors Prost gefiel mir, und schon dadurch spürte ich Linderung. Ich erklärte, daß ich nicht abreisen würde, wenn der Herr B*** darauf bestünde, mich zu begleiten, daß ich den Tod einem ununterbrochenen, zwangvollen Leben, einem qualvollen Zustande vorzöge. Mein Ton war so fest mein Entschluß schien allen so unerschütterlich, mein Charakter war so bekannt, daß Herr B*** sich begnügte bloß zu fodern, daß ich nicht ohne Begleitung ins Gebirge reisen sollte. Ich erlangte oder erkaufte seine Abwesenheit für diesen Preis, wodurch ich schon viel gewann.

Man brachte mich nach Mignovillard, eine Tagereise von Lons-le-Saunier, nahe am Jura und dem Mont d'Or. Mignovillard ist ein kleines Dorf, das oben auf einem sehr großen Felsen liegt, umgeben von

fetten Weiden, und ungeheuren Fichtenwäldern, deren Gipfel sich in die Wolken verliehren. Man hat dort weder Gemüse, noch Früchte, und kennt nur grobes Brodt. Die Milch aber, die Butter und der Käse sind treflich, und der Honig ist köstlich. Es giebt keine Gesellschaften, kein Verkehr; man lebt in der größten Einsamkeit, der Aufenthalt ist so, daß er zur Melancholie stimmt. Ich konnte keinen wünschen, der passender für meine Lage gewesen wäre. Ich badete mich in Molken; und da man das Vieh damit mästet, auch wenn sich schon jemand darin gebadet hat, so kosten sie fast nichts. Anfänglich verdünnte man sie mit kaltem Wasser, nachher mußte ich mich ohne solchen Zusatz darin baden. Diese Molken haben eine bewundernswerthe Eigenschaft, man darf nur, wenn sie warm sind, Leinwand hineinstecken, und zieht sie sogleich weiß wie Schnee heraus. Man schätzt in der Gegend ein Gericht sehr, welches Bresil heißt, es besteht aus

so suchte er statt des Bades im Mineralwasser, mir durch Molkenbäder zu helfen, wozu ich ins Gebirge reisen mußte. Diese Idee des Doctors Prost gefiel mir, und schon dadurch spürte ich Linderung. Ich erklärte, daß ich nicht abreisen würde, wenn der Herr B*** darauf bestünde, mich zu begleiten, daß ich den Tod einem ununterbrochenen, zwangvollen Leben, einem qualvollen Zustande vorzöge. Mein Ton war so fest mein Entschluß schien allen so unerschütterlich, mein Charakter war so bekannt, daß Herr B*** sich begnügte bloß zu fodern, daß ich nicht ohne Begleitung ins Gebirge reisen sollte. Ich erlangte oder erkaufte seine Abwesenheit für diesen Preis, wodurch ich schon viel gewann.

Man brachte mich nach Mignovillard, eine Tagereise von Lons-le-Saunier, nahe am Jura und dem Mont d'Or. Mignovillard ist ein kleines Dorf, das oben auf einem sehr großen Felsen liegt, umgeben von

fetten Weiden, und ungeheuren Fichtenwäl-
dern, deren Gipfel sich in die Wolken ver-
liehren. Man hat dort weder Gemüse, noch
Früchte, und kennt nur grobes Brodt. Die
Milch aber, die Butter und der Käse sind
treflich, und der Honig ist köstlich. Es giebt
keine Gesellschaften, kein Verkehr; man lebt
in der größten Einsamkeit, der Aufenthalt ist
so, daß er zur Melancholie stimmt. Ich
konnte keinen wünschen, der passender für
meine Lage gewesen wäre. Ich badete mich
in Molken; und da man das Vieh damit
mästet, auch wenn sich schon jemand darin
gebadet hat, so kosten sie fast nichts. An-
fänglich verdünnte man sie mit kaltem Was-
ser, nachher mußte ich mich ohne solchen Zu-
satz darin baden. Diese Molken haben eine
bewundernswerthe Eigenschaft, man darf nur,
wenn sie warm sind, Leinwand hineinstecken,
und zieht sie sogleich weiß wie Schnee her-
aus. Man schätzt in der Gegend ein Gericht
sehr, welches Bresil heißt, es besteht aus

Hammelfleisch, das so wie unsere Würste geräuchert wird. Man macht bisweilen Suppen daraus, mit Speck von jungen Schweinen, und traktirt damit nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Mir schien dies Gericht abscheulich, sobald man mich daher zum Essen einlud, (und das geschah oft, weil man von meinem Stande gehört hatte) so ließ ich immer, ehe ich die Einladung annahm, vorher versprechen, daß man keine Umstände mit mir machen wolle, denn mein Magen war für dies Gericht zu schwach, und doch hätte ich nicht gern, was man so freundlich anbot, ausgeschlagen. Ich hatte überdieß noch mehrere Ursachen, die Einwohner des Orts zu schonen, und besonders meine Aufseherin, die aus dem Orte selbst war, da ich nur auf die Flucht dachte, wozu sie mir behülflich sein, oder mich daran hindern konnten. Man bot mir eine Flinte an, damit ich auf die Jagd gehen könnte; das paßte herrlich in meinen Plan, und machte

mir zugleich Vergnügen; ich erhielt dadurch die beste Gelegenheit das Land zu durchstreifen, und mir die zur Ausführung meines Vorhabens nöthigen Kenntnisse zu verschaffen. Ich nahm daher, mit der größten Freude, den Vorschlag an. Man jagte dort nur Wachteln und Bekassinen; die letzteren hätte ich in Sümpfen und im Moor aufsuchen müssen, und diese Anstrengung wäre für meine Kräfte zu groß gewesen, ich wählte daher die Wachteljagd. Diese Vögel finden sich dort sehr häufig, und jedesmal kam ich ganz beladen zurück; ich beschenkte alle meine Bekannte, und aß sie selbst gern. Es giebt, glaube ich, kein wohlschmeckenderes Vogelwildpret, als eine Wachtel aus den hohen Berggegenden; und obgleich sie in diesen Bergen sehr gemein sind, so schätzt man sie nach dem Bresil doch am meisten. Die Bergbewohner sind mäßig, dienstfertig und artig bei ihrer bäurischen Weise; die Weiber sind fast alle hübsch, obgleich ein wenig braun;

sie haben die schönsten Zähne von der Welt, und sind gar nicht ungesittet. Man hat mir in diesem Dorfe alle mögliche Artigkeit erwiesen. Ich ward dort nie anders als Prinzessin genannt; meine Aufseherin und Leute aus Lons-le-Saunier hatten dort meine Geschichte erzählt.

An einem solchen Orte, wo alle Einwohner Mitleid mit meinem Unglück hatten, glaubte ich, müßte meine Flucht leicht sein; ich hatte nur Eine Aufseherin zu hintergehen. Ich sann Tag und Nacht darauf. So wie meine Gesundheit nach und nach fester ward; gewöhnte ich sie daran, daß ich auch einige Schritte ohne sie that; und um jeden Verdacht zu entfernen, wählte ich die Zeit dazu, worin sie mein Bad zurecht machte. Da sie sah, daß ich nicht angekleidet war, keine Schuhe anhatte, so konnte sie nicht glauben, daß ich noch eine andere Absicht hätte, als frische Luft vor dem Hause schöpfen zu

wollen. *) Ich hatte ihr gesagt, daß eine leichte Bewegung in den Frühstunden gut sei, ehe man ins Bad ginge. Sie ließ mich aber nicht allein gehen, außer nur in einem bloßen Pudermantel, als wenn ich ins Bad steigen wollte; alle meine anderen Kleider mußten bei ihr liegen, meine Ringe, meine Uhr, selbst mein Schnupftuch; und wenn sie zufällig fand, daß ich mehr als Einen Unterrock anhatte, oder Schuhe, womit man weit gehen konnte, so mußte ich gleich wieder ins Haus kommen, wie ein Sklave, der entfliehen will, und den man ins Gefängniß zurückführt.

Zwei Umstände flößten ihr indeß etwas Zutrauen ein, ich ergriff sie begierig, und machte sie geschickt gelten. Eines Tages, als sie mich mehreren, die mit auf die Jagd gingen, anvertraut hatte, verirrte ich mich und kam, ganz ohne meine Absicht, von

---

*) Es war in den heißesten Tagen des August 1784.

ihnen ab. Freiwillig fand ich mich wieder zu ihnen, und hütete mich wohl davon zu sprechen; meine Jagdgefährten aber unterließen es nicht, wie ich vorausgesetzt hatte, und das brachte gute Wirkung hervor.

Ein ander Mal war ich des Morgens bis an die Wiese gegangen, die an den großen Wald stieß. Die Annehmlichkeit des Tages und der Jahreszeit, die Menge und Mannigfaltigkeit der Blumen, deren Farben so wunderschön mit dem Grün sich mischten; die Fülle von Ranunkeln, Violen, Nelken, die Wohlgerüche die sie verbreiteten, mein Erstaunen, eine so schöne Wiese ohne einen Bach zu sehen, ohne einen Quell der sie benetzte, die Heerden, die ich in süßer Ruhe weiden sah, die Jungen die umhersprangen, ihre jugendlichen Kräfte versuchten, und ihres Daseins so froh zu sein schienen, Betrachtungen über meine nahe Flucht; dieß alles hatte mich tief in Nachsinnen und Träume versenkt, so daß ich den Lauf der Zeit nicht be-

achtete. Ich ward durch meine Aufseherin gestört, die mir sagte, daß ich schon seit langer Zeit dort sei, und daß sie mein Bad schon zweimal zurecht gemacht habe. Ich bemerkte, daß sie unruhig und nachforschend umhersah; da sie mich aber sitzend gefunden hatte, und an und bei mir nichts Verdächtiges traf, so war sie ganz ruhig und zufrieden. Ich schloß daraus, daß sie von nun an über eine Abwesenheit von einigen Stunden, nicht unruhig sein würde, und daß ich schon ihrer Gewalt entlaufen sein könnte, ehe sie es nur muthmaßte. Da ich alles so vorbereitet hatte, beschloß ich am folgenden Morgen zu entfliehen.

Fast war dieser Tag der letzte meines Lebens. Ich brachte die Nacht damit hin, alles wohl zu ersinnen, und zu überlegen. Ich flehte zu Gott, um glückliches Gelingen, und sobald die Sonne den Osten röthete, stand ich auf. Unter meinem Hemde band ich ein Schnupftuch um, wie einen Gürtel;

meine theuren Bilder, und alles was mir von Kostbarkeiten übrig geblieben war, wikkelte ich darein, und hing es daran. Ich zog mich so an, wie ich gewöhnlich des Morgens zu gehen pflegte: ein einziger Unterrock, ein Pudermantel, war alles was ich anhatte. Geld hatte ich nicht. Ich hatte ausgerechnet, daß ich ohngefähr in zwei Stunden jenseits des Fichtenwaldes sein könnte, der größtentheils zur Schweiz gehört. Dort wollte ich in irgend ein Haus gehen, und von da aus, sicher gegen die Verfolgung meiner Tyrannen, die es nicht wagen würden, in einem fremden Lande mich festzuhalten, oder zurück zu fodern, an den Gouverneur in Genf schreiben, ihn um einen Zufluchtsort, Schutz und Sicherheitsbrief zu bitten. In der Absicht nahm ich ein Buch mit, worin ich eine Bleifeder, einige Blätter Papier und Oblaten verborgen hatte. Ich ging aus dem Hause, mit diesem Buche in der Hand. Unglücklicherweise fiel es meiner Aufseherin ein, das Buch

sehen

sehen zu wollen; ich hatte indeß alles so gut versteckt, daß nichts zu sehen war. Ich zeigte ihr den Titel, es war ein Theil vom Emil. Etwas unruhig eilte ich die Treppe hinab, und da ich bemerkte, daß mein weiblicher Argus meine Schuhe angesehen hatte, die mein Mantel verhüllte, so hob ich diesen ein wenig auf, damit sie sehen konnte, daß ich nur Pantoffeln, und nicht einmal die neusten angezogen hatte. Diese Vorsicht war vielleicht mit Schuld an der Gefahr, der ich nur durch eine Art von Wunder entging. Mein Herz ward von den widersprechendsten Empfindungen durchstürmt, es schlug hoch, durch Hoffnung, Furcht, Angst, Freude und Unruhe bewegt. Anfangs ging ich langsam, sah immer in mein Buch, worin es mir aber unmöglich war auch nur Eine Zeile zu lesen, denn kaum konnte ich die Buchstaben unterscheiden. Sobald ich mich so weit entfernt hatte, daß meine Aufseherin mich nicht mehr beobachten konnte, eilte ich mit so

schnellen Schritten nach dem Fichtenwalde, daß man kaum auf dem Rasen meine Fußstapfen hätte sehen können. Ich wünschte mir Glück, daß der Weg frei, nicht durch Nesseln, Klebraute oder dornichte Büsche beschwerlich war, wie in den Wäldern in der Mitte von Frankreich. Auf diesen Gebirgen sind die Wälder ganz frei. Die Bäume sind sehr hoch, und das Laub, das dick, schwarz und stark ist, wird auch nicht so stark durch die Winde bewegt, die Luft streicht nicht so leicht durch, und es ist dunkel in diesen Wäldern. Man hört nicht das Summen der Fliegen, keinen Gesang der Vögel, die man nur selten erblickt. Nichts unterbricht die finstere Stille dieses dunklen Waldes, als das Brüllen wilder Thiere. Ein Hinderniß, woran ich nicht gedacht hatte, zeigte sich mir bald. Der Boden war mit scharfen Kieseln bedeckt, die bald meine alten Pantoffeln zersetzten. Ich verwundete mir die Fußsohle. Heftig blutete mein linker Fuß, so daß ich

genöthigt war, stille zu stehen. Vergebens suchte ich mit den Augen ein Blatt, um es auf die Wunde zu legen, ich konnte keines finden. Mein Schnupftuch war zu fest, um ein Stück davon abzureißen, und ich hatte weder Messer, noch Scheere bei mir, kaum war ich noch bekleidet. Ich überwand den Schmerz, welchen mir meine Wunde verursachte. Ich ging mit schnellen Schritten weiter, aber jeder war mit Blut bezeichnet. Mit diesem Vorfall beschäftigt, stand ich einen Augenblick still, um mich zu orientiren. Ich glaubte Nord = Westen gefunden zu haben; ich glaubte die Helle zu bemerken, die das Wasser verursacht, vorzüglich wenn man es aus einem dunklen Orte beobachtet. Ich ging nach dieser Seite hin, und statt den Weg nach der Schweiz einzuschlagen, gerathe ich auf den nach dem Jura, der auf eine kleine Wiese führt. Ich begegnete keinem Menschen; jeder meidet diesen Theil des Waldes, weil dahin die meisten Bären gehen, oder

wenn man ihn durchreisen will, (was aber selten geschieht), um schneller nach der Schweiz zu gelangen, so wendet man Vorsichtsmaßregeln an, woran ich nicht hatte denken können. Indeß ich mich im Stillen freute, daß ich kein lebendes Wesen auf meinem Wege fand, verwundete ich meinen anderen Fuß so stark, daß ich beinahe ohne Bewußtsein zu Boden gesunken wäre. Ich stützte mich an einen Baum, der Anblick der Wiese indeß, die ich ganz vor mir liegen sah, und die ich wie das gelobte Land betrachtete, gab mir neuen Muth, und ich that noch einige blutige Schritte, der Sand aber der in meine Wunden drang, die spitzen Kieselsteine, die sie vergrößerten, der heftige Schmerz, der nicht länger zu ertragen war, zwangen mich zuletzt, mich am Fuße eines hohen, mit Moos bedeckten Felsens hinzusetzen, oder vielmehr hinzuwerfen. An der entgegenstehenden Seite war eine große Höhle, die ich damals nicht bemerkte. Ich band ein mouſ-

selinenes Tuch ab, das mir zur Kopfbedek-
kung diente, zerriß es, und machte zwei Com-
pressen daraus, die ich mit meinem Speichel
befeuchtete. Der Saum meines Mantels,
den ich abriß, sollte mir zur Binde dienen.
Ich reinigte die Wunden so gut ich konnte.
Die Schmerzen, die ich dabei fühlte, waren
so heftig, daß ich, obgleich ich merkte, daß
etwas an meinen Haaren zog und zaußte,
gar nicht darauf achtete. Ich glaubte, daß
mein Kamm losgegangen sei, und daß die
herunterhängenden Haare die Ursache dieses
Zerrens wären. Ich war noch nüchtern, der
lange Weg, den ich so schnell zurückgelegt,
das Blut, das ich verlohren hatte, der
Schmerz an meinen Füßen, alles schwächte
mich so sehr, daß ich mich nicht mehr hal-
ten konnte. Ich stützte mich an den Stamm
eines Baumes, der in den Felsenspalten ge-
wachsen war. Ich hoffte wieder zur Besin-
nung zu kommen, und so viel Kräfte zu sam-
meln, um mich nach der Ebene hinzuschleppen.

Aufs Neue fühlte ich wieder etwas an meinem Kopfe zerren; ich glaubte aber, daß die rauhe Rinde des Baumes die Haare festhalte. Ich war so schwach und so müde, daß ich nicht einmal hinfaßte, um zu erfahren, was es sei. Bald ward ich aus dieser Art von Schlafsucht geweckt. Ich hörte rufen, ich hörte das Klingen einer Glocke. Mir gegenüber, in großer Entfernung, sah ich zwei Männer, die heftig gestikulirten, ich verstand aber weder ihre Bewegungen, noch ihr Geschrei. Mich überfiel Staunen und Angst. Ich wußte nicht, ob es Leute wären, die meine Aufseherin abgeschickt hätte, oder ob ich sie für Räuber und Mörder halten sollte. Tausend Ideen durchkreuzten meinen Kopf, ich wußte nicht, was zu thun, was zu lassen sei. Ganz ermattet, ohne Waffen, unfähig mich zu vertheidigen, oder zu fliehen, ergab ich mich in mein Schicksal, und blieb unbeweglich. Ich zweifle nicht daran, Gott gab mir es ein. Hätte ich mich bewegt, so

lebte ich nicht mehr. Ich sah ganz kaltblütig diese Männer herbeilaufen, und sich mir nähern. Noch immer fühlte ich von Zeit zu Zeit ein Zerren an den Haaren, bald merkte ich einen warmen Luftzug am linken Ohre, ein stinkender Geruch umgab mich, und ein dicker Dampf zog vor meinen Augen vorbei. Rasch wendete ich meinen Kopf herum. — Meine Wange berührt den Rachen eines ungeheuren Thieres: das Blut starrte in meinen Adern! Es war ein Bär, der mit meinen Haaren spielte. Dies wilde Thier zerreißt gewöhnlich seine Beute nicht eher, als bis er sieht, daß sie forteilen will; die beiden Männer, die herbeiliefen, waren Schäfer; sie riefen mir zu, so laut sie nur konnten, mich ja nicht zu rühren; aber sie sprachen in einem Dialekt, den ich nicht verstand. Sie hatten den Bären aus seiner Höhle, die unter dem Felsen war, woran ich saß, herauskommen sehen. Sie hatten bemerkt, daß er langsam nach meiner Seite hingeschlichen war,

und seine Tatzen nach meinen Haaren ausgestreckt hatte. Durch ihr Geschrei und das Läuten der Glocken, trieben sie ihn in die Flucht. Nur zwei oder drei Sekunden später, und es war vorbei. Sie sagten mir, daß, so wie ich meinen Kopf bewegte, das Thier mich umarmt hätte, mich zu ersticken. Ich bot meinen Rettern eine goldene Bleifeder und einen kleinen Diamanten, den ich am Finger trug, als das einzige, was ich in meinem kläglichen Zustande weggeben konnte. Sollte man es glauben: ohngeachtet meiner Bitten, nahmen sie nichts. Wenn jemals das Schicksal aufhören sollte mich zu verfolgen, so würde ich eure seltene Uneigennützigkeit belohnen, gewiß meinen Dank sollt ihr nicht ausschlagen, edle Sterbliche!

„Unglückliche Prinzessin," sagten sie, „setzen Sie sich nicht wieder solchen Gefahren aus!" Diese Worte, die mich überraschten, waren beinahe die letzten, die ich von ihnen hörte. Sie kannten mich, und

glaubten mir keinen besseren Dienst erzeigen zu können, als wenn sie mich nach dem Dorfe zurückbrächten. Sie trugen mich dahin auf ihren Armen, und in der ganzen Zeit war ich so schwach, daß es mir gleich unmöglich war, mich zu widersetzen, oder ihnen meinen Plan zur Flucht mitzutheilen. Sterbend kam ich an zu Mignovillard. Sobald ich wieder zur Besinnung gekommen war, und wieder sprechen konnte, suchte ich dieses Abentheuer, so sehr wie möglich, als einen Zufall darzustellen, ohne einzugestehen, daß ich hatte fliehen wollen. Wahrscheinlich fand man meinen Roman nicht glaublich; denn ohne erst meine vollkommene Genesung abzuwarten, führte man mich nach Lons-le-Saunier zurück.

Dort fingen meine Leiden aufs Neue an, da ich den vorzüglichsten, und damals einzigen Urheber derselben wiedersah. Mein durch den Gebrauch der Bäder etwas beruhigtes Blut, tobte wieder in meinen Adern, da ich,

wie vorher, durch seine Gegenwart und seine unerträglichen Ansprüche gereizt ward. Ein schleichendes Fieber quälte mich, und ich wagte dennoch nicht, mich zu beklagen, da man mir keck ins Gesicht behauptete, daß ich mich wohl befände, und daß ich ein krankes Äußere nur affectire, um mich interessant zu machen, und um mir den Ton des Hofes, und einen Anstrich von Größe zu geben, die mir nicht zukämen. Herr B*** glaubte, daß mein Stand mit meinem Vater ins Grab gesenkt sei. Um eine Idee zu geben von meiner Hülflosigkeit und seiner Grausamkeit, wird es schon genug sein, nur anzuführen, daß er mir eine kleine Tasse Mandelmilch verweigerte, die ich trinken sollte, um mir nur etwas Schlaf zu verschaffen, und die täglich ohngefähr einen Sou kostete; und daß er die Leinwand bedauerte, die zum Verbinden meiner noch offenen Wunden gebraucht ward. Die Tochter eines Prinzen, die eilf Jahre ihres Lebens ihre Kasse mit

Gold, ihr Schmuckkästchen mit Diamanten angefüllt hatte, war nahe daran umzukommen, weil ihr Ein Sou des Tages fehlte, und schlechte Leinwand; sie war so weit gebracht, daß sie es bedauerte, nicht von den wilden Thieren im Walde auf dem Jura zerrissen zu sein. Wildere und grausamere Unthiere fand sie in ihrem Kerker! Diese Ziliette, die ich mit solchem Eifer unterrichtet hatte, ward eine kleine Schlange, die mir allenthalben nachschlich, allenthalben ihr Gift ausließ, alle meine Schritte anschwärzte, alle meine Bewegungen, auch die geringste, beobachtete, die meine Worte auffing und entstellte, und selbst meine Gedanken zu errathen suchte. Wie oft, wenn ich staunend an diesen traurigen Erfolg meiner Mühe dachte, fiel mir der Vers aus dem Horaz ein:

Sincerum est nisi vas, quodcunque
infundis, acescit.

Diese junge Furie bewaffnete sich gegen mich mit meinen Wohlthaten, mit der Entwicke-

lung ihres Geistes, und den hellen Einsichten, die sie mir verdankte, eine Gabe, die sie, wie ich hoffte, nicht so anwenden sollte: non hos munus in usus!

Diese Reihe von Unglücksfällen ward durch eine Bekanntschaft unterbrochen und gemildert, die ich um diese Zeit machte oder vielmehr nur erneuerte. Es ist die einzige recht freundschaftliche Verbindung, die ich zu Lons-le-Saunier schloß. Madame Charve war eine liebenswürdige, gute, einfache Frau, deren ganzes Leben, wie ich glaube, nur Züge des Zartgefühls, der Menschlichkeit und Liebe enthält; ihr entdeckte ich alle meine Geheimnisse; sie tröstete mich; sie erhielt und belebte meinen Muth; sie gab mir neue Kräfte, die durch die Noth so sehr geschwächt waren; ihrem Tische, ihrer liebevollen Sorgfalt verdanke ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit. Sie billigte meinen Entschluß, einen anständigen, ruhigen Aufenthalt in einem Kloster zu suchen. Ich that aufs Neue

dem Herrn B*** den Vorschlag; sobald ich ihm einen Erben geschenkt haben würde, sollte es mir freistehen, war seine Antwort; ich lachte laut auf, was ich lange nicht gethan hatte. Als er sah, wie schlecht diese abschlägige Antwort bei mir angebracht sei, ersann er eine andere. Nur Frauen, die sich schlecht und unordentlich betragen hätten, sagte er, würden von ihren Männern ins Kloster gebracht; man werde mich dort verachten. — Überlassen Sie mir nur die Sorge, mir dort Achtung zu verschaffen. — Ihr guter Name, Madame, Ihre Ehre, alles ist in meinen Händen. — Wie so? — Sie sollen schon sehen. — Mir schien dieß so lächerlich und so unverständlich, daß ich nichts darauf erwiederte. Einer der nächsten Tage verschaffte mir den schändlichen Commentar zu diesen Worten, die er für eine Prophezeihung gelten lassen wollte. Eine andere würde vielleicht versucht sein, eine für die Menschheit so herabwürdigende Anekdote

in Vergessenheit zu begraben; aber ich will alles sagen, weil ich für nichts erröthen darf; und vielleicht wird es mir nicht einmal gelingen, dieß verdorbene Jahrhundert in Erstaunen zu setzen, wenn ich ihm den äußersten Grad der Niederträchtigkeit, wozu ein Mensch hinabsinken kann, vorstelle.

Sobald ich die eheliche Pflicht erfüllt hätte, war ich ganz verlohren. Denn was war es bis dahin, als eine nichtige, falsche Verbindung, die nicht vollzogen war, und mit einer Luftgestalt, mit einer Delorme, die gar nicht existirte, und die ich, ohne allen Zweifel, nicht war? Die Vollziehung der Heirath wäre das Siegel meines Unglücks und meiner Schande gewesen; durch sie wäre ich ganz seine Gattin geworden, sie hätte die Verbrechen ausgelöscht oder bedeckt, wodurch mir dieser Name beigelegt war, sie hätte mich so herabgewürdigt, daß ich es nicht mehr wagen durfte, den Namen, der mir gehörte, auszusprechen. Wenn ich einmal das

Lager eines solchen Tölpels getheilt, ihm vielleicht Kinder geschenkt hätte, wie durfte ich es dann wagen, mich in den Palästen der Könige zu zeigen, mir den Titel ihrer Verwandten anzumaßen? Der Name der Bourbon, der Conti wäre im Kothe erloschen. Vergebens wurden mir die feinsten Schlingen gelegt. Eine Menge von Leuten, die durch die Kunstgriffe meiner Feinde verführt waren, betrachteten mich als eine widerspänstige Frau. Man nahm keine Rücksicht mehr auf meine Geburt, weil die Länge der Zeit, die alle Eindrücke vermindert, schon die Leute daran gewöhnt hatte. Einige fanden ein boshaftes Vergnügen daran, sie zu bezweifeln, oder wenigstens sich so zu stellen. Man hielt dafür, daß ich in Ungnade gefallen, verkannt sei; ich glaubte es selbst, ohne indeß etwas von dem Gefühl für Recht und Unrecht zu verlieren, womit die Natur jeden Menschen begabt hat. Ein geheimer Neid, den mein Rang bei einigen kleinen Seelen erweckte, so

sehr ihm auch äußerer Glanz fehlte; die Unbekanntschaft mit allen Verbrechen, die mich in das Haus des Herrn B*** gebracht hatten; die wenige Mühe, die es ihm kostete, in seiner Gegend die Leute in Rücksicht auf ein fremdes Frauenzimmer zu hintergehen, die nur durch eine einzige Freundin vertheidigt ward; alles dieß machte, daß mich Mehrere als ein ihm heimgefallenes Gut betrachteten. Die Priester, irre geleitet selbst durch den Geist der Religion, wollten mir ein unmögliches Opfer auflegen; es war immer das erste, was sie mir sagten, ich mußte daher aufhören, mich ihnen zu zeigen. Ich ward aus der Gesellschaft der mildthätigen Frauen ausgestrichen, da diese, wie die Geistlichen getäuscht waren. Manche Damen, die meine Widersetzlichkeit ganz unglaublich fanden, spotteten über mich. Aber alle diese Demüthigungen konnten meinen festen Entschluß nicht erschüttern.

Herr B*** glaubte in den dicksten Hefen

seiner

seiner Kothseele ein Mittel gefunden zu haben, mich zu bezwingen, oder mich auf andere Art zu fassen, die ihn für die Vollziehung entschädigen, und dieselbe Wirkung hervorbringen könnte; denn es ist nicht leicht, die Tiefe einer solchen, zu Frevelthaten geneigten Seele zu erforschen. Er, der weder an Geist, noch an Betragen, noch im Äußeren ein Lovelace war, dachte allem Anscheine nach, daß ich allein seines abschreckenden Äußeren wegen, einen solchen Abscheu gegen ihn habe; er meinte, daß ich vielleicht einen anderen weniger zurückstoßend finden würde, und daß der wohl mir gefallen, mich gar verführen könnte. Er lebte der Hoffnung, daß eine schuldige, nicht mehr reine Frau, es nicht wagen würde, ihm das zu verweigern, was er einer reinen, und unschuldigen Jungfrau nicht entreißen konnte; mochte sie nun diesen Eigensinn haben oder nicht, sie würde einmal entehrt sein, ihre Schande würde von allen Dächern ausgerufen, würde allenthalben

verbreitet, sie würde nicht mehr wagen dürfen sich zu zeigen, sie dürfte nicht mehr von ihrer Geburt sprechen; sie dürfte sich nicht mehr erkühnen, auf einen so vornehmen Namen stolz zu sein; sie würde gewissermaßen aufhören eine Bourbon zu sein, und müßte sich noch überglücklich schätzen, die Frau des Herrn B*** zu heißen; dann wäre er am Ziele, seine Rolle wäre gespielt, und er würde in Frieden den Preiß, den man für seine Nachgiebigkeit ihm verheißen hatte, besitzen. Durch seine Dummheit kam der Galan, den er auswählte, gleich übel an. Als er mir den Arm bot, um mich die Treppe hinaufzuführen, erklärte er mir seine Liebe auf die allerdummste Art, machte mir den abscheulichsten Antrag, wobei er die unanständigsten Gebehrden machte. Herr B***, der nur zwei Schritte von uns entfernt war, sah alles, hörte alles, sogar die Antwort auf der Backe seines Abgesandten, zu dem ich sagte: „So strafe ich die Unverschämten, und wenn

sie Muth haben, so suche ich sie noch auf eine andere Art zu strafen." Herr B*** fuhr dennoch fort, mit diesem Menschen auf einem vertrauten Fuße zu leben, den er zum Fenster hätte hinauswerfen sollen, wenn er nicht sein Helfershelfer gewesen wäre. Ich entschloß mich sogleich, nie ohne Waffen auszugehen.

Am folgenden Morgen mußte ich einen Sturm anderer Art, von einem Freunde des Herrn B*** aushalten, denn alle schienen sich gegen meine Ruhe und meine Ehre verschworen zu haben. Ich eilte nach dem Hospital, das dreißig Schritte von unserer Wohnung lag, um Kranke zu besuchen, die mich zu sprechen verlangten; ein Mensch, der Offizier im Regimente der Königin war, und das Ludwigskreuz trug, hob, weil er glaubte, daß ich die Flucht ergriffen hätte, seinen Stock gegen mich auf, um mich aufzuhalten. Ich griff schnell nach seinem Degen, bedachte aber sogleich, daß ich zwei haben müßte, um mich

zu rächen, eilte daher zum Herrn Charve, und lieh von ihm einen Stockdegen, der Mann mit dem Stocke war aber in der Zeit verschwunden. Ich trug diesen Degen, so lange ich zu Lons-le-Saunier war, ohne daß einer von den beiden Beleidigern mir Gelegenheit gab, ihn zu gebrauchen. Ihre Klugheit verließ sie keinen Augenblick, sie vermieden auf alle Weise jede Gelegenheit, mit mir zusammenzukommen, obgleich es bekannt genug war, daß ich sie allenthalben aufsuchte. Das Lächerlichste bei der ganzen Sache war, daß meine beiden Helden den Herrn B*** täglich bestürmten, mich so schnell wie möglich zu entfernen; und sie drangen so lange in ihn, bis sie seine Einwilligung erhielten, oder vielmehr erpreßten.

Herr Ebrard setzte die Bedingungen auf, unter welchen ich ins Kloster gehen sollte. Es ward mir eine jährliche Pension von 1200 Livres festgesetzt, und hier erfuhr ich zum erstenmal, daß ich ein jährliches Einkommen

von zweitausend Livres hatte, daß dieß ganz und gar mein Eigenthum sei, daß kein anderer davon Gebrauch machen dürfe, und daß dieß in der Sprache der Juristen die Gerade genannt werde. Ich mußte, ich weiß nicht wie viele Scheine und Versicherungen unterschreiben, aber nicht mit meinem Namen. In diesem Augenblick hätte ich alles unterschrieben, und so wie man es nur verlangte. Ich dachte an nichts als an meine baldige Befreiung. Nur das Nothwendigste, und was ich gerade nicht entbehren konnte, nahm ich. Herr Ebrard forderte von mir ein Verzeichniß dieser Sachen, ich gab ihm eines, und behielt eine Abschrift für mich. Er, ein Rechtsgelehrter, beging den unverzeihlichen Fehler, da er doch für mein Bestes sorgen sollte, daß er die Abschrift, die ich hatte, nicht von seinem Freunde unterzeichnen ließ. Diese Nachlässigkeit diente, wie man sehen wird, zum Vorwand, mir mein Heirathsgut, und zwar ganz rechtmäßig zu

stehlen. Mein Gepäcke ward fünf bis sechs Mal geöffnet, ich selbst ward durchsucht, wie eine schlechte Magd. Herr B*** ging in seiner Niederträchtigkeit so weit, daß er meine hydraulische Maschine der Madame Charve wieder abfoderte, und sie auch wirklich wegnahm, obgleich ich sie ihr als ein Andenken und einen Beweis meiner Dankbarkeit geschenkt hatte, und daß er mir sogar den einzigen Löffel raubte, den ich behalten hatte, und der mit auf dem Verzeichnisse meiner Sachen stand.

Endlich reiste ich ab mit Herrn Ebrard, nach Chalons an der Saone, um ins Marienkloster zu gehen, wohin mich früher Madame Delorme gebracht hatte, und woran ich noch so gern dachte. Herr B*** hatte aber seine Gründe, mich dort nicht annehmen zu lassen. Ich fand die Thore für mich verschlossen; die Bitten des Herrn Ebrard, mein Flehen, meine Thränen, selbst daß alle Nonnen sich für mich verwendeten, war vergeblich,

die Äbtissin blieb unerbittlich. Einige Nonnen raunten mir ins Ohr: „Sie haben sehr mächtige Feinde; der Abt unseres Klosters ist zu sehr eingenommen gegen eine Frau, die nicht mit ihrem Manne leben will, der sie doch anbetet. Aus diesen Worten schloß ich, wer der Urheber dieser Zurückweisung sein konnte. Herr Ebrard ging zu dem Groß-Vicarius, der die Aufsicht über das Marienkloster hatte, aber auch dieser Versuch schlug fehl. Wir begaben uns nach anderen Klöstern, allenthalben wieß man uns ab. Herr Ebrard sah, daß sein Freund ihn angeführt hatte. Nichts desto weniger erklärte er, daß es seine Pflicht sei, mich nach Lons-le-Saunier zurückzuführen. — Lieber will ich gleich sterben, mein Herr, als diesen schlechten, treulosen Menschen wiedersehen. — Sie sollen bei meiner Familie bleiben, bis wir einen Aufenthalt im Kloster für Sie gefunden haben; das wird nicht lange dauern. — Ich nehme

es an, wenn ich ihn nur nicht sehen soll. — Das verspreche ich Ihnen. — Wir reisten zurück, und ohngeachtet des Versprechens des Herrn Ebrard, war ich auf dem ganzen Wege voll Angst. Sobald wir angekommen waren, schrieb er nach allen Seiten, um mir eine Zelle in irgend einem Kloster zu verschaffen. Wir erhielten aber stets abschlägige Antworten, die mich wie Dolchstiche durchbohrten. Madame Charve besuchte mich, und nach vielen Bitten erlaubte Herr B*** ihr, mich nach ihrem Landhause mitzunehmen, doch mußte sie ausdrücklich versprechen, daß ich dort niemand sehen sollte. Dieser Punkt des Vertrags ward so gewissenhaft beobachtet, daß sogar ihr Mann, so lange wir auf dem Lande waren, die Stadt nicht verließ. Wir und Herr Ebrard schrieben an alle Klöster der angrenzenden drei Provinzen; denn auf diese hatte Herr B*** uns beschränkt; aber nirgends konnte ich einen Zufluchtsort finden. Alle Antworten waren ein-

ander so gleich, daß diese Übereinstimmung nur erklärt werden kann, wenn man annimmt, Herr B*** habe sie alle dazu gestimmt. Ein einziges Kloster unter tausenden schien ihm das rechte zu sein, weil die Priorin desselben ihm ganz ergeben war. Während er mit unwiderstehlicher, aber unsichtbarer Gewalt mich dahin stieß, suchte Madame Charve meine Thränen zu trocknen und meine Leiden zu lindern. Sie vermied mit der größten Sorgfalt alles, was mir mißfallen konnte, nie nannte sie den Herrn B***, und keiner durfte in meiner Gegenwart seinen Namen aussprechen. Die unvergleichliche Frau fand endlich ein Mittel, meinen nagenden Kummer ein wenig zu lindern, und einige Blumen auf meinen Unglückspfad zu streuen. Doch dieser Schimmer von Glück sollte nur zu bald verschwinden!

Der Augenblick war da, daß Madame Charve ihrem Manne ein Pfand ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit schenken sollte. Sie

mußte nach der Stadt zurückkehren, weil diejenigen, die sie in solchen Umständen nöthig hatte, sich nicht entfernen konnten; und für mich war zu Lons-le-Saunier keine andere Wohnung, als im Hause des Herrn B***, in meinem gewöhnlichen Gefängnisse. Indeß ging ich nicht eher hinein, als bis ein Vertrag geschlossen war, wodurch ich die Erlaubniß erhielt, in meinem Zimmer zu bleiben, und es meinem Kerkermeister verbieten zu können. Ich hatte es für unnöthig gehalten, noch auszumachen, daß man mir in meinem Zimmer zu essen bringen solle, und darin hatte ich sehr unvorsichtig gehandelt. Man verweigerte mir das Essen und Trinken. Ich hätte ganz buchstäblich zu Tode hungern müssen, wenn nicht die herrliche Madame Charve mir hülfreiche Hand geleistet hätte. Sie erfuhr, mitten unter unzähligen Leiden, daß man mich so unerhört grausam behandelte, und sie gab sogleich Befehl, daß ich alles, was ich nöthig hätte, von ihrem Tische

erhalten sollte. Wie gern denke ich mit dankerfülltem Herzen an diese Wohlthaten, wodurch sie mir meine Gesundheit, einige heitere Tage, und sogar mein Leben gab! Herr B*** der mir das Leben auf eine so grausame Art rauben wollte, fühlte indeß, daß es anstößig und erniedrigend für ihn sei, daß ich in seinem eigenen Hause von fremden Leuten gespeist wurde; er beschloß daher mich fortzuschicken, um die Strafe vollstrecken zu lassen. Mehr als hundert Klöster hatten sich geweigert, mich aufzunehmen. Er ließ mir sagen, daß ich in das Kloster zu Gray in der Franche-Comté gehen könnte. Ich mußte, um alles dazu anzuordnen, den Menschen, der mich durch Hunger hatte umbringen wollen, wiedersehen. Ich machte keine Schwierigkeiten; wenn es darauf ankam, ihn zu verlassen, so war ich immer sehr nachgebend. Ich will hinschreiben, sagte ich, um gewiß zu sein, daß die Priorin einwilligt, und fragen, was sie für Bedingungen macht. —

Das ist nicht nöthig, antwortete er mir, man wird Sie gern aufnehmen, und Sie werden es dort recht gut haben, recht sehr gut. Ich will nicht noch ein Mal, so wie zu Chalons, mit mir spielen lassen, erwiederte ich. Ich schreibe. — Ich habe irgendwo einen Brief von der Priorin, sagte darauf Herr B***. — Holen Sie ihn. Er ging fort, blieb zwei Stunden aus, kam mit einem Briefe zurück, den er, als ich ihn zu lesen verlangte, mir nicht geben wollte. Er laß selbst vor. Ich wollte mitlesen. Er stand auf den Zehen, er hob den Brief immer höher. Er zitterte wie ein Verbrecher, stockte, stammelte. Der Dummkopf war nicht einmal so klug gewesen, seine Hand zu verstellen; ich erkannte sie an der Aufschrift, sprang auf ihn zu, riß ihm den Brief aus der Hand, und war in demselben Augenblick bei Madame Charve. Herr B*** folgte mir. Es sah allerliebst aus, wie er ganz außer Athem, mit schweren Schritten hinter ein junges,

leichtes Mädchen hertrabte, und mit erstickter Stimme schrie: halt! halt! So wie ich ins Haus trat, schloß ich ihm die Thüre vor der Nase zu. Ich lief ins Zimmer der armen Madame Charve, die im Bette lag und schlief. Ich warf den Brief hinters Bett, der dicke Herr B***, blökte, roth vor Zorn: „Naseweises Ding, den Brief her! Um Gottes Willen, sagte ich zu Madame Charve, geben Sie ihn nicht her. Die Kranke, welche nicht wußte wovon die Rede sei, ihre Wärterin, ihre Mutter, ihre Leute die riefen: O Gott! o Gott! sie werden sie ersticken, sie wollen sie umbringen! alles dieß gab das komischste Schauspiel von der Welt, aber es lief für mich schlecht ab. Ich beging nämlich die Unvorsichtigkeit, diesem Menschen zu sagen: Bekennen Sie, daß Sie ein Nichtswürdiger sind, und daß Sie den Brief fabrizirt haben, dann will ich ihn Ihnen wiedergeben. — Geben Sie mir Ihr Wort. — Ich versprach

es. Er bekannte, daß er ein Schurke sei, und daß er den Brief geschrieben habe. Bald aber sah ich, daß ich eine Dummheit begangen hatte, denn kaum hatte er den Brief, so sagte er mit verbissener Wuth: „Ich will die Wagen in Bereitschaft setzen lassen, um dies Ungeheuer los zu werden.

Diesen Betrug konnte er nur in böser Absicht begangen haben, und er hätte mir Licht verschaffen müssen über das Schicksal, welches meiner wartete; er hätte mich bewegen sollen, mich zu weigern, in das mir von so treuloser Hand angewiesene Kloster zu gehen. Madame Charve rieth es mir, sie beschwor mich es zu thun; aber mein Haß, das Bedürfniß mich von einem so abscheulichen Menschen zu entfernen, hätte mich dahin gebracht, mich mit offenen Augen in einen Abgrund zu stürzen, wenn ich kein anderes Mittel gesehen hätte, ihm zu entfliehen. Er ersann, um mir Beleidigungen zuzuziehen, und besonders

um mich vor meiner Abreise noch ein Mal durchsuchen zu lassen, einen Streich, der ganz seiner würdig war. Er schickte den Vater der Ziliette zu mir, seinen Verwandten, als ob er sich für meine Güte bedanken sollte. Ich behielt diesen Menschen zum Mittagsessen bei mir, und gab ihm von den Gerichten, die mir von der guten Madame Charve zugeschickt wurden. So wie er weggegangen war, sagte mir die Kammerfrau, die mich ins Kloster begleiten sollte, daß eine silberne Gabel fehle. Dies war eine von dem halben Dutzend, welches ich mitnehmen sollte; ich verbot ihr indeß davon zu sprechen; und sie lief hin es dem Herrn B*** zu erzählen, der es sehr gut wußte, da die Sache mit ihm verabredet war. Sogleich verbreitete Herr B*** in der ganzen Stadt: ich hätte mir selbst eine Gabel gestohlen, um noch eine mitzunehmen *). Ich ahnte, daß er so etwas

*) Dies war aber unmöglich, denn Herr B*** hatte alle Schlüssel.

thun würde, glaubte indeß nicht, daß solche Armseligkeit von Folgen seyn könnte, und dachte nicht weiter daran. Als ich eben in den Wagen steigen wollte, kam Herr B*** mit dem Vater jener Kammerfrau, dem er gesagt hatte, daß ich seine Tochter beschuldige, daß sie mir meine Gabel und andere Sachen gestohlen hätte; daß ich sie um ihren guten Namen brächte. Dieser leichtgläubige, aufgebrachte Mensch schimpfte entsetzlich auf mich. Der Pöbel lief zusammen. Ich ward als eine Diebinn behandelt; man sagte, daß ich die Gabel in der Tasche hätte. — Ich kehrte sie um. — Sie sey in meinem Kasten, hieß es nun. — Ich ließ ihn öffnen, und man fand nichts als fünf Gabeln und sechs Löffel. Man trieb die Unanständigkeit und Wuth so weit, daß man sogar meine Kleider befühlte, um zu sehen, ob ich das Gestohlene darunter verborgen hätte. Man fand nichts. Die Menge verlief sich; aber die Kammerfrau will nicht mitreisen, eine andere, in Thränen schwim-

schwimmend, ward sogleich von ihrer Mutter herbeigeführt. Madame Charve, die bis zum letzten Augenblick so gütig gegen mich war, schickte mir zwei mit schönem Obst und anderen Eßwaaren gefüllte Körbe. Der Fuhrmann entschloß sich, uns alle drei, Herrn Ebrard, die Kammerfrau und mich, auf einen Wagen zu setzen, und meine Sachen auf einen anderen; ein Pferd war für jeden Wagen genug, so wenig Sachen hatte ich *). Diese Umstände alle so genau anzugeben, mag kleinlich scheinen; sie dienen aber dazu, einen gerichtlichen Diebstahl zu erklären, der zehn Tausend Livres betraf, die mir mein Kerkermeister später entwendete, unter dem Vorwande, daß dieser zweite Wagen mit Schätzen beladen gewesen sey, die ich ihm entwendet hätte.

So war ich endlich nach dreizehn tödlich

*) Diese Sachen waren im Hause des Herrn Ebrard stehen geblieben, seit meiner Rückkehr von Chalons bis zur Abreise nach Gray.

langen Jahren der Gefangenschaft, dem Hause, aber noch nicht den Klauen des Herrn B*** entronnen. Es war im Junius, als ich diesem abscheulichen Gefängnisse entfloh, worin ich alles zurückließ, meinen Stand und meine Ehre ausgenommen. Man wird fragen, wie dieser Nichtswürdige, der Herr B***, der, obgleich es ihm an Geist fehlte, doch nicht ohne List und ohne Bosheit war, da ich seine Gemahlin hieß und zu sein schien, mich rein aus seinen verworfenen Händen fortlassen konnte? Ihm standen nur zwei Mittel zu Gebote, Verführung und Gewalt. An die erste wagte er selbst nicht zu denken. Auch mit der Gewalt gieng es nicht. Durch die Natur oder die Erziehung hatte ich ein männliches Herz erhalten, und er war kleinmüthig wie ein feiges Weib. Er erblaßte, wenn er einen Degen oder eine Pistole sah. Er war fest überzeugt, daß der geringste Anschein von Gewaltthätigkeit von seiner Seite, das Zeichen zu seinem Tode sey. Seit der unglücklichen

Reise nach Viroflay war ich gegen jedes Getränk auf meiner Hut und gegen Opium; ich hatte ihm zu verstehen gegeben, daß ich ein solches Mittel als offenbare Gewalt ansehen würde, so daß der tapfere Held verstanden hatte, daß ich es auf ähnliche Art bestrafen würde. Da er genau meine frühere Gewöhnung, meine männliche und kriegerische Erziehung kannte, da er überdies sah, daß in jeder anderen Rücksicht ich nie über die Gränzen des strengsten Anstandes hinausging, die meinem Geschlechte geziemt, und daß ich es selbst übertrieb; so zweifelte er nicht an der Festigkeit und der Aufrichtigkeit meines Entschlusses, in Rücksicht auf diesen delikaten Punkt, so daß seine Feigheit mich vor offenen Angriffen und vor Versuchen der stolzen Verwegenheit schützte. Wohl aber hatte ich, wie wir gesehen haben, fremde Anträge, verdeckte Batterien zu vermeiden, und Freiwerber seiner ehelichen Liebe fortzuschaffen. Einer versprach mir in seinem Namen Schuhe

statt der Pantoffeln die ich zu Cousance trug, ein anderer einen kleinen englischen Garten und Zuckerwerk. Ein Marquis von Balay, der mir Vorwürfe über alles, was mir von meiner Herkunft entschlüpft war, gemacht hatte, der mir liebreich gesagt hatte, daß es ein Verbrechen sey, vorzugeben, daß man von königlichem Geblüte herstamme, wenn es nicht so wäre, und daß ich mich recht sehr im Kloster hüten solle, mich die Tochter des Prinzen von Conti zu nennen, weil ich mich sehr in Verlegenheit setzen würde, wenn ich diese Unverschämtheit beginge; dieser selbige Marquis, der erst seit kurzer Zeit mit dem Herrn B*** verbunden war, ohne daß zwischen ihnen irgend eine Ähnlichkeit in Ansehung der Erziehung, des Geistes, der Kenntnisse, des Vermögens, des Charakters statt fand, vertheidigte, mit einer Wärme, die mich in Erstaunen setzte, seinen neuen Freund. Da er im Grunde sich wenig um Herrn B*** bekümmerte, so konnte ich nie

errathen, was ihn dazu bewog, die Vollziehung des Opfers so sehr zu wünschen. Denn was lag ihm an meiner Schande? Gleich am nächsten Morgen, sagte er, sollte ich dann an meinem Fenster kleine Balkons haben, die ich lange schon gewünscht hatte. Ich lachte ein wenig, das gestehe ich, über meinen Liebhaber, über den Marquis, über den nächsten Morgen, über die kleinen Balkone. Ich sagte, daß ich sie in der Nacht haben wollte. Der Herr Marquis sah, daß ich mir die Freiheit nahm, über ihn und seine Botschaft zu spotten, und seit der Zeit hörte ich nichts mehr davon. Sandte man Leute anderer Art zu mir, tugendhafte Frauen, ehrwürdige Geistliche, die das Wort Pflicht mir vorhielten, so war meine Antwort: Man täuscht euch! Es ist keine Pflicht, es ist ein Verbrechen, wozu ihr mich bereden sollt: ich bin nicht verheirathet.

Hätte mich jemand täuschen können, so wäre es Madame Delorme gewesen, denn

niemand vermochte so viel über mich als sie; aber auch sie hatte eingesehen, daß es unmöglich sey, und gestand es ihren Freunden. Nachdem sie alle Listen vergeblich versucht hatte, als sie sah, daß ihre Bemühungen an meiner unbezwinglichen Festigkeit scheiterten, als ich sie mit einem einzigen Worte über diesen Artikel hundert Mal zum Schweigen gebracht hatte, schrieb sie: „Kaum kann ich es erwarten von Herrn B*** und seiner Frau getrennt zu werden; sie kömmt immer und weint bei mir, und er klagt immer über dasselbe. Da sie einmal nicht nachgegeben hat, so thut sie es nie; denn wie Sie wissen, gehört sie zu einer Familie, die Wort zu halten versteht. . . . .“ Eine deutliche Anspielung auf meinen Bruder, der, wie man sagt, standhaft sich geweigert hat, eine Verbindung einzugehen, wozu er gezwungen war. Vielleicht eine Anspielung auf . . . . . . Ihr, die ihr allein mich verstehen könnt, ihr, denen das Herz bei dieser Stelle hoch schlägt, beru-

higt euch, die Ehrfurcht hält mich zurück, ich weiche der Natur, die in meiner Person beleidigt ist; nie konnte ich etwas anderes als mit meinen Thränen eine Hand benetzen, die mir unheilbringend und theuer war. Ich will Gerüchte nicht berühren, die ich lieber für ersonnen und falsch halte; ich will euch den Rang nicht streitig machen, den ich mit euch theilen könnte; ich habe nichts gewollt, als meinen Zustand der Welt vorlegen. Ich wollte nur meinen Namen, meine Ehre von dem Vorwurf der Schande reinigen; der Brief, den ich hier anführe, könnte allein jeden Verdacht entfernen. Der Tag, an dem er geschrieben ward, ist merkwürdig, es ist der vierzehnte October 1780. Ich war beinahe achtzehn Jahre alt, und beinahe sieben Jahre in der Gewalt meines Entführers. Der Brief enthält die unumstößlichsten Beweise meiner Unschuld. Man muß hören wie Herr B*** selbst sich über die Scheidewand beklagt, die uns immer getrennt hat, und über die

ehrerbietige Entfernung, worin ich ihn immer zu erhalten wußte. Seine lächerlichen Klagen, sein komischer Stil, mögen auf einen Augenblick den Ernst dieser Denkwürdigkeiten unterbrechen. Er schrieb den zehnten Januar 1777 an meine Erzieherin: „Ach! es ist nur zu wahr, daß ich bisher noch nicht Herr über sie geworden bin...... Sie stößt mich mit einem so strengen Tone zurück, mit so kränkenden Worten, daß ich nichts anders thun kann, als schweigen."

Ich muß gestehen, daß ich um diese Zeit noch ein Kind war, ich ging eben ins vierzehnte Jahr; aber im Jahre 1784 war ich es nicht mehr, als er, den vierten August, einen Brief von sechs und funfzig Seiten an Herrn Jacquet schrieb, worin die Geschichte meiner Strenge verzeichnet ist. Er wollte zwei tausend Livres haben, die mir als jährliches Einkommen gehörten: „Meine Foderung scheint mir billig, schreibt er, mein Grund ist, weil sie mich so verachtet." An ei-

ner andern Stelle des Buchs fährt er fort: „Schon glaubte ich mir Glück wünschen zu können über meine Art, sie zu behandeln, denn schon glaubte ich dem erwünschten Augenblick nahe zu seyn ...... Ich habe die Hoffnung, meinen Willen zu erhalten, lange verlohren, fast könnte ich sagen, gleich vom Anfange an."

Den neunten Februar 1786, nachdem er zwölf Jahre wie ein Carthäuser hatte leben müssen, schrieb er an Herrn Jacquet: „Ihr Zimmer ist mir, so zu sagen, fast ganz und gar verboten; sie findet es zu dreist, wenn ich mich in einen Lehnstuhl setze; er sey nicht für mich gemacht, sagt sie. .... Sie treibt mich, sie quält mich, mit ihr eine andere Einrichtung zu treffen, da sie unabhängig leben will. Sie zieht härtnäckig das Kloster vor; sie befragt Advokaten, die ihren Entschluß nicht ändern können. Eben ist sie bei einem Advokaten gewesen, um ihm anzukündigen, daß sie entschlossen sei, keinen Schein, daß sie noch

lebe, zu unterzeichnen, wenn ich nicht vorher über unsere Trennung mit ihr einig geworden wäre." —

Das ganze Haus kannte meinen festen Entschluß. Die Kammerfrau, die Madame Delorme annahm, sechs Wochen nach der vorgeblichen Heirath, und die bis an ihren Tod bei ihr blieb, erklärte in ihrer Aussage vor Gericht, die ich schon ein Mal angeführt habe: „Madame Delorme ließ sie selten allein und predigte ihr immer vor, daß sie ihren Mann lieben und bei ihm schlafen solle; die junge Frau sagte immer: Nein! und betheuerte, daß sie ihn nie dulden würde, und in der That bin ich überzeugt, daß sie nie bei ihm geschlafen hat."

Doch das ist Alles noch nichts, man muß ihn selbst in seinen ehelichen Klageliedern seufzen hören, die er stets an Herrn Jacquet richtete. Folgenden Brief schrieb er den ersten Januar 1787, als ich nicht mehr in seiner

Gewalt war, und ihn auch seitdem nicht anders als in der Gerichtsstube gesprochen habe. Risum teneatis.

.....„Verwünschter Spiegel, worin sie ein Mißverhältniß entdeckt hat, welches ihr ein Mißtrauen einflößte gegen die Mittel, die ich ihr vorschlug, um uns beide glücklich zu machen; dieser vermaledeite Spiegel, worin sie das Recht fand ihren Wünschen Zwang anzuthun, ihrem Verlangen, ihrer Liebe; selbst ohne sich zur Wiederkehr anheischig zu machen; dieser Spiegel mit Einem Worte, worin sie Blumen auf dem Wege, der ganz vom Glücke abführt, gesehen hat; Blumen, die ihr so lieblich schienen, daß sie etwas darin setzte, sich stark genug zu zeigen, die Hindernisse, welche ihr die Zärtlichkeit in den Weg legte, mit Füßen zu treten (er will sagen die Versuchungen, den kleinen Unterschied zwischen beiden Worten beachtet er nicht) das ist die Verachtung, die mir das Vergnügen geraubt hat, den Tribut eines fühlenden, zärt-

lichen Herzens derjenigen, für die er bestimmt war, ungeschminkt zu zollen."

Gerieth doch Herr B*** auf den Einfall, mir im Jahre 1787 selbst zu schreiben, und sich zu beklagen, daß er vergeblich versucht habe, mir die Augen zu öffnen, daß seine Zärtlichkeit immer als eine Beleidigung angesehen sey, daß meine Härte übertrieben sey. Ja er klagte, daß es schiene, als ob ich ihn hätte Glieder berauben wollen, die Gott ihm gegeben hätte. Ohne daß ich genöthigt wäre durch sein Geständniß zu beweisen, daß er mit mir nie in einem anderen Verhältnisse gelebt habe, als dem eines Thürhüters, und daß meine Henker mich nur unglücklich, nicht ehrlos gemacht haben; hätte ich nie gewagt, die groben Ausdrücke dieses Tölpels anzuführen; aber das Unanständige kann nicht von dem Kräftigen, von ihrem inneren Gehalte getrennt werden, ich habe es daher beibehalten müssen, und ich bin gezwungen gewesen,

meine natürliche Abneigung dagegen zu überwinden, um zu beweisen, daß ich rein aus dieser Verfolgung hervorgegangen bin.

Die Freunde des Herrn B*** wußten auch um meine unbesiegbare Hartnäckigkeit; Herr Ebrard, einer von ihnen, schrieb mir im Januar 1788, um mich so auszudrücken, mit seinen Worten: „Vergebens hat er alles gethan, was ein zärtlicher Ehemann nur thun konnte, um Ihre Liebe zu verdienen, er hat aber keinen Lohn dafür erhalten, bisher sind Sie immer nicht zu besiegen gewesen.“ Im Jahre 1791, als ich gezwungen war, ihn vor allen Gerichtshöfen zu sehen, wollte ich versuchen, ob er es wagen würde, es zu läugnen. Ich ließ ihn förmlich befragen und was man gerichtlich aufschrieb ist folgendes: „Gefragt, ob er es wagen würde zu bezeugen, daß die Heirath vollzogen sey? versetzte er, statt aller Antwort, daß er sich sehr wundere, wie Madame B*** die Dreistigkeit hätte, ihm eine solche Frage vorzulegen.“

Wenn Herr B***, der in Ränken und List grau geworden war, und gegen den ich damals meinen Prozeß führte, um unsere vorgebliche Ehe trennen zu lassen, die freche Stirn gehabt hätte, bejahend zu antworten, so dürfte man sich eben nicht wundern. Ohne Zweifel aber durch die Kraft der Wahrheit genöthigt, überrascht vielleicht durch eine so unerwartete Frage, da er recht gut wußte, daß ich schriftliche Beweise von der Hand seiner Helfershelferin, seines Freundes und von ihm selbst in meiner Gewalt hatte, so wagte er nicht, es abzuleugnen, und glaubte sich durch eine zweideutige, alberne Antwort zu retten. Ich hatte sein Geständniß durchaus nicht nöthig; mein Anwald indeß und alle Rechtsgelehrten stimmten darin überein, daß nach seiner Weigerung, eine bestimmte Antwort zu geben, das Factum als eingestanden angesehen werden dürfe, nach den Worten des Gesetzes von 1667, und daß folglich ein gesetzmä-

ßiger Beweis da sey, daß die angebliche Heirath nie vollzogen worden. Diese Induction legte man dem Herrn B*** von Gerichtswegen vor, ohne daß er selbst etwas dagegen einzuwenden wagte; sein eifriger Vertheidiger aber sagte in der Gerichtsstube zu Louans, auf einen Pack Schriften zeigend: „hier habe ich das Zeugniß eines Arztes, der bezeugt, daß er dem Herrn B*** gerathen habe, nicht zu häufige Beweise seiner ehelichen Liebe zu geben, die der Gesundheit seiner Gemahlinn schaden könnten.“ Mein Anwald, Herr Thilorier, rief: Nennen Sie den Betrüger, der diese Dummheit unterschrieben hat; lassen Sie die Schrift sehen; der Anwald des Herrn B*** zeigte sie nicht, und sagte, man hätte vergessen sie unterzeichnen zu lassen. Er ward ausgezischt, und die Wahrheit, die er verdunkeln wollte, trat nur um so heller hervor. Ich muß in aller Demuth gestehen, daß ich mich dieses Sieges wegen nicht rühmen kann, weil er mir so

wenig Mühe gemacht hat. Bei einem solchen Menschen konnte ich nicht einmal das kleine Verdienst haben, eine Versuchung zu bekämpfen, und ich hatte, wie man sich leicht denken kann, gegen gewaltthätige Versuche mich nicht zu wehren, bei einem Manne, dem, nach seinem eigenen Geständnisse, ich kaum erlaubte, sich in meiner Gegenwart niederzusetzen, und den ich fast nie über die Schwelle meines Zimmers kommen ließ. Die Ueberzeugung, daß ich eine Pflicht erfüllen müßte, hätte den Boten seiner Liebe allein Eingang bei mir verschaffen können; da ich aber überzeugt war, daß ich diesem Menschen auf keine Weise angehörte, so stimmten meine Pflicht, meine Ehre, meine Neigung, und wenn ich es sagen darf, mein Stolz überein. Unverwundlich also und unzugänglich von allen Seiten, habe ich folglich kein Verdienst erworben dadurch, daß ich nicht besiegt bin.

Man hat übrigens gesehen, wie theuer ich dem Herrn B*** einen Widerstand bezahlen

zahlen mußte, und er war unverschämt genug, darüber zu zürnen und sich zu beklagen. Es war aber noch nicht alles vorbei; im Kloster zu Gray, wohin er mich durch die schändlichste Hinterlist brachte, mußte ich die meisten körperlichen Leiden erdulden. Sobald ich ankam, foderte ich die Priorin im Sprachzimmer zu sprechen. Sie kam sogleich; ihre kalte, spöttische Miene schien nichts Gutes zu verkündigen. Das Mädchen, welches bei mir die Stelle der Kammerfrau vertreten sollte, und die sich schon vor dem Kloster scheute, ward durch den Empfang so aus aller Fassung gebracht, daß sie unaufhörlich weinte. Als die Priorin weggegangen war, sagte mir Herr Ebrard, der bemerkt hatte, daß diese erste Zusammenkunft einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hatte, etwas darüber. Ich antwortete: „Ich sehe daß ich verlohren bin, aber es liegt nichts daran. Ich kann nicht zurück . . . .“ und so eilte ich ins Kloster.

Hier beginnt ein langer und schrecklicher Kampf; er fängt an mit einer sonderbaren Demüthigung. Die Priorin betrachtete mich, man untersuchte, prüfte, maß mich, man drehte mich herum, um mich von allen Seiten zu beschauen; dann sperrte man mich mit dem kleinen Mädchen, die ich mitgebracht hatte, in eine Zelle, die für eine Person zu klein war. Wir wurden darin von Insecten gefressen. Sobald es Tag ward, foderte ich ein bewohnbares Zimmer; man antwortete mir, ich solle Gott danken, daß ich dieses hätte, und daß man mich aufgenommen hätte, da ich sonst allenthalben abgewiesen wäre. Ich bestand darauf, das wünschte man; man führte mich in eine Art von Keller, der nahe bei dem Abzugsgraben des heimlichen Gemaches war, eine fürchterliche Kloake, worin kein Licht, keine frische Luft eindringen konnte. Ich foderte einen Ofen; ich ließ das Feuer nie ausgehen, um die Feuchtigkeit zu vermindern, er war aber von Eisenblech; der Dunst,

den er verbreitete, verbunden mit der Luft in diesem Gemache, die noch durch die Wärme verdorben ward, griff meine Lungen an. Ich wollte ausgehen, wie die anderen Kostgängerinnen, um einen Augenblick diesem Dunstkreis zu entfliehen; wie groß war mein Erstaunen, als man mich am Thore anhielt! Ich fragte, warum man mit mir allein diese Ausnahme mache? — „Die anderen sind frei, Sie nicht.“ — Warum bin ich nicht frei, so wie diese? — „Wir haben nicht den Befehl, Ihnen Rechenschaft zu geben.“ Diese Kürze, diese Antworten schlugen mich ganz nieder. Ich fragte einige Nonnen, die mich zu beklagen schienen, sie konnten mir nichts antworten. Die Priorin hatte eine despotische Gewalt in diesem Kloster und theilte keiner ihr Geheimniß mit. Ich erfuhr in der Folge, daß sie mit Herrn B*** sehr genau verbunden war. Meine Kammerjungfer konnte ein so trauriges Leben nur wenige Tage aushalten, sie verließ mich. Seit der Zeit konnte

man der Kleidung und der Wohnung nach mich für eine der Gottgeweihten Frauen dieses Klosters halten. Ich richtete mich in Allem nach ihrer Regel, nach ihren Andachtsübungen, ich begleitete sie ins Chor. Diese ruhige Art zu leben gefiel mir so wohl, daß wenn ich nur ein anderes Zimmer gehabt hätte, ich geglaubt haben würde, im Himmel zu seyn, da ich aus der Hölle beim Herrn B*** kam.

In zwei ewig langen Jahren kam ich nur ein einziges Mal aus meinem neuen Gefängnisse heraus. Ich ließ der Priorin sagen, daß ich ein Gelübde gethan hätte, nach der Marienkirche von Gray zu gehen, die außerhalb der Stadt lag. Sie wagte es nicht es mir abzuschlagen, und sich dadurch dem Tadel der Nonnen auszusetzen; ich ging also dahin, aber mit einer ansehnlichen Begleitung, damit sie sicher wäre. Ich hörte, daß man in den Gassen sagte: da ist die Schwester des Prinzen von Conti;

das ist die Schwester des Prinzen von Conti, die so ängstlich im Marienkloster bewacht wird. Was hat sie denn verbrochen, daß man sie so behandelt? Man setzte noch manches hinzu, zum Lobe meines Betragens. Die Pförtnerin und andere, die mich begleiteten, schienen sich nicht darüber zu wundern; ich sah daß alles in meinem Kloster bekannt war. Man wundere sich indeß nicht, daß meine Bedrückung noch immer fortdauerte. Das Gerücht, daß die Macht eines Hohen Schuld daran sey, ging vor mir her, oder folgte mir allenthalben. Madame Delorme selbst war vielleicht in diesem Punkte hintergangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach war sie getäuscht, da sie kurz vor ihrem letzten Athemzuge noch sagte, daß sie nur aus Furcht vor der Macht nachgegeben habe. Diese heimtückische Lüge machte, daß mein Schicksal unwiderruflich schien. Ohne diese schändliche Vorkehrung hätte man es zu Versailles erfahren, und es wäre so-

gleich geändert worden. Denn keine Rücksicht wird mich abhalten das Gefühl der gerechten Dankbarkeit öffentlich bekannt zu machen, kein Vortheil wird mich dahin bringen es geheim zu halten. Von den Eigenschaften Ludwigs des funfzehnten und seines Nachfolgers kenne ich nur zwei, die Gerechtigkeit und Großmuth.

Auch muß ich den Arzt des Klosters rühmen, der, von mir über meine Krankheit befragt, den Muth hatte, mit Gefahr seine Stelle zu verliehren, zu schreiben: „daß man mich, wenn man mir das Leben retten wollte, aus der Kloake wegbringen müßte, die vorzüglich Schuld an meinem Übelbefinden sey, und daß ich dann ins Bad müßte.“ Allem Anscheine nach war damals (ich muß es sagen) mein Leben meinen Tyrannen zur Last oder unnütz; denn dieser Rath des Arztes bewürkte nichts, als daß ich noch enger eingesperrt ward, und daß man mich genauer beobachtete, wenn mir ein Spatziergang in-

nerhalb der Klostermauern verstattet ward. Die Priorin, als ich mich bei ihr beklagte und ihr Vorwürfe machte, antwortete: „Kehren Sie zu ihrem Manne zurück; er wird Sie gerne wieder annehmen; er liebt Sie, er betet Sie an.“ Ich würdigte sie keiner Antwort. Um diejenigen die Schuld an meinen Leiden waren, noch mehr zu überführen, daß sie förmlich die Absicht hätten, mich in diesem Keller umkommen zu lassen, so fragte ich noch den Herrn France, Professor zu Besançon. Ich schickte ihm die Antwort meines Arztes. Er zeigte in der seinigen, daß mein Leben auf dem Spiel stehe, wenn man mir nicht aufs schnellste eine andere Wohnung anwiese. Beide Briefe schickte ich an Herrn Ebrard, und bat ihn, mir bei meinem Oberkerkermeister eine andere Wohnung, oder ein anderes Kloster auszuwürken. Ich schrieb an Madame Elisabeth. Mein Brief ward aufgefangen, und dadurch ward meine Furcht verstärkt, daß ich ganz von den Bourbons ver-

lassen sey. Alle Briefe die ich nach anderen Klöstern schrieb, um dort aufgenommen zu werden, hatten das gleiche Schicksal. Mein Übelbefinden nahm zu; ich bat um Bäder im Hause; auch die verweigerte man mir. Man erlaubte mir bloß den Herrn B*** darum zu bitten, da man wußte, daß ich mit diesem nichts mehr zu thun haben wollte. Mein Fieber ward heftiger, meine Lungen wurden immer mehr angegriffen, ich sah daß ich in der Blüthe meiner Jahre unterliegen mußte. Schnell sandte ich einen Brief nach dem anderen an den Herrn Ebrard. Ich erhielt seltene und zweideutige Antworten; endlich müde zu warten und diese dreizehnmonatliche Quaal länger auszustehen, ging ich dreist an die Klosterthüre, um fortzuwandern. Ich drang darauf, so viel meine schwachen Kräfte es mir erlaubten. Vergebliche Mühe! Ich überhörte was mir die Thürhüterin sagte, da ich der Priorin zurief: „Bin ich vom Könige zur Gefangenschaft verdammt, oder

von Ihnen, Madame? Hat man gegen mich einen Verhaftsbefehl ausgewürkt? Sagen Sie mir wenigstens warum, unter welchem Vorwande ich hier in diesem Kerker schmachte?" Statt aller Antwort führte man mich wieder nach meinem Keller zurück, dessen Gewölbe von meinem Seufzen wiederhallten. Alles was ich vornahm, zeigte wie traurig ich sey. Ich glaubte dem Tode nahe zu seyn, mit Pinsel und Bleifeder schrieb ich auf meine Leinwand: le lagrime inondano il mio lavoro. In eine zierliche Einfassung mahlte ich ein Mausolaeum mit dieser Inschrift: Honoris materni victimae solamen spes sepulchri. In dem Augenblicke als ich mich dem Tode nahe glaubte, als alles mich nöthigte zu glauben, daß ich sterben würde, schrieb der feinfühlende B*** der treuen Vollstreckerin seiner Befehle: „Ihr Seufzen ist nichts als Verstellung, und ich hoffe daß Sie, da man Sie damit vorher bekannt gemacht hat, weniger darauf Rücksicht nehmen

werden . . . . . Geben Sie wohl Acht, daß sie nicht entflieht. Ich glaube daß man Schritte thun muß, die ich ungern thue, und die mich angst machen. . . . . Stellen Sie sich meine Lage vor, und fassen Sie neuen Muth, um, was kommen mag, zu ertragen; warum kann ich Sie nicht eines so traurigen Geschäfts überheben, ohne ein Opfer zu bringen, wozu Sie selbst, der Religion wegen, mir nicht rathen können . . . . Ich besitze noch viele Briefe der Art.

Der Professor France, die junge Baronin von Mont-Lezun, der Bischof von Rosi bemühten sich umsonst, mich aus dem Grabe herauszubringen. Es fällt in die Augen, daß man beschlossen hatte, mich darin zu begraben; und das wäre geschehen, wenn nicht das Herz der meisten Nonnen, die von ihren Vorurtheilen, die man ihnen gegen mich eingeflößt hatte, zurückgekommen waren, sich den Gefühlen der Menschlichkeit, dem Mitlei-

den geöffnet hätten. Mehrere legten an meine Thüre (denn die Schwelle zu überschreiten, war ihnen verboten) die schönsten Früchte von ihrem Nachtische, die sie in ihren Ermeln verbergen mußten, obgleich sie diese Früchte nur sich selbst entzogen. Auch brachten sie mir trinkbares Wasser, ein köstliches Geschenk für mich, denn das, was ich erhielt, wurde aus einer Cisterne geschöpft, und war meistentheils schlammig und voll von Würmern. Eine Nonne, Rosalia, trug viel zu meiner Erhaltung bei, da sie mir erlaubte, den ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Sie war eine Kostgängerin, und hatte ein hübsches Zimmer im Kloster. Dennoch wäre ich nicht zu retten gewesen, wenn ich noch lange in diesem stinkenden Loche hätte bleiben müssen; die Nacht verdarb, was der Tag gut machte. Statt der gesunden Luft in dem Zimmer der guten Rosalia, athmete ich verpestete ein. Ihr, die ihr gefühlvolle Herzen im Busen tragt, ich fürchte euch zu erschrek-

ken, und ihr, grausame Sterbliche, die nie das Unglück Anderer rührte, sehet hier ein Leiden, das Euch tief erschüttern wird. Wie habe ich es ertragen können, ohne zu sterben? Ich bebe noch, ich fahre zusammen, wenn ich daran denke, wie die Eidechsen und Kröten in mein Bett kamen, darin herumkrochen, es beschmuzten. Sie störten meinen Todesschlummer, der mich oft auf diesem Schmerzenslager überfiel. Und dennoch, ihr, die ihr im Unglück gewesen seid, ihr wißt es, daß Schmach, die man von seines Gleichen erduldet, noch mehr verwundet und kränkt, als der Stachel der giftigsten Thiere. Durch diese Kröten, diese Eidechsen, litt ich weniger, als durch die Bosheit einiger Kostgängerinnen, die man aufmunterte, und unterrichtete, wie sie mich beleidigen sollten. Sie duzten mich mit einer damals um so mehr auffallenden Grobheit, weil sie ungewöhnlich war. Ich stand in keiner Verbindung mit diesen kleinen Furien, dennoch paß-

ten sie auf, wenn ich bei ihnen vorbeiging, um mich zu schmähen; eine rief mir zu: „Wenn du etwas Vornehmes bist, wie man sagt, so befreie dich doch aus diesem Kloster"; eine andere: „wenn es wahr ist, daß du zur königlichen Familie gehörst, so muß deine Macht größer seyn als die Macht derjenigen, die dich hier festhalten." Diese Mädchen waren nur das Werkzeug, das Echo einer Cabale, die Herr B*** in diesem Kloster angesponnen hatte. Mit Hülfe der Priorin, die sehr schwach an Geist war, hatte er anfänglich das ganze Kloster für seine ehelichen Ansprüche gewonnen, und einige Nonnen, die ihm treu geblieben waren, munterten diese klaffende Meute auf, mich mit Schmähreden zu verfolgen. Ich suche die beißendsten und ärgsten zu vergessen, und muß glauben, daß die Befehle oder die Erlaubniß durch diese stolzen, schlecht erzogenen Mädchen, überschritten wurden.

Diese täglichen Leiden aller Art hatten mich so weit heruntergebracht, daß mir der Athem fehlte, wenn ich sprechen wollte; man verstand mich nicht mehr; meine abgemagerten Glieder gaben mir das Ansehn eines umherwandelnden Gespenstes. Mein Ende schien nahe. Die Verzweiflung fachte den verlöschenden Funken wieder an, sie gab mir Kraft und bald sprengte ich meine Ketten.

Sollte man es glauben, daß ich, in dem schrecklichen Zustande, worin ich mich befand, noch pedantische Vorstellungen vom Herrn Ebrard anhören mußte. Er schickte mir eine Predigt zu über mein Vorhaben ins Bad zu reisen, sprach von dem Rechte, welches Natur, Religion und das Gesetz über mein ganzes Wesen dem Herrn B*** zugeständen. Mein letzter, kühner Versuch hätte ihn zur Verzweiflung gebracht! (der arme Mann!) Solche Crisen geben Kraft, sagte er, (ich verschaffte ihm bald durch mein Beispiel den Beweis davon). Ihr Mann

ist beleidigt; große Übel können nur durch heftigwürkende Mittel geheilt werden. Ohne mir den Hals zuzuschnüren, konnte man keine gewaltsameren Mittel auffinden, als dies Zusammenwohnen mit Kröten und Eidechsen. Das Lächerlichste war, daß dieser Advokat von der Gefahr sprach, die im Bade dem guten Ruf einer dem Tode nahen Frau drohte, deren Anblick nur Mitleiden erregen konnte. Endlich, wenn ich es wagen sollte einen Versuch zu machen, in ein anderes Kloster zu gehen, wenn ich meinen Mann nöthigte zu den Gerichten seine Zuflucht zu nehmen; so drohte er mir mit der Beredsamkeit des Herrn Vernier, von dem er wie von einem Cicero oder Demosthenes sprach: Sie können glauben, daß Herr Vernier ihm Rath geben, ihn begleiten wird. Ein unfreiwilliges Lächeln bewegte meine sterbenden Lippen, als ich diese schreckliche Drohung las. Ein anderes Gefühl belebte mich bei folgenden Worten: „Ich

bitte Sie von ganzem Herzen, keinen Schritt zu thun, der ihn nöthigen könnte, gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen; ich zittere, wenn ich nur daran denke, was für Folgen ein einziger falscher Schritt von ihrer Seite haben könnte."

Herr Vernier, derselbe, der mich zuerst nach Cousance begleitet hatte, und mit dem ich in keiner Verbindung stand, schrieb mir ähnliche Briefe, und bestätigte die Drohung, daß er mein Gegner sein werde, wenn ich es versuchen sollte, dem Tode zu entgehen. Er behauptete sogar, „daß der Vorwand mit den Bädern zu nichts dienen solle, als mir Gelegenheit zu geben, in der großen, glänzenden Welt zu leben. Er rieth mir, nicht weiter daran zu denken, und unterließ nicht mir zu melden, daß, wenn ich seinem Rathe nicht Folge leistete, er dem Herrn B*** den Weg zeigen würde, den er einschlagen müßte, mich zum Gehorsam zu bringen. Er gab mir zu verstehen,

daß sein Klient vielleicht einwilligen würde, daß ich in ein anderes Kloster zu Besançon ginge, vorausgesetzt daß seine Ehre nicht wesentlich darunter leide; daß ich aber noch beßer thäte, wenn ich zurückkäme, und daß er selbst und Herr Ebrard mir die Versicherung gäben, daß ich stets bei Herrn B*** dasselbe liebende Herz wiederfinden würde. Ich benutzte das, was er mir über ein anderes Kloster gesagt hatte, und bat, in ein Kloster zu Chateau-Vilain gehen zu dürfen, wo man mich gern aufnehmen wollte. Zur Antwort erhielt ich aber: Chateau-Vilain liege nicht in der Franche-Comté, welche ich nicht verlassen dürfe, und man wisse überhaupt gar nicht, wo es liege. Ich erwiederte, es sei ein kleiner Flecken in der Champagne, ganz ohne Geräusch und prunklos, ein Beweis daß ich nicht, wie man mir Schuld gegeben hätte, nur nach großen Gesellschaften mich sehnte. Ich bat um schnelle

Entschließung und führte an, daß meine Gesundheit keinen Aufschub verstatte. Nach einem Monat fragte man mich nach dem Namen der Priorin. Weiter reichte nun meine Geduld nicht; ich sah, daß man mit dieser Zögerung ein grausames Spiel trieb, in der Hoffnung, daß ich sterben würde.

Ich faßte einen sonderbaren Entschluß, und stellte Betrachtungen an, die eben so sonderbar scheinen können. Da der eigene Vortheil ein erfindsamer Sophiste ist, so will ich nicht dafür stehen, daß ich richtig überlegte; aber daß es mir Ernst war, kann ich bezeugen: Meine Grundsätze untersagten mir den Selbstmord, und nichts konnte sie umstoßen; wenn es aber verboten ist, sagte ich, sich selbst das Leben zu nehmen, so ist es doch nicht untersagt, es für eine rechtmäßige Ursache in Gefahr zu setzen. Man wagt es in der Schlacht des Sieges wegen, ich will es für meine Freiheit daransetzen. Übrigens was ist mein Einsatz in dieser Lotterie? Ein

Monat oder höchstens zwei des allerelendesten Lebens; keine menschliche Gewalt denkt daran, mich aus diesem Keller zu befreien; es ist unmöglich, daß ich durch gewöhnliche Mittel meine Freiheit erlange. Auf ein Wunder darf ich nicht rechnen; ich darf die Vorsehung nicht versuchen; Gott sagt: hilf dir selbst, und ich will dir helfen! Nach diesen Betrachtungen, die ich mit mir selbst anstellte, entschloß ich mich, keine Nahrungsmittel anzunehmen, so lange man mich in diesem Kloster ließe. Ich hatte nicht deutlich den Entschluß gefaßt, ob ich es so weit kommen lassen wollte, daß ich stürbe; ich hoffte nicht genöthigt zu sein, so weit zu gehen, und wenn der Versuch nicht gelingen sollte, ehe ich in drohende Gefahr gerieth, wenn er mich dem Tode nahe bringen sollte, dann wollte ich überlegen, ob es mir erlaubt sei, die Fackel meines Lebens verlöschen zu lassen, die nicht wieder auflodern konnte. Allem Anscheine nach wäre keine Zeit zum Überlegen mehr

gewesen; auch will ich mein Vorhaben nicht rechtfertigen, sondern allein meine Absicht. Da ich einmal den Vorsatz ernstlich gefaßt hatte, so verschob ich auch die Ausführung nicht. Als die Priorin kam, um wie gewöhnlich, mir etwas von der Liebe des Herrn B*** vorzuschwatzen, von dem Glücke, das meiner in seinem Hause wartete, wenn ich zu ihm zurückkehrte, unterbrach ich sie mit diesen schrecklichen Worten: „In drei Tagen, Madame, bin ich todt oder frei.“ In demselben Augenblick brachte man mir mein Mittagsessen: „Nehmt es weg,“ sagte ich, „ich rühre es nicht an.“ Die erschreckte Priorin redete von Religion. — „Sie, Madame, sündigen dagegen, da Sie mich ohne Recht, ohne Mitleiden den grausamsten Tod erdulden lassen. Wenn ich um einige Augenblicke meinen Todeskampf verkürze, so wird Gott es mir verzeihen, hoffe ich; ich wünsche, daß er es Ihnen auch verzeihen möge, daß Sie mich ermordet haben.“ Man schickte eine Laien-

schwester zu mir, deren Erziehung ich besorgte, damit sie Nonne werden könnte; sie fiel mir zu Füßen, um mich zu bewegen, etwas zu genießen, ich blieb unbeweglich. Die Priorin ward unruhig, die meisten Nonnen im Kloster, die mir ergeben waren, murrten, seufzten und äußerten ihre Besorgniß. Was doch, da ich auf keinen ausdrücklichen Befehl des Königs hier festgehalten würde, sagten sie, für ein Grund da wäre, mich einzusperren, und noch dazu mit einer Härte, die mich zur Verzweiflung brächte, die mich langsam hinsterben ließe? Was würde man bei meinem Tode sagen, der unvermeidlich sei? Würde er nicht ihnen zugeschrieben werden, obgleich sie nichts im Kloster vermöchten? Was könnten die Folgen davon sein? Welch ein Unglück! Welch ein Skandal! Dies Geschrei, diese Unruhe verbreitete sich auch außerhalb des Klosters; die Priorin ward erschüttert; mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr; sie ward angst, gab nach, die Thore wurden

geöffnet, ich erhielt meine Freiheit und athmete auf.

Ich verhehlte mir nicht, daß die Verläumdung mich verfolgen würde, daß meine Leiden nur anderer Art sein, nicht enden würden, daß mein Schicksal von meinem Rufe abhängig sei. Ich sah ein, daß Vorsichtsmaßregeln, die meiner unwürdig, unter anderen Umständen sogar erniedrigend wären, jetzt nothwendig wären, und daß ich mich darin finden müßte. Ich forderte von der Priorin ein Zeugniß über meine Aufführung. Gewissermaßen hieß dieß ein Zeugniß von ihr selbst gegen ihr eigenes Betragen verlangen; ich mußte einer feindlichen Hand es anheimstellen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie stellte es mir karglaut genug aus; aber sie konnte es mir nicht ganz und gar abschlagen; sie begnügte sich damit, zu bescheinigen, „daß ich in den zwei Jahren, die ich im Kloster zugebracht hätte, keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hätte.“

Fast alle anderen im Kloster entschädigten mich für diese Sparsamkeit. Einige glaubten, zu dem, was die Priorin geschrieben hatte, hinzusetzen zu müssen, „daß ich ihnen das schönste Beispiel der Tugend und Frömmigkeit gegeben hätte." Andere, „daß mein Betragen und meine ausdaurende Geduld sie erbaut hätte." Wieder andere: „daß ich die Achtung, Hochschätzung und Liebe aller Nonnen mir erworben hätte. Ich gestehe gern zu und bitte sogar darum, daß man in diesen, ohne Zweifel zu schmeichelhaften Zeugnissen, alles das unterdrücke, was bloß die Freundschaft, die Menschenliebe, das Mitleiden mit meinem unbeschreiblichen Elende eingegeben oder übertrieben hat; denn ich schreibe eine Geschichte, keine Apologie. Man erinnere sich nur daran, daß ich in diesem Kloster die Vorurtheile aller gegen mich besiegen mußte, und es wird dann als gewiß erscheinen, daß mein Betragen ganz untadelhaft war.

Der Zufall hat mir einen Beweis der

Leiden, die ich im Kloster zu Gray ausstehen mußte, in die Hände geführt. Herr Forget, Groß-Vikarius des Bischofs zu Meaux, der mich von meiner frühsten Jugend an gekannt, der selbst einen Theil meiner Erziehung besorgt hatte, schrieb nach meiner Befreiung an den Herrn Jacquet: „Eine der Nonnen, die als Kostgängerin zu Gray lebt, hat mir umständlich erzählt, was sie alles in diesem Kloster hat ausstehen müssen; es ist unerhört. Ich habe es auch noch von anderen erfahren, und alle stimmen in dem Lobe, das ihr gebührt, überein. . . . . Ich bin selbst über ihre Stärke erstaunt, so große Leiden, mit solcher Sanftmuth zu ertragen. Die Heiterkeit ihres Gesichtes bürgt für die Reinheit ihrer Seele. Wenige sind so rein wie die ihrige, das kann ich sagen. Die Tugenden und Talente dieser Prinzessin rühren mich, eben so sehr als ihre Leiden. Ich halte sie für einen Engel auf Erden. . . . Man kann glauben, daß ich nicht so thöricht bin, diese

Lobsprüche buchstäblich zu nehmen; daß ich die Übertreibungen der Menschheit und Liebe einzusehen weiß; aber vielleicht habe ich das Recht erlangt, zu sagen, daß ich standhaft eine fürchterliche Verfolgung ertragen habe, die durch keine meiner Handlungen entschuldigt wird, und dieser unumstößlichen Wahrheit verdanke ich, wie man sehen wird, die vollkommene Gerechtigkeit und Genugthuung, die ich gefunden habe.

Nicht ohne Mühe brachte man mein Skelett aus dem Keller zu Gray ins Freie. Durch ein schleichendes Fieber, das mich seit funfzehn Monaten nicht verlassen hatte, war nur noch eine ausgetrocknete Haut übrig geblieben, und allenthalben standen die Knochen hervor. Meine bleiche Farbe, meine matte Stimme, die erloschenen Augen, verkündigten mein nahes Ende, oder wenigstens eine eben erfolgte Auferstehung. Man legte Matratzen in eine Sänfte, und ich mußte liegend die Reise machen. Anfänglich ging es langsam,

und wir kamen in den ersten Tagen nicht weit. Vom zweiten Tage an, fühlte ich neue Kräfte; ich befand mich nicht mehr in dem verpesteten, stinkenden Dunstkreise, der mich dem Tode nahe gebracht hatte. Die frische, reine Luft, diese allen Menschen gemeinschaftliche Gabe des Himmels, die ich so lange hatte entbehren müssen, und die ich mit Entzücken einathmete, war schon ein Anfang zu meiner Genesung. Ich betrachtete die Sonne in ihrer ganzen Pracht, die ich so lange nicht hatte sehen können. Ihre sanften Strahlen, der Himmel, die Erde, das Wasser, die Felder, die Wiesen, die Weinberge, die Bäume, die Vögel, alles, alles schien mir neu, alles zog mich an, und entzückte mich. Nie schien mir die Natur so schön. Ach, sagte ich zu mir selbst, der Schöpfer hat alles zum Glück der Menschen angeordnet; warum ist es nicht ihre einzige Beschäftigung seine Wohlthaten zu genießen? Mit einer Art von Wollust fühlte ich, daß ich lebte, daß ich mir selbst

angehörte; ich ließ halten, wenn es mir beliebte, ich stieg aus, ich that einige Schritte, und stieg wieder ein; ich versuchte, um mich so auszudrücken, das Leben und die Freiheit.

Ich ließ mich nach der königlichen Abtey von Meaux bringen. Meine erste Erscheinung, der Anblick eines lebenden Gespenstes erregte Schaudern; aber ich ward von der Äbtissin, Madame von Gimel de Lenthillac, die mich schon kannte, mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit und Güte aufgenommen. Dort fing ich wieder an zu leben, ich fand ein geräumiges, bequemes, gut möblirtes Zimmer, Gärten, Terrassen, herrliche Lauben, freundliche Behandlung, Sorgfalt, die Achtung die dem Unglücke gebührt, und die man damals der Geburt erwieß, mit einem Worte, den vollkommensten Contrast gegen die Leiden, die ich eben ausgestanden hatte. Herr B***, wüthend über meine Befreiung, glaubte, daß er auch zu Meaux die mordgierige Gefälligkeit der Priorin von Gray

finden würde. Er ersann eine List, die seiner tiefen Einsicht würdig war; er schrieb an Madame de Lenthillac ganz widersprechende Briefe, mit der ausdrücklichen Bitte, mir nur diejenigen zu zeigen, worin seine Falschheit versteckt war. Ich habe nicht nöthig, erst zu erzählen, wie man seine dumme Bosheit aufnahm. Er hatte die Kühnheit zu drohen, als er seine sauberen Anschläge scheitern sah; aber er hütete sich wohl, sich an die Gerichte zu wenden, die ihn nur beschämt hätten; er kannte zu gut den Werth seiner Ansprüche.

Ein auf Erden gequältes, nothleidendes Wesen, richtet natürlich seinen Blick gen Himmel. Kaum lebte ich wieder allmählig auf, durch die fast mütterliche Zärtlichkeit der Madame von Lenthillac, als ich mich auch sogleich zu den Tröstungen der Religion wenden wollte. Ich erzählte einem Geistlichen ganz kurz meine Geschichte, weil er durchaus sie kennen mußte, um über mein Betragen urtheilen zu können; er sah aus den Umstän-

den meiner angeblichen Heirath, daß sie nach einem nachgemachten Taufscheine vor sich gegangen sei, was ich bis dahin noch nicht wußte; er sah daß es wenigstens zweifelhaft sei, ob ich eine Christin sei, und bei einer Angelegenheit der Art, konnte man sich nicht mit Muthmaßungen begnügen. Es wurde daher durch helldenkende Kasuisten, durch die Sorbonne, die man befragte, bestimmt, daß ich bedingungsweise getauft werden sollte, und bis dahin nicht der Sakramente theilhaft werden könnte. Man mußte darüber mit dem Erzbischof von Paris unterhandeln, und ich begab mich gegen das Osterfest 1788 nach der Abtei St. Antoine.

Natürlich sollte man glauben, daß ich mich gleich bei meinem Bruder gezeigt hätte; aber dieser Schritt wollte, nach allem was ich jetzt wußte, überlegt und wohl erwogen sein. Es ward für gut befunden, ihm Nachricht von meiner Taufe zu geben. Ich entwarf eine kurze Schilderung meiner trauri-

gen Begebenheiten. Durch einen Bedienten, den ich zu meinen vielen Bestellungen hatte annehmen müssen, überschickte ich ihm diese Schrift. Der Bediente ging nach seinem Pallaste in unsrer Livrée, und im Namen der Schwester Sr. Hoheit. Zwölf Tage verflossen, ohne daß ich Antwort erhielt. Ich schrieb noch einmal um wenigstens Nachricht zu bekommen, da schickte er folgende Antwort.

den 23 Julius 1788.

Madame.

„Ich habe den Brief erhalten, den Sie mir zugeschickt haben; da mir die kurze Zeit meines Aufenthalts zu Paris, weil ich immer mit Geschäften überhäuft bin, nicht erlaubt, Sie zu besuchen, so bitte ich Sie, mir zu melden, worin ich Ihnen dienen kann.

Ich habe die Ehre mich mit Hochachtung zu nennen

Madame

Ihren unterthänigen und gehorsamen Diener

C. F. J. von Bourbon.

Ich antwortete ihm auf der Stelle; ich bat um eine Zusammenkunft, er sollte Tag und Stunde bestimmen, da ich ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Der Prinz von Conti schrieb zurück:

Madame.

„Da ich kein Mittel sehe, Ihnen nützlich zu werden, so glaube ich Ihnen die Briefe, die Sie an mich geschrieben haben, zurückschicken zu müssen.

Ich bin mit Achtung u. s. w.“

Ich bezeugte ihm mein Erstaunen, über den so verschiedenen Ton in seinen beiden Briefen, ich fügte hinzu, daß ich wohl nicht ohne Grund daraus schließen müßte, daß in der Zwischenzeit etwas Außerordentliches in ihm vorgegangen; daß „wenn Zweifel in ihm aufgestoßen wären, über die Wahrheit dessen, was ich ihm von meinen Leiden, während meiner so langen und strengen Gefangenschaft, erzählt hätte, so hätte ich, um ihn davon zu überzeugen, ihn gebeten, mir

eine Zeit zur Zusammenkunft zu bestimmen. Daß ich wünschte von ihm, der ja allen den Zutritt so leicht erlaube, gehört zu werden.“ Die Äbtissin, die meine Pathin sein sollte, rieth mir, den Prinzen zu bitten, ebenfalls mein Taufzeuge zu sein. Der erste Kammerherr des Prinzen, der Graf von Miré-mori, dem ich den Auftrag gegeben hatte, und der, wie ich nicht zweifeln darf, recht herzlich wünschte, mir eine erfreuliche Antwort zu bringen, kam, mit allen Zeichen des Kummers, mir zu sagen, daß der Prinz es abgeschlagen habe, und um mir meine Briefe zurückzubringen. Man wollte mich überreden, daß meine Auferstehung dem Prinzen nichts weniger als angenehm sei, der besser als irgend ein Anderer die Umstände meines Todes kannte. Die Taufhandlung, die der erste Schritt zur Wiedererlangung alles desjenigen sein mußte, was so viele Jahre hindurch verdunkelt gewesen war, mußte alle diejenigen beunruhigen, denen diese Wieder-

einsetzung in meine Rechte mißfiel. Man konnte sich nicht dagegen setzen; man bezeugte daher seine Unzufriedenheit damit; mein Bruder weigerte sich Gevatter zu stehen, die Äbtissin machte Schwierigkeiten, da sie es mir doch vorher versprochen hatte. Ich hatte anfänglich weder an sie, noch an meinen Bruder gedacht; ich wollte Monsieur und Madame Elisabeth ersuchen, mir die Ehre zu erzeigen, mich zur Taufe zu halten. Da aber die Äbtissin mich fragte, ob ich schon eine Gevatterin hätte, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, sie zu bitten, selbst es zu übernehmen, was sie auch ohne Anstand versprach. Ich wunderte mich daher nicht wenig, als sie mir späterhin sagte, daß sie mir doch nicht diesen Dienst erweisen könnte, daß Umstände . . . . ihre Lage . . . . Ich stutzte, und es ward mir nicht schwer, ihre Gründe zu finden, und zu errathen, wen sie zu erzürnen fürchtete. Ich gerieth um so mehr in Verlegenheit, da ich Allen meine Pathe

genannt hatte, und meine Feinde eine solche Weigerung benutzen, und Erklärungen, die mir sehr schaden mußten, dazu liefern konnten. Freimüthig sagte ich dieß der Äbtissin; sie foderte, daß ich einen Schritt bei meiner Stiefschwester, der Prinzessin von Conti, thun solle, und ergab sich darin, als dieser gethan war. Zum Pathen bestimmte sie mit den kleinen Prinzen von Beauveau, ihren Neffen. Ich benachrichtigte die Familie meiner Mutter von dieser Cerimonie. Der Bruder meiner Mutter, der zu mir kam, und lange mit mir sprach in Gegenwart der Baronesse von Filte, gebohrenen Edgecombe, aus England, übernahm es, meine Briefe zu bestellen, und mir die Antwort zu bringen; er hielt aber sein Versprechen nicht einmal bei dem ersten Briefe, den ich später schrieb, und ich habe ihn nie wieder gesehen.

Ich hatte die Ehre allen Bourbons, so wie es meine Pflicht war, von dem Schritte Nachricht zu geben, durch welchen ein Mit-

glied der Familie in die öffentlichen Register eingetragen werden sollte. Der Erzbischof von Paris würde einen so wichtigen Schritt nicht zugegeben haben, wenn er nicht vorläufig der Einwilligung der königlichen Familie gewiß gewesen wäre. Er hatte selbst eine Untersuchung angeordnet, worin die Wahrheit so erschien, wie sie in dem Taufzeugniß angegeben ist. Diese Taufhandlung ist folglich gültig, keiner von denen, die etwas dagegen haben konnten, wagte es, sich zu widersetzen, obgleich alle darum wußten. Ehe ich noch getauft ward, was eine merkwürdige Epoche meines Lebens ist, ereignete sich ein sehr verdrießlicher Vorfall. Durch einen unvorhergesehenen Zufall verlohr ich Alles, was ich besaß. Man brachte mir eines Tages zwei und sechzig Louisd'or und zwölf Livres Silbergeld ins Sprachzimmer. In demselben Augenblicke trat der Groß-Vikarius von Meaux herein; er sah das Geld, sagte mir, daß er es zu einer Reise nothwendig

gebrauche, und daß er es mir in vierzehn Tagen wieder bezahlen wolle. Nehmen Sie es, sagte ich. Außerdem gab ich ihm noch zwei kostbare Dosen, um sie zu verkaufen, weil ich meine Schulden bezahlen wollte; das war alles, was ich in der Welt besaß, die zwölf Livres ausgenommen. Er reiste ab und starb plötzlich. Er war ein Mann von Ehre, der ordentlich lebte und Vermögen besaß; man hatte unter seinen Papieren diese Schuld und die zwei Dosen aufgezeichnet gefunden. Seine Erbin gab seinem Bevollmächtigten den Auftrag, mich zu bezahlen. Außerdem besaß ich noch einen kostbaren Wagen, ein mehr als hinreichendes Pfand meiner Geburt; gewiß kann man kein besseres finden, ich hielt mich für sicher. Keineswegs, der Bevollmächtigte war ein Advokat; er ließ den Wagen aus dem Stalle bringen, und gab mir sein Ehrenwort, ihn baldigst zu bezahlen. Ich war dumm genug, an Ehre und Rechtschaffenheit eines Advokaten zu

glauben; die Erbin starb, und der Advokat wußte es geschickt so zu machen, daß ich nichts behielt, als meine zwölf Livres, und das beim Eintritt des Winters.

Man sagt daß ein Glück niemals allein kommt. Ich strafte damals dies gewöhnliche Sprichwort Lügen. Das Glück meiner Taufe kam ganz allein, (den siebenten Oktober 1788), ich ward nicht einmal zu dem Mittagsschmause eingeladen, den die Äbtissin gab, und wozu sie die Stadt und den Hof gebeten hatte. Da ich darauf gerechnet hatte, daß ich ihr Gast sein würde, so hatte ich alles, was ich noch besaß, vertheilt, und war um sechs Uhr des Abends noch nüchtern. Glücklicherweise fand ich in meinem Schreibtische eine Tafel Chokolade, die ich in kaltem Wasser zergehen ließ. Das Zuckerwerk kam sehr passend zum Nachtisch; ich hatte nichts mehr als die zwölf Livres, die gab ich der Kammerfrau, die mir es brachte; so daß an dem Tage, an welchem ich meinen Namen

und prächtige Titel erhielt, an dem Tage, an welchem meine Ehre am höchsten stieg, ich keinen Thaler in meiner Börse hatte, und fast vor Hunger umkommen mußte. O Eitelkeit der Eitelkeiten! Die Äbtissin fürchtete ohne Zweifel, daß diese erste glückliche Wendung meines Schicksals mich stolz machen möchte, und hielt daher diese kleine Demüthigung für nützlich, und behandelte mich wie jene Römer, denen man, am Tage ihres Triumphs, unaufhörlich zurief: Vergiß nicht, daß du ein Mensch bist. Vielleicht aus derselben Ursache, oder weil mein Geld zu Ende war, sagte sie mir auch, daß meine Wohnung zu schön sei, und verwieß mich in ein Dachstübchen. Ich gestehe, daß ich damals diesen Rechnungsgeist und diese Sparsamkeit nicht besaß, die ich später, durch die Erfahrung gezwungen, annahm. Ich hatte mein Leben in zwei ganz verschiedenen Lagen hingebracht, die mir nicht verstattet hatten, über diesen wichtigen Punkt nachzu-

denken, das heißt: eilf Jahre verlebte ich im größten Überflusse, und die andere Zeit ohne über irgend etwas Herr zu sein; so daß ich anfangs über diese Veränderung unzufrieden war, und mit meiner Pathin zürnte. Ich schickte mich nichts desto weniger recht gut in meine Himmelfahrt, und war doch lieber den Wolken näher, als dem Mittelpunkt der Erde, wie im Kloster zu Gray. Mein Geist, glücklicher Weise frei von allen heftigen Leidenschaften, gefällt sich allenthalben, wo er ungestört die Schönheiten der Natur betrachten kann, und in der Rücksicht war mein neues Zimmer, wenn man es so nennen kann, sehr angenehm. Ich übersah den Park, die Gebüsche, herrliche Anlagen; aus meinem Bette konnte ich die umliegenden Gegenden von Paris sehen; ich sah die Seine dahin strömen; täglich gaben mir die Vögel auf den hohen Bäumen unter meinem Fenster ein herrliches Conzert; der Duft der Orangen, der heraufwehte, durchbalsamte

meine kleine Zelle. Wie ungern verließ ich sie, um mich in den Wirbel der Geschäfte zu stürzen, in den Schmuz der in Paris ist, und in den Haufen von Menschen, die mich so lange nur ungerecht und grausam behandelt hatten!

Mein Dachstübchen, das im Sommer so angenehm war, ward in dem strengen Winter von 1788 und 1789 sehr beschwerlich. Meine Armuth erlaubte mir nicht Vorkehrungen dagegen zu treffen, noch gesunde, stärkende Nahrungsmittel anzuschaffen. Sogar um mein Bette konnte ich keine Vorhänge machen, weil das Nest, das man mir angewiesen hatte, so unregelmäßig gebaut war. Mit meiner Gesundheit ging es daher nicht besser. Ich wollte mich überreden, daß mein Bruder bei meiner kläglichen Lage nicht immer unerbittlich sein werde. Ich that noch einen Schritt, um sie ihm zu schildern. Ich überredete meinen Advokaten, den Herrn Henry, zu ihm zu gehen. Mein Bruder wollte ihn

nicht sehen, „weil er sich schon im verflossenen Jahre aufs Bestimmteste erklärt hätte, und weil sein Entschluß unerschütterlich sei.“ Er war es indeß nicht, denn als Herr Henry in ihn drang, antwortete er: „daß er alles gern anhören wolle, was er ihm von der Gräfin Mont-Cair-Zain zu sagen habe; daß er ihm aber auch nicht verhehlen wolle, daß er sie durchaus nicht mit Geld unterstützen könne, und daß es ihm sogar schwierig schiene, nach allem was vorgefallen sei, mir irgend einen wesentlichen Dienst leisten zu können. Dennoch wird es mir angenehm sein, fuhr er fort, Sie bei mir zu sehen, und Ihnen Beweise meiner Hochachtung zu geben.“

C. F. J. Bourbon.

„Wenn Sie, mein Herr, den nächsten Sonntag, um fünf Uhr nach Tische, zu mir kommen wollen, so werden Sie mich zu Hause finden.“

Da Herr Henry mir den Brief zugeschickt hatte, so antwortete ich auf der Stelle: „Seine Achtung (ich sprach nämlich von meinem

Bruder), sein Wohlwollen, weiter nichts fodere ich von ihm. Man hat ihm schon gesagt, daß niedriger Eigennutz die einzige Ursache sei, weßwegen ich zu ihm komme . . . Weiß denn mein Bruder nicht, daß ich über meine Wohnung unterm Dache nicht murre, noch darüber, daß ich so einfach gekleidet bin, daß ich mich selbst bedienen, und was ich nöthig habe, mir durch meiner Hände Arbeit erwerben muß? Lieber will ich immer so leben, als dem Glücke seiner Freundschaft entsagen. Mein Bruder spricht von meiner Taufe; die war mir anbefohlen. Konnte ich denn einen anderen Namen als den meinigen annehmen? Mein Bruder war davon durch den Erzbischof benachrichtigt, der sich selbst sehr für mich bei ihm verwendet hat; eben so erhielt er Nachricht davon durch die Familie Beauveau; hat er es wohl im mindesten zu mißbilligen geschienen? Die ganze Handlung ist mit Bewilligung der königlichen Familie vor sich gegangen, und konnte gar

nicht anders. Was Sie also meinem Bruder sagen sollen? Daß ich die Idee nicht ertragen könnte, für eine Betrügerin zu gelten; daß er besser als irgend ein anderer wüßte, wie es damit stehe; daß die Mittel, selbst den geringsten Zweifel zu entfernen, und die Wahrheit ans Licht zu bringen, in seinen Händen wären; daß er auf die Art, ohne irgend Jemand in seiner Ruhe zu stören, sie mir schenken könnte."

Mein Vertheidiger stellte, ohne daß ich es wußte, diesen Brief dem Prinzen zu, da er glaubte, daß er ihn günstig für die Zusammenkunft stimmen könnte, die auf den funfzehnten Februar angesetzt war, und worüber er mir folgende Nachrichten gab: . . .

„Ich fing damit an, ihm umständlich Alles vorzulegen, was nach meiner Ansicht Ihre Geburt beweis't, und drang darauf, um Ihren Beweisen die volle Gültigkeit dadurch zu geben, daß man alle diejenigen, die das Vertrauen des Prinzen Ihres Vaters und Ihrer

Mutter, in den Jahren 1762 bis 1772 besessen hätten, befragte."

„Der Prinz unterbrach mich oft, aber immer sehr gütig, und so, daß er gewissermaßen Antheil an Ihrem Schicksale zu nehmen schien. Er versicherte, daß er durchaus nicht an der Wahrheit desjenigen, was ich ihm sagte, zweifele, und gab mir zu verstehen, daß Ursachen, die Ihnen ganz unbekannt sind *), ihn abhielten, sich von seinem Gefühle leiten zu lassen, und ihn verhinderten, Sie als seine Schwester anzuerkennen."

„Da ich nicht hoffen konnte, ihn dazu zu bewegen, so sprach ich von seiner Protection. Wie könnte diese, sagte er, der Gräfin von Mont-Cair-Zain nützen? Man könnte, versetzte ich, bei den Prinzessin-

*) Wenn er seine Schwester anerkennen wolle, so müßte er ihre Wohnung einrichten, und ihr jährlich sechzig tausend Livres Einkünfte anweisen; da er nun diese Summe nicht entbehren könnte, so wollte er sich zu nichts verstehen ....

nen eine für Sie passende Stelle finden . . . Der Prinz erwiederte: Nur durchaus nichts, was als Anerkennung gelten könnte, aber die Protection, die ich ihren persönlichen Verdiensten schuldig bin. . . . .

„Da der Prinz nach der Glocke griff, so sagte ich zu ihm nur noch, daß dieß weit unter unsrer Erwartung sei . . . . . und ging dann weg."

„Erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, Ihnen zu sagen, daß ich doch mit dieser Zusammenkunft nicht so ganz unzufrieden bin. Außer der wenigen Hoffnung, die wir hegten, ist es doch eine stillschweigende Anerkennung: zu versprechen, daß er diejenige beschützen wolle, die sich laut seine Schwester nennt, die sich nie anders als eine solche ankündigt, heißt schon eingestehen, daß sie keine Betrügerin ist; dadurch behält sie den Rang, den sie annimmt; kurz, es ist der erste Schritt. Ihre Tugend, ihr Unglück,

ihre Klugheit werden schon den zweiten herbeiführen. Da der Prinz mir erlaubt hat, Ihm von Allem, was Sie betrifft, Nachricht zu geben, so muß man warten, und eine Gelegenheit suchen. Ich wünsche, daß sich recht bald eine finden möge."

Diese Bemerkungen schienen mir sehr richtig. Ich dachte so: Wenn mich der Eigennutz auch verkennt, so hat mich der Trieb der Natur anerkannt; mein guter Name, meine Ehre sind gesichert, und das ist es, was ich wünschte, das genügt mir. Man kann ohne Vermögen, aber nicht ohne Ehre leben. Voll von solchen Vorstellungen, schilderte ich sie mit diesen Worten dem Prinzen von Conti. „Wie sollte ich nicht gerührt sein von der freundlichen Art, womit Ewr. Königliche Hoheit mich in der Person meines Sachwalters aufnahmen? Bei seiner Rückkehr verringerte sich die ungeheure Kluft ein wenig, die, seit funfzehn Jahren, mich von Allem trennt, was die Natur und mein Herz mich zu lieben

nöthigten . . . . . Monseigneur, verzeihen Sie diesen Ausdruck, nie werde ich die Gränzen überschreiten, die Sie Ihrem Gefühl gesetzt haben. Wie strenge Sie auch sein mögen, so werde ich, wenn es nützlich ist, durch die Beweggründe, die Sie für diese Strenge angegeben haben, getröstet sein."

Der Prinz antwortete sogleich:

Madame.

„Keiner kann sich mehr freuen, als ich über alles Artige, was Sie mir gesagt haben. Ich bitte Sie, dafür meinen Dank anzunehmen, und von der Aufrichtigkeit desselben so überzeugt zu sein, wie von der Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu sein

Madame u. s. w.

C. F. J. de Bourbon."

Kaum hatte ich diese Zeilen erhalten, als ich erfuhr, daß sich der Herzog von Angouleme mit Mademoiselle verehlichen werde. Ich konnte keine bessere Gelegenheit finden, meines Bruders gute Gesinnung auf die Probe

zu stellen, ich schrieb daher gleich an ihn: „Hier ist, denke ich, gleich eine Gelegenheit, um die Verwendung zu bitten, die Ewr. Hoheit mir gnädigst versprochen haben. Der Graf von Artois richtet die Hofhaltung der künftigen Herzogin von Angouleme ein. Es werden sich dort Stellen finden, die, ohne meinen Stand herabzuwürdigen, doch nicht das Geheimniß verrathen; eine solche Stelle würde man Ewr. Hoheit, wenn Sie darum anhielten, nicht abschlagen."

„Ich schätze mich glücklich, meine Ruhe und mein Leben Ewr. Hoheit zu verdanken. Täglich werde ich für Sie beten."

Was für eine Antwort erhielt ich!

„Madame,

„Ich habe den Brief erhalten, den Sie an mich geschrieben haben, und es thut mir sehr leid, daß ich den Schritt, den Sie wünschen, nicht thun kann; seyn Sie darum aber nicht weniger überzeugt, bitte ich, von der

Auf=

Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, womit ich die Ehre habe u. s. w.

C. F. J. de Bourbon.

Da ich ganz so schrieb wie ich fühlte und dachte, so wird man, denke ich, in meiner Antwort die Traurigkeit finden, die meinen von so vielen Widerwärtigkeiten gebeugten Geist, damals beherrschte; jetzt, da ich sie nach zehn Jahren wieder lese, fühle ich mich erweicht und gerührt, und mein Bruder konnte kalt dabei bleiben, als er sie las! Nein, ich will ihm diese entsetzliche Unempfindlichkeit nicht zurechnen! Eigennützige Schmeichler, boshafte Menschen, werden ihn hintergangen haben. Hier ist der Brief, den ich nur mit Mühe abschreiben kann: „Je mehr ich nachdenke, desto weniger kann ich die Ursache der Antwort errathen, die ich erhalten habe. Kein einziges Wort des Trostes, nicht ein einziges gütiges Wort, um die abschlägige Antwort weniger hart zu machen. Es scheint als ob Ew. Hoheit mir ankündigen wollten, daß Sie

ganz und gar nichts mehr von mir wissen wollen."

„Habe ich denn ein unverzeihliches Verbrechen begangen? Nachdem ich mich auf die Beweise meiner Geburt, die das Übermaaß meines Unglückes nicht gänzlich vernichten konnte, berufen hatte, ließ ich Ew. Hoheit ersuchen, zu erlauben, daß man in Ihrer Gegenwart die alten Diener meines Vaters, und die Vertrauten meiner Mutter befragen möchte. Ew. Hoheit schienen nicht an der Wahrheit desjenigen zu zweifeln, was der brave Mann, der für mich sprach, sagte."

„Wenn Ew. Hoheit indeß nichts von einer Anerkennung wissen wollen, so geschieht das aus Ursachen, die mir unbekannt sind; aber wenigstens haben Sie versprochen, mir Ihre Protection zu gewähren. Nein, Monseigneur, Ew. Hoheit werden nicht vergessen, daß in dem Augenblick, da Sie mir dies Wort gaben, Sie fragten: was ich denn

für einen Gebrauch davon machen könne? und daß Sie die Antwort erhielten: vorzüglich um eine Stelle bei einer der Prinzessinnen zu erhalten."

„Ich war getröstet, und bald schien der Himmel, gerührt durch meine Ergebung in seinen Willen, mir die günstigste Gelegenheit zu verschaffen, Ew. Hoheit an Ihr unverletzliches Wort zu erinnern."

„Unter den vielen Stellen bei dem Hofstaate der Herzogin von Angouleme, finden sich mehrere, die der Tochter Ihres Vaters Ruhe und Brod verschafft hätten. . . . . . . Es kostete Ew. Hoheit nur Ein Wort. Wenigstens mußte ich es glauben; Monseigneur, verzeihen Sie meinem Irrthume, und wenn mein voreiliger Schritt ein Verbrechen ist, so haben Sie die Gnade, ehe Sie mich strafen, zu bedenken, daß meine Lage mir nicht erlaubte lange zu warten; ich habe mein Hausgeräth verkauft . . . . . . ich habe von Brod und Wasser gelebt, ich habe unter dem Dache

geschlafen, und habe keine Bedienung. Meine Gesundheit, durch Kummer und Elend untergraben, ist dahin; ich muß sterben, wenn ich nicht anders lebe, wenn ich nicht Arzeneien gebrauche, die ich jetzt, bei meiner Armuth, nicht bezahlen kann."

„Nur um zu leben, erinnere ich Ew. Hoheit an Ihr gegebenes Versprechen."

„Sie sind ein guter Vater gewesen! ..... Nun können Sie die väterlichen Manen beruhigen!"

„Die Stimme Ihres Vaters fodert von Ihnen, für seine Tochter, nur etwas von dem glänzenden Schicksale, welches er ihr zugedacht hatte, als die mütterliche Ehre mich aus seinen Armen fortriß."

„Monseigneur, noch hege ich Hoffnung ...."

Keine Antwort; — wahrscheinlich hatte man meinen Bruder überredet, daß wenn er mir behülflich sey, diese oder eine ähnliche Stelle zu erhalten, dies eben so gut sey, als

ob er mich für seine Schwester anerkenne. Denn warum nahm er Antheil an dem Schicksale eines Frauenzimmers, die sich seine Schwester nannte, wenn sie nur eine freche Betrügerin war? Wäre sie das, so konnte keinem so viel daran liegen als ihm, sie zur Strafe zu ziehen. Er wäre es seiner Ehre und dem Andenken seines Vaters schuldig gewesen. Aber diese Blutigel, die sich an das Vermögen und Glück, nicht an die Person der Fürsten anschließen, mußten eine Schwester, die unbestreitbare Ansprüche geltend zu machen hatte, als eine lästige Nebenbuhlerin betrachten. Diese verworfenen Wesen, die gewöhnlich das Einkommen derer, die sie umschwärmen, verschlingen, betrachten Alles, was ihnen entgeht, als einen Raub an ihrem Eigenthume, und sie konnten nicht leiden daß nach funfzehn Jahren die Todten aus dem Grabe wiederkehrten. Sie bedachten aber nicht, daß die Briefe des Prinzen von Conti, die er an die Gräfin von Mont-Cair-Zain

schrieb, diese ehrerbietigen Ausdrücke, deren er sich bediente, eben so gut wären, als ob er seine Schwester förmlich anerkannt hätte. Denn in dem Namen dieser Gräfin von Mont=Cair=Zain lag der Name Conti als Anagramm. Sie schickte ihre Briefe durch einen Bedienten, der die Livrée der Conti trug, und mit dem Wappen ihrer Familie versiegelt; sie hatte sich taufen lassen mit Wissen des Prinzen und des ganzen Hofes, unter dem Namen Bourbon=Conti. Sie hatte sich öffentlich für seine Schwester erklärt. Die Ehrfurchtsbezeugungen des Prinzen waren also nur an eine Prinzessin gerichtet, nicht an eine Betrügerin. Es thut mir leid es zu sagen, aber man sieht es nur zu deutlich, sein Betragen gegen mich war ein Gewebe von Widersprüchen und Inconsequenz.

Von der Zeit an sah ich, daß ich nirgends, als vor den Gerichtshöfen, oder beim Könige, Gerechtigkeit finden könnte. Ich wollte indeß den Prinzen von Conti so lange und

so weit schonen, als es mir möglich war, und vor allen Dingen sehen, ob er es wagen werde, mich zu verkennen, und mich förmlich abzuläugnen.

Das Mittel, Gewißheit darüber zu erlangen, bot sich von selbst dar. Die Bezahlung der Pensionen war in Stocken gerathen. Ich hatte die meinige äußerst nöthig. Ich entwarf einen Brief an den Herrn Necker, und schrieb ihm, daß die Tochter des verstorbenen Prinzen von Conti, die im Elend schmachte, von seiner Gerechtigkeit erwarte, daß er einige Rücksicht auf ihre Lage nehmen und Befehl ertheilen werde, ihr die Pension auszahlen zu lassen, da ihr Leben davon abhänge. Ich endigte mit den Worten: „Zweifeln Sie nicht daran, bald wird Ihnen der Prinz von Conti Dank für meine Erhaltung wissen.“ Diese Worte, die ich absichtlich gebrauchte, nöthigten mich, meinem Bruder diesen Brief mitzutheilen, ehe ich ihn

an seine Bestimmung abschickte. Ich schrieb folgendes Billet dazu:

Monseigneur,

„Mein unerhörtes Unglück läßt mir nur Ein Mittel, mich zu retten; Ew. Hoheit werden es aus dem Entwurf zu einem Briefe, den ich so frei bin beizulegen, kennen lernen."

„So groß auch meine Verzweiflung ist, so erlaubt mir doch meine Pflicht nicht, einen solchen Schritt zu thun, ohne Ew. Hoheit um Erlaubniß gebeten zu haben."

Den zehnten April 1789 erhielt ich folgende Antwort: „Madame, ich habe mit dem an mich gerichteten Briefe, zugleich die Abschrift eines anderen erhalten, den Sie an den Herrn Necker schicken wollen. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie nur das daraus weglassen wollen, was mich persönlich betrifft, und es mir verzeihen, wenn ich Sie inständig bitte, bei allen Unterhandlungen, die Sie etwa mit diesem Minister haben mögen, mich nie zu nennen, und meinen

Namen überhaupt bei keiner Gelegenheit zu gebrauchen.

Ich bin mit Hochachtung u. s. w."

Herr Henry, den ich über diese Antwort befragte, wollte, daß ich auf der Stelle den Brief an Herrn Necker schicken sollte, um den guten Willen des Prinzen von Conti zu benutzen, der einwilligte, daß ich mich die Tochter seines Vaters nennte. Ich wendete dagegen ein, daß dies keine förmliche Einwilligung sey; daß man mir den Vorwurf machen könnte, daß ich es nur durch Spitzfindigkeiten hineingelegt hätte; daß die Foderung, alles was ihn betreffe, wegzulassen, und das Verbot, ihn zu nennen, selbst beitragen könnten, diese Einwilligung in einem zweideutigen Lichte zu zeigen. Endlich sagte ich ihm, daß ich eine Erklärung haben müßte, die keiner Verdrehung ausgesetzt sey. Er spottete über meine zu große Behutsamkeit, zeigte mir, daß man aus dem Verbote, mich seiner Empfehlung zu bedienen, durchaus nicht schließen

könne, daß ich mich auch nicht seine Schwester nennen solle, worüber er nichts sagte; daß das Verbot, ihn in meinen Geschäften zu nennen, nicht allgemeingültig sey; daß er nur von meinen Verhandlungen mit diesem Minister spräche; was sich vielleicht nur auf Verschiedenheit in politischen Meinungen beziehe. Die Revolution ward damals vorbereitet; man glaubte, Herr Necker begünstige sie, und die Schrift der Prinzen, die sie vorhersagte und im Voraus bekämpfte, war in dem Rathe meines Bruders entworfen. Darum wollte er nicht, daß man auf seine Empfehlung bei dem Minister Gewicht legen sollte. Man mußte fürchten, wenn er um Erklärung einer Schrift, die nicht zweideutig war, bitten sollte, ich Ideen erwecken möchte, die man nicht gehabt hatte. Ich gab seinen Gründen nicht nach. Herr Henry und ich kamen überein, einen alten Advokaten, den verstorbenen Herrn Blonde, um Rath zu fragen; er war derselben Meinung. Ich gab

noch immer nicht nach, und ging zum Erzbischoff. Auch der war für jene. Meine Vernunft war bezwungen; meinem Herzen that man nicht genug. Ich schrieb einen anderen Brief an Herrn Necker. Er fing mit den Worten an: Mein Herr, ich bin die Tochter des verstorbenen Prinzen von Conti. Ich ließ die ganze Stelle aus, die meinem Bruder anstößig gewesen war. Dann schickte ich meinen umgeänderten Brief an meinen Bruder, mit folgenden Zeilen:

„Ich danke Ew. Hoheit für die Erlaubniß, die Sie mir gegeben haben. Ew. Hoheit werden aus dem beifolgenden Briefe an Herrn Necker sehen, daß ich die Worte, die Ihnen mißfielen, unterdrückt habe. Ich schmeichle mir, daß der Beweggrund zu dem Befehle Ew. Hoheit, durchaus keinen Bezug auf mich hat."

Diese so veränderte Ausgabe, passirte die Censur ohne Schwierigkeit. Ich erhielt sie am

zwölften April zurück, mit der Billigung in folgenden Worten:

„Madame. Ich habe die Ehre Ihnen den Brief zurückzuschicken, den Sie an Herrn Necker schreiben wollen, und worin ich nichts gefunden habe, was mich in Verlegenheit sezzen könnte. Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

C. F. J. von Bourbon."

Meine Rathgeber fanden es jetzt sehr glücklich, daß ich mehr meinem Gefühle, als ihrer Meinung gefolgt war. Sie sagten mir viel Artiges über mein Zartgefühl, über mein Verfahren, das sie nicht gewußt, und das sie beunruhigt hatte, über die Ähnlichkeit meines Charakters mit dem meines Vaters. Es ist unmöglich, setzten sie hinzu, zu verlangen, daß er Sie noch förmlicher und unzweideutiger anerkennen solle. Jetzt muß der Prinz Ihnen nur noch einen Pflichttheil aussetzen, der dem Namen, den Sie tragen, angemessen ist. Gerade aber daß diese Entwickelung folgen würde, hatte man ihm vorausgesagt,

und ihn dadurch erschreckt, und diese Furcht machte, daß er die Stimme der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und der Natur überhörte. Die Briefe, die er mir schrieb, aber immer erst durch die meinigen aufgefodert, waren ganz empörend trocken. Als ich ihm eines Tages meldete, daß mehrere Personen mich um eine Erzählung meiner Leiden gebeten hätten, und ich daher einen Aufsatz entworfen hätte, wovon ich ihm eine Abschrift überschickte, so antwortete er mir:

Madame.

Ich habe die Schrift erhalten, die Sie mir überschickt haben, und den Brief, der dabei war.

Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

C. F. J. von Bourbon.

Welch' ein Ton! Kann der schändliche Eigennutz das Herz eines Menschen, eines Bruders, so kalt machen? Fremde Menschen hatten Mitleiden mit mir, als er mich verstieß. Die Priorin des Klosters zu Chateau-Vilain,

die mir einen ruhigen Platz in ihrem Kloster angeboten hatte, als ich in meinem Grabe zu Gray war, da sie erfuhr, daß ich im Kloster des Heiligen Antonius niemand hatte, der mich in meiner Krankheit, die durch den Mangel, den ich litt, schlimmer geworden war, wartete, gab mir einen Beweis der liebevollsten Theilnahme, der mich bis zu Thränen rührte. Sie schrieb mir: „Da sie meine Lage erfahren habe, habe sie sogleich ihre Nichte abreisen lassen, damit sie mich warten könne. Sie hätte schon die Reisekosten bezahlt, und für alle ihre Bedürfnisse gesorgt, bis zu der Zeit, da sie sicher wäre, daß das Unglück mich nicht weiter verfolgen werde. . . . . . . Ich solle sie ansehen wie mein anderes Ich, und glauben, daß ihre Nichte ihre Belohnung in den Dienstleistungen finden würde, die sie die Ehre hätte mir erzeigen zu können. . . . .“

Ich hatte auch erfahren, daß meine Auferstehung, am Hofe eben so viel Antheil als Erstaunen erregt hatte, und wenn ich mich

dort noch nicht gezeigt hatte, so war es nur darum noch nicht geschehen, weil ich nicht anders als mit meinem Bruder erscheinen wollte, oder vielmehr von ihm vorgestellt zu werden wünschte. Da ich anfing zu fürchten, daß er diese Pflicht zu erfüllen sich weigern möchte, so verbreitete ich meine Lebensgeschichte, um mir so den Weg zum Throne zu bahnen. Ich schickte dem Herzoge und der Herzogin von Orleans ein Exemplar. Das Gerücht von der Verschwendung des einen, der Wohlthätigkeit der anderen, war auch zu meinen Ohren gekommen. . . . . Sie haben nicht gewollt, daß ich darüber aus eigener Erfahrung reden könnte, und ich war nicht darnach gesinnt, die Großmuth meiner Verwandten immer anzuflehen. Meine Geschichte machte Aufsehen, schon glaubte ich den Tag meiner Rechtfertigung nahe, als auch dieser Schein des Glückes, den ich nach siebzehn Jahren zum erstenmal erblickte, durch eine ewig denkwürdige Begebenheit verdunkelt ward.

Jedermann weiß, daß die französische Revolution, die heftig seit einigen Monaten gährte, den vierzehnten Julius 1789 ausbrach. An demselben Tage kam von Chateau-Vilain das Mädchen zu mir, die ich oben erwähnte. Sie war blaß, zitterte, redete verwirrt; sie hatte durch ein ungeheures Gedränge, durch Flinten und Kanonen sich durchwinden müssen. Sie weinte und erzählte eben was sie gesehen und gehört hatte, als man die Kanonen der Bastille donnern hörte. Die Kugeln flogen gerade nach meiner Zelle. Das Mädchen war in Verzweiflung. In den Pausen zwischen den Salven des groben Geschützes, erzählte sie mir, was man für Drohungen gegen die Prinzen ausgestoßen hätte. In demselben Augenblicke verbreitete sich in der Abtei das Gerücht, daß man sie ermorden wolle. Ich wollte selbst sehen, wie es stehe. Ich zog ein Reitkleid und lange, weite Beinkleider an, und eilte so unter die Menge. Man gab mir eine Kocarde, eine Flinte mit

dem

dem Bayonette und Patronen, und so schleppte man mich in eine Schenke. Dort hörte ich den Namen meines Bruders aussprechen, und Reden, die mich für sein Leben fürchten ließen. Ich entwischte, eile in die Abtei zurück, zog wieder Frauenzimmerkleider an, und riß mich aus den Armen aller derjenigen los, die mich zurückhalten wollten. Gegen drei Uhr ging ich durch das Feuer von der Bastille, und kam, mit Blut bedeckt, nach dem Schlosse des Prinzen. Ich war krank, ich hatte mich bei diesem überschnellen Laufen zu sehr angegriffen. Die Natur foderte ihre Rechte, ich fiel ohne Besinnung nieder. Man hielt mich für verwundet und dem Tode nahe. Sobald ich mich erholt hatte, fragte ich nach meinem Bruder. Er ist nicht zu Hause, sagte der Schweizer. Mit zitternder Hand schrieb ich einige Zeilen, ihn zu beschwören, sich nach meinem Kloster zu flüchten, wo ich ihm ungestörte Sicherheit versprach! Auf dem Heimwege drohten mir dieselben Gefahren wie vor-

her. Die Nacht brachte ich damit hin, ein Lager zu bereiten, es in einem Winkel meiner Zelle zurecht zu machen, den ich seit kurzer Zeit durch eine Scheidewand abgesondert, und dabei alles so glücklich angeordnet hatte, daß niemand im Hause dies Plätzchen, worin ich meinen Bruder verbergen wollte, gekannt hätte. Am folgenden Morgen wiederholte ich meine Bitten. Ich schrieb ihm: „daß ich mich innerhalb der Gränzen halten wolle, die er selbst vorschreiben würde, vorausgesetzt, daß er mir erlaubte, seine Gefahren zu theilen...... Nein, sagte ich zu ihm, ich will sie für mich allein...... Die Ähnlichkeit unsrer Gesichtszüge wird mir helfen, Sie zu retten. Folgen Sie meinem Rathe, nehmen Sie ihn an...... Sollte in der Folge meine Sorgfalt Ihnen beschwerlich fallen, so trete ich wieder in das alte Verhältniß zurück. Ich habe an Alles gedacht, alles vorhergesehen; Sie können Ihre Freunde sehen, kommen Sie nur, alles ist bereit.....“

Ich selbst brachte diesen Brief nach dem Pallaste des Prinzen, und hoffte, daß ich die Erlaubniß erhalten würde, ihn zu sehen. Ich wünschte ihm Mehreres mitzutheilen, was ich dem Papiere anzuvertrauen nicht gewagt hatte. Ich sah, ich hörte alles viel mehr in der Nähe als er; meine Lage verschaffte mir über so Vieles Licht, was man ihm ohne Zweifel zu verbergen suchte. Denn im größten Unglück und bis sie ohne Rettung verlohren sind, umringt Schmeichelei die Großen und betrügt sie. Ich fand seinen Schweizer eben so zurückhaltend als gestern; ich sah mit Freuden in seinen nassen Augen die Liebe zu seinem Herrn, und ich war recht herzlich froh, daß mein Bruder einen so treuen Diener hatte. Er versicherte, daß mein erster Brief abgegeben sey, und daß dieser eben so gut besorgt werden sollte. Ich ging, als ich diesmal heimkehrte, nicht durch das heftige Feuer der Batterien, aber durch drohende Haufen, durch abgehauene Köpfe, durch Piken und

blutige Messer. Alle Tage sah ich dies schreckliche Schauspiel, weil ich täglich hinging mich selbst nach meinem Bruder zu erkundigen. Dieses dauerte ohngefähr einen Monat.

Als diese Zeit verflossen, die ersten Gefahren verschwunden waren, und mein Bruder sicher, fern von seinem Vaterlande lebte, dachte ich an mich selbst. Ich bemerkte (denn ich hatte in der That daran nicht gedacht) daß ich kein Geld hatte. Ich schrieb an meine Stiefschwester, um von ihr Nachrichten von meinem Bruder zu erhalten, und bat sie zu gleicher Zeit, den Herzog von Penthievre, bei welchem sie zu Chateau-Vilain sich aufhielt, für mich zu gewinnen. Durch diesen Schritt aber erhielt ich nichts, als eine artige Antwort von der Prinzessin von Conti. Erst in der Folge verwendete sich der Herzog für mich. Die Herzogin von Orleans that nichts für mich; aber zu ihrer Entschuldigung will ich hinzufügen, daß man sie wahrscheinlich über mich ganz falsch berichtet hatte. Die

dringende Noth zwang mich zum zweiten Mal an sie zu schreiben, so rührend, daß kein auch noch so hartherziges Wesen hätte widerstehen können. Was weiß ich, ob ich nicht vielleicht durch den Drang der Umstände getrieben, zu weit ging! „Ich flehe, sagte ich am Schlusse, Ew. Hoheit im Namen des Prinzen an, der Ihnen so theuer war. Seine Tochter, eine Beute des Unglückes, worüber sie niemals erröthen darf, sollten Sie diese nicht seines Andenkens werth achten? Sie erwartet Ihre Antwort, wie den Ausspruch über Leben oder Tod.“

Ich erhielt zur Antwort leere Worte, die freilich sehr artig klangen. „Man hätte schon an mich gedacht, man wollte es nicht vergessen.“ Aber höfliche Worte halfen nichts, wo würkliche Hülfe nöthig war.

Meine Lage ward nicht besser, ich fand keine Gerechtigkeit, keine Menschlichkeit. Der Weg nach Versailles, der mir schon geebnet schien, war mir durch meine Feinde versperrt.

Ich litt entsetzlich. Die Ärzte berathschlagten, ob sie mich einer grausamen Operation unterwerfen sollten, die, weil ich mir keine Arzenei hatte schaffen können, nothwendig geworden zu seyn schien. Darin stimmten sie wenigstens überein, daß man keine Zeit verliehren müsse, um zu versuchen, ob man mich noch durch Arzeneimittel retten könnte, ehe man dies Äußerste wagte. Ich schrieb zum dritten und vierten Male an die Herzogin von Orleans, um ihr den Entschluß der Fakultät zu melden, ihr zu wiederhohlen, daß ich seit sieben Monaten blos von Wasser und Brod lebte, daß ich dies bald ebenfalls nicht mehr kaufen könnte, und daß mir nächstens auch ein Zimmer fehlen würde, da ich nicht Geld genug hätte, eine elende Wohnung, mit zweihundert Livres jährlich zu bezahlen. Ich erhielt keine Antwort. Nun blieb mir keine Hoffnung, als die Billigkeit des Königes. Ich faßte Muth, strengte mich an und ging nach Versailles. Der erste den ich traf, war der

Herzog von Orleans. Er war damals (den 20. August 1789) im höchsten Glanze der Volksgunst, seine Plane, rechtmäßige oder nicht, (denn über politische Angelegenheiten will ich kein Urtheil fällen) muthmaßte man nur noch, seine Stirn ward nur noch von Bürgerkronen beschattet, und dieses Haupt, das späterhin unterm Beile fiel, war von einem Heiligenscheine des Patriotismus umgeben. Er erkannte mich an meinem blauen Bande, an meiner Medaille. Er kam auf mich zu, sprach von der Gnade, die ich ihm in unsrer Kindheit ausgewürkt hatte, von meiner vollkommenen Ähnlichkeit mit meinem Vater, wovon schon so viele gesprochen hatten, und von seinem Wunsche, mir nützlich seyn zu können. Er sagte zu Allen, als er in die Nationalversammlung trat, er habe eben mit seiner Cousine gesprochen.......

Sobald er fort war, eilte ich ins Schloß. Ich übergab Monsieur eine Bittschrift, und bat den Grafen von Saint-Priest, und den

Herzog von Villeroy, Sr. Majestät zu sagen, daß die Nichtbezahlung der Leibrenten mich in die größte Verlegenheit versetzte. Fast augenblicklich ward der Befehl gegeben, mir den Rückstand meines kleinen, unbedeutenden Einkommens auszuzahlen, und, was noch mehr ist, es geschah sogleich. Entzückt über diesen glücklichen Erfolg, kehrte ich in mein Kloster zurück, für meine Gesundheit zu sorgen. Meine Börse war eben so bald leer als gefüllt, weil meine erste Sorge war, sobald ich nur Geld hatte, meine Schulden zu bezahlen. Ich faßte daher den Entschluß, nach Hofe zurückzukehren, und nicht eher fortzugehen, bis man mir ein Einkommen ausgesetzt hätte, wodurch mir eine erträgliche Subsistenz zugesichert würde. Ich schickte mich eben an fortzugehen, als ich einen Brief vom Herzog von Villeroy erhielt, der mir die Nachricht gab, „daß ich, um beim Tode meines Großvaters mütterlicher Seite zugegen zu seyn, keinen Augenblick zu verliehren hätte.“

Sogleich stieg ich in den Wagen. Ich kam gerade an in derselben Minute, als er starb. Man hatte ihn in seinen letzten Augenblicken sehr gut gegen mich gestimmt; aber ich hätte gegenwärtig seyn müssen, um diese günstige Stimmung zu unterstützen und zu nutzen; und das Unglück, das nicht müde ward, mich zu verfolgen, erlaubte nicht, daß ich zur rechten Zeit Nachricht davon erhielt. Wäre ich zwei Stunden früher angekommen, so wäre mein Schicksal ganz anders geworden, und die Geldgier der Rathgeber meines Bruders wäre gestillt gewesen. Da dies Mittel, mich zu retten, mir geraubt war, so beschloß ich endlich, die Gerechtigkeit und Güte des Königs anzuflehen. Auch davon glaubte ich noch meinem Bruder Nachricht geben zu müssen. Ich schickte ihm die Copie des Briefes, den ich an Ludwig den sechszehnten senden wollte. Der Brief war nur kurz:

Sire.

„Das Blut Ihrer Vorfahren fließt in

meinen Adern. Ew. Majestät werden mich nicht umkommen lassen. Der Marechall, Herzog von D., mein Großvater von mütterlicher Seite, erhielt bei seinem Leben ansehnliche Pensionen, der kleinste Theil davon, seiner unglücklichen Enkelin angewiesen, würde für sie in diesem Augenblick eine sehr nöthige Unterstützung seyn. Gewiß, wenn mein Bruder hier wäre, so würde er ebenfalls für mich bitten. Da ich seine Rückkehr nicht abwarten kann, so flehe ich Ew. Majestät an, zu befehlen, daß man mir nur dasjenige schafft, was zur Erhaltung meines Lebens durchaus nothwendig ist. Ich werde mein Leben dazu anwenden, den Himmel zu bitten, mit seinen Wohlthaten reichlich zu überschütten meinen Retter und meinen König."

Länger war der Brief, den ich an den Prinzen von Conti schrieb. Ich suchte alles darin zu vereinigen, was ich nur für passend hielt, ein edles, gefühlvolles Herz zu rühren. Man wird sehen, daß ich mir nichts vorzu=

werfen habe, wenn mein Bruder nicht freundlich gegen mich gesinnt war, wenn er seine Schwester, wie seine Gemahlin, verstoßen hat, wenn er alle Bande der Natur nicht achtete.

„Ew. Hoheit

wissen was ich gethan habe, als Sie in Gefahr waren. Es war mir nicht möglich, ruhig zu seyn, ich schrieb mitten in dem schrecklichen Tumult an Ew. Hoheit, und es schien mir, als ob ich ruhiger seyn würde, wenn ich Ihre Gefahren theilen könnte, oder auf mein Haupt, das immerwährendem Unglücke geweiht ist, die Wuth eines irre geleiteten Pöbels lenken könnte. . . . . . Verzeihen Sie, Monseigneur, das Anerbieten, das ich Ihnen that, als ich außer mir war. Zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich einen Schatz, eine Vestung und ein treues Heer zu haben."

„Alles ist wieder ruhig, aber diese Ruhe hat mir nichts als das Gefühl meines Elends wiedergegeben, und meine Schmerzen, die ich

bei der Unruhe meines Herzens nicht fühlte, haben sich erneuert, und sind noch heftiger geworden. Die Ärzte haben mich zu einer zu grausamen Operation verdammt, als daß sie mir für die Folgen stehen könnten. Außer Stand, die Unkosten dieser Kur bestreiten zu können, habe ich mich aus Pflicht, mein Leben zu erhalten, und aus einer gewissen Scheu nach dem Zufluchtsorte der Armen zu gehen, gezwungen gesehen, mich an die königliche Familie zu wenden. Ich habe die Absicht, Sr. Majestät die Schrift, welche ich schon früher die Ehre hatte Ihnen zuzustellen, und beiliegenden Brief zu überreichen. Sicher hätte ich, wenn es irgend möglich gewesen wäre, gewartet, bis ich die Erlaubniß Ew. Hoheit erhalten hätte. Ich hoffe aber, daß Sie meinen Schritt nicht mißbilligen werden. Was konnte ich in dieser entsetzlichen Noth thun, ohne Brod, ohne Geld, ohne Kräfte, von Schmerzen am ganzen Körper gefoltert, und überzeugt, daß ich umkommen müßte, wenn

ich es aufschöbe. . . . . . Will der König mir Mittel verschaffen, mein Leben noch zu verlängern, bis Ew. Hoheit zurückkehren, so will ich dann allein von Ihnen eine bessere, schönere Zukunft erwarten. Darf ich mich Ihnen nähern, so sind meine Leiden geendigt."

Das Ende meiner Leiden sollte aber nicht von der Quelle derselben herkommen; meine Klagen ermüdeten ohne Zweifel den Prinzen, wenn sie bis zu ihm durchgedrungen sind, denn er antwortete gar nicht. Eine Grausamkeit, die ich nicht verdiente! Die Vorsehung schien zu wollen, daß ich erst durch Kränkungen die Aufnahme unter die königliche Familie erkaufen sollte. Das Haus Orleans ließ mich den Becher der Demüthigung bis auf die Hefen leeren. Madame von Chastellux mußte mir antworten, als ich ihnen meine Lebensbeschreibung überschickt hatte, und sie schrieb mir den härtesten Brief, den ich in meinem ganzen Leben erhalten habe.

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich etwas

gezögert habe Ihnen zu antworten; die Hoffnung, vom Herzog von Orleans eine befriedigende Antwort über die Schrift, die sie ihm zugeschickt haben, zu erhalten, mag mich entschuldigen. Ich habe aber vergebens gehofft, und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß der Prinz in diesem Augenblicke so beschäftigt ist, und so mit Arbeiten überhäuft, daß Sie eine andere Zeit abwarten müssen, seine Güte in Anspruch zu nehmen. Die Herzogin von Orleans würde gerne für Sie etwas thun, wenn ihre Lage anders wäre. Das Geld, das sie zu Wohlthaten bestimmt hat, ist nicht allein schon vertheilt, sondern schon im Voraus weggegeben. Sie beklagt, daß sie sich gezwungen sieht, eine abschlägige Antwort zu geben, und ich bin Zeuge ihres Kummers darüber gewesen, daß sie auch Ihnen keine Unterstützung zufließen lassen kann. Glauben Sie, Madame, daß es mir sehr leid thut, daß ich Ihnen nicht habe nützlich seyn können. Unglücklicher Weise sehe ich auch keine Möglichkeit dazu,

weder für jetzt, noch in der Zukunft. Ich werde immer den Willen behalten, aber das ist auch alles, was ich mir versprechen darf. Es würde mir zu schwer geworden seyn, es Ihnen mündlich zu sagen, außerdem gehe ich auch sogleich aufs Land. Empfangen Sie, gnädige Gräfin, die Versicherung meiner Hochachtung, womit u. s. w.

Planchet von Chastellux."

Bei diesem Briefe kochte das Blut in meinen Adern, und vielleicht merkt man dies meiner Antwort etwas an, obgleich ich mir, als ich schrieb, alle mögliche Mühe gab, mich zu beherrschen.

Versailles den 17. September 1789.

„Ihr Brief, Madame, hat mich hier getroffen, da ich nach Versailles gegangen bin, um wegen meiner Angelegenheiten mit meinem Advokaten zu sprechen. Er hat mir immer gesagt, daß der Herzog von Orleans mit Ehren nicht umhin könnte, sie zu beachten, daß er keine Wohlthat dadurch erzeigte: ich

bin die Tochter seines Oheims, Madame. Die Mildthätigkeit ist eine Tugend; es giebt Pflichten, die man ehe erfüllen muß. Ich fühle mich sehr erniedrigt durch den Schritt, den Sie zu thun die Mühe übernommen haben. Tausendmal bitte ich um Verzeihung wegen der Unannehmlichkeiten die Sie erfuhren; empfangen Sie die Versicherung meiner Dankbarkeit u. s. w."

Nach allen Leiden, die ich durch die Glieder des Hauses Orleans und des Prinzen von Conti erduldet hatte, sollte ich endlich getröstet werden, durch einen Engel auf Erden, durch Madame Elisabeth. Wenn meine Seele, gebeugt unter der Last der Ungerechtigkeit oder der Verfolgung, vor Muthlosigkeit fast erliegt, wenn ich mit einer Art von Unruhe mich frage, ob irgend ein grober Fehler, den ich vergebens aufsuche, meinen Nachforschungen entgangen sei, und das Unglück, das mich verfolgt, herbeigeführt hat; so fasse ich wieder Muth, wenn ich daran denke, daß

Elisa:

Elisabeth, der ich meine geheimsten Gedanken mittheilte, mich ihrer Achtung werth schätzte. Mein Name allein, und das Gerücht von meiner Auferstehung, verschafften mir leicht den Zutritt bei dieser Prinzessin. Obgleich sie mich seit siebenzehn Jahren nicht gesehen hatte, so erkannte sie mich doch sogleich wieder. Ich fand bei ihr noch dieselben Tugenden wie ehemals, denen nur das Alter einen bestimmteren Charakter gegeben hatte, ohne ihr irgend etwas von dem Rührenden zu rauben, was ihr eigen war. Ich fand das gefühlvollste, mitleidigste Herz. Sie erinnerte mich an die Spiele unsrer Kindheit, an die Güte meines Vaters, an den Namen Mont-Cair-Zain; sie nannte mich Cousine, und erlaubte nicht, daß ich sie anders nennen durfte. Sie war meine Beschützerin, meine Wohlthäterin, und, was noch mehr ist, sie gab mir guten Rath, leitete mich, und gab mir von Allem, was auf meine Angelegenheiten Bezug hatte, Nachricht. Eines Tages

sagte sie mir, mit vor Freude glänzenden Augen: Alles geht gut, es fehlt nun nichts mehr, als die Königin zu gewinnen. — Wie fange ich das an? — Wenden Sie sich an die Prinzessin von Chimay. — Was hat die für einen Charakter? — Sie ist etwas fromm, sagte sie lächelnd; ein Brief von der Äbtissin des Klosters St. Antoine würde Wunder thun. — Ich eilte, sogleich an Madame von Beauveau zu schreiben, sie zu bitten, mir ein Zeugniß über meine Aufführung, während der Zeit, die ich in dem Hause zubrachte, das ihrer Aufsicht untergeben war, auszustellen; ich sagte ihr die Ursache, warum ich es zu haben wünschte, zeigte ihr, was für einen Einfluß es auf die Bestimmung meines Schicksals haben könnte. Ich kehrte dann zu Madame Elisabeth zurück, ihr meinen Brief zu zeigen, und sie war damit zufrieden. „Wir wollen ihn durch einen Boten wegschicken.“ (So gütig war sie, meine Angelegenheiten als die ihrigen zu betrachten.)

Dieser Anfang meines Glücks ward durch einen Vorfall, den wir nicht geahnet hatten, gestört; der Bote kam ohne Antwort zurück. Er sagte blos: die Äbtissin hätte sich entschuldigt, sie könne nicht schreiben, weil sie des Festes wegen den ganzen Tag in der Kirche sein müßte. Den zweiten Tag schrieb sie mir ebenfalls: „daß das Fest allein die Ursache der Verspätung gewesen sei, und daß, wenn die Prinzessin von Chimay meinetwegen an sie schreiben sollte, sie ihr schnell antworten würde, um ihr zu sagen, was sie von mir halte u. s. w.“ Ich sah nur zu gut, daß diese entsetzliche Kälte von einer zu weit getriebenen Vorsicht herrührte, von der Furcht, einem Prinzen von Geblüt zu mißfallen.

Um etwas anderes an die Stelle des Briefes zu setzen, den meine furchtsame Pathin mir verweigerte, suchte ich mehrere zusammen, die ich von der Äbtissin von Meaux erhalten hatte, und die voll von Beweisen

ihrer Achtung und ihrer Liebe für mich waren. Weinend über meine fehlgeschlagene Hoffnung, brachte ich sie meiner Cousine. Sie fiel mir um den Hals, drückte mich fest an sich, und umarmte mich mit solchem Entzükken, solcher Heftigkeit, daß ich die Ursache nicht errathen konnte und staunte, da ich so traurig gestimmt war. „Wir haben das alles nicht nöthig, sagte sie, und wollte meine Briefe nicht einmal ansehen; der Erzbischof von Paris, der die genausten Erkundigungen über Sie einziehen mußte, bei Gelegenheit Ihrer Taufe, hat Ihnen vor dem Könige die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mein Bruder ist vollkommen überzeugt, daß Sie das größte Recht haben, Ansprüche auf das Wohlwollen der Familie zu machen. Er war sehr gerührt, als ihm der Erzbischof sagte, daß Sie im vergangenen Winter in dem größten Elende gelebt haben, und daß Sie, obgleich es auf die Erhaltung Ihres Lebens ankam, dennoch keine

fremde Unterstützung haben annehmen wollen. Dieser Prälat hat kurz ihr Unglück erzählt und ihre Ergebung gerühmt, das gute Beispiel, das Sie in allen Klöstern gegeben haben, sehr gelobt, und es sehr herausgehoben, daß Sie nie einen anderen Schutzort gewählt haben. Man wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: wie zufrieden, wie glücklich bin ich!“ Ich fiel der liebenswürdigen Prinzessin zu Füßen, sie sah es, und wollte es nicht zugeben. „Wollen Sie mich,“ sagte sie, „bekümmern, und die Freude, die ich in diesem Augenblick fühle, verderben? Ruhen Sie aus. Noch ehe es Abend wird, werden Sie die Folgen ihrer musterhaften Aufführung sehen.“ Erstaunen, Bewunderung, Rührung machten mich stumm. Ich ergriff die Hand der Prinzessin, benetzte sie mit meinen Thränen, stammelte einige Worte. Sie umarmte mich noch einmal, und ich entfernte mich unaussprechlich bewegt.

Kaum war ich eine Stunde in meiner

Wohnung gewesen, so kam einer von den Hofleuten, den Monsieur zu mir schickte, um sich genau nach meinen Bedürfnissen und Leiden zu erkundigen. Er fand mich auf meinem Bette im Fieber, das mich fast nie verließ, und sah, daß meine tägliche Nahrung in etwas Milch, einem kleinen Brode und einigen Früchten bestand; eine Kost, die eben nicht zuträglich für meine Gesundheit war, die mir aber durch meine Börse vorgeschrieben ward. Die Geschenke der wohlthätigen Elisabeth, verwendete ich ganz zur Betreibung meiner Angelegenheiten, und mein kleines Einkommen gebrauchte ich, um einen Bedienten zu halten, da ich keine Kammerfrau bezahlen konnte. Der Graf von Cossé sagte mir, daß Monsieur sich sehr gut meines Namens und meiner Person erinnere, daß man ihm nur hätte sagen dürfen, daß ich wiedergefunden sei, daß er gern sich in jeder Hinsicht für mich verwenden wolle . . . Ich ward dadurch nicht überrascht. Schon in seiner

Kindheit war er menschenliebend und gefühlvoll. Der Graf von Cossé hatte den Auftrag, sich nach allen meinen Foderungen zu erkundigen, alle Verbrechen zu erforschen, die man begangen hatte, mich dem königlichen Schutze zu entziehen; er sah alle meine Papiere. Er bemerkte darin einen kleinen Zwist, den ich erst ganz kürzlich mit dem Herrn von Penthievre gehabt hatte, bei Gelegenheit einer Summe, die er mir hatte anbieten lassen, und die ich mit einer gewissen Hartnäckigkeit ausschlug, weil er sich noch nicht nach den Papieren und anderen Sachen, die als Belege dienen konnten, erkundigt hatte. Es fiel ihm auf, daß ich an den Herzog von Penthievre geschrieben hatte, daß ich entschlossen wäre, Schuldscheine auszustellen, die ich bezahlen zu müssen genöthigt sein könnte; oder die Wohlthaten meiner Familie anzunehmen, aber nicht die Geschenke eines gewöhnlichen Mitleidens, und daß eine Bourbon den Tod der Schande vorziehen

müsse. Er sah, daß dieser Prinz mir geantwortet hatte: Gnädige Gräfin von Mont-Cair-Zain, wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Und da ich von Allem, was ich schrieb, eine Abschrift behielt, so sah er auch, daß ich antwortete: sie will nicht. Ich muß aber auch sogleich sagen, daß bald nachher der Herzog von Penthievre mir anständigere Anerbietungen gemacht hat, und daß ich sie angenommen habe.

Kaum hatte der Herr von Cossé dem Prinzen Nachricht von dem, was er erfahren und gesehen hatte, gegeben, so schickte mir dieser eine Summe, die für meine ersten Bedürfnisse hinreichend war. Der erste Arzt des Königs, Herr Lemonier, und sein erster Wundarzt, Herr Loustauneau, besuchten mich, und machten mir Hoffnung, daß ich mich der Operation, die man für unumgänglich nöthig gehalten hatte, nicht unterwerfen dürfe. Die beste Lebensordnung folgte nun der übergroßen Mäßigkeit, wozu meine Armuth mich ge-

zwungen hatte. Es ward bestimmt, daß meine kleine Wohnung im Namen der Königlichen Familie aufgesagt werden, daß sie meine Schulden bezahlen sollte. Ich sollte unter ihren Augen alles anwenden, was zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nöthig schien, und erhielt die Erlaubniß, so lange bei dem Herrn von Penthievre bleiben zu können, bis meine Wohnung im Schlosse zurecht gemacht sei. Alle Tage schickte Monsieur zu mir, um zu erfahren, wie ich mich befände, und ob man seinen Befehlen nachkomme. Er ließ mir durch die Gräfin von Cossé sagen, daß meine Möbeln aus dem Kloster abgeholt werden sollten, daß er es mir an nichts fehlen lassen wollte, und daß ich in Zukunft keine häuslichen Sorgen mehr haben würde, überhaupt keine Sorge mehr, als für meine Gesundheit.

Endlich war ich dem Hafen nahe; — da verschlug ein schrecklicher Sturm meine schwache Barke, als sie plötzlich von einem

Wirbel der Revolution gefaßt ward, wie wenn sie vom Schicksal bestimmt wäre, das Spielwerk aller Winde zu sein. Andere sind in der Revolution eben so unglücklich gewesen als ich, aber mich ergriff sie noch ganz zerschlagen von dem funfzehnjährigen Elende. Ich erholte mich nach und nach, ich war eben hingegangen zur Prinzessin Elisabeth, ihr für diese erste Hoffnung, ganz wiederhergestellt zu werden, zu danken, da sie mein schützender Engel gewesen war, als ich den Sturm vom fünften Oktober brausen hörte, der noch lange, lange forthallen wird. Ich habe alles gesehen, alles gehört, und es ergriff mich zu gewaltig, als daß irgend ein Umstand mir hätte entfallen können; aber andere haben schon alles, was diesen Tag betrifft erzählt, und ich schreibe meine Geschichte, nicht die der Revolution. Wir glaubten uns alle verlohren. Madame Elisabeth vergaß sich selbst, und sorgte nur für ihre Familie; auf alles gefaßt, ruhig und kaltblütig mitten unter

den Blitzstrahlen, die uns bedrohten, schien sie mir eine Gottheit. Ihr Muth hätte auch den furchtsamsten beherzt gemacht. Ich sah die traurige Abreise, ich sah die unglückliche Familie, wie sie mit bangen Schritten, über das vom Blute ihrer Vertheidiger gefärbte Pflaster ging, und wie man blutige Köpfe auf Piken vor ihnen hertrug. Madame Elisabeth sah mich bedeutend an, und gebot mir dadurch Vorsicht. In diesem schrecklichen Augenblicke behielt sie noch Gegenwart des Geistes genug, um mir noch einige Worte des Trostes sagen zu lassen, und mir Nachricht zu geben, daß ich nach Paris gerufen werden sollte, wenn sich nicht größeres Unglück ereignete. Nach einem solchen Anblick hatte ich kaum Kräfte genug, mich wieder zu Bett zu legen, wo mich die traurigsten Gedanken, die schrecklichsten Ahnungen quälten. Diese schreckliche Lage hätte mich umgebracht, wenn ich nicht durch die bestimmte Versicherung, daß auch bei einem so

großen Unglücke die königliche Familie mich nicht vergessen hätte, heraus gerissen wäre. Ich erhielt Befehl nach Paris zu kommen, und wieder nach dem Kloster des heiligen Antonius zu gehen, bis man mir anderswo eine bequemere Wohnung anweisen könnte. Nichts rührte mich so sehr, als diese Güte; sie war unschätzbar unter solchen Umständen; denn selbst bei einer solchen Umwälzung vergaß man keinen Augenblick den hülflosen Zustand, worin ich zu Versailles gerathen würde. Man ließ mich nur kurze Zeit im Kloster des heiligen Antonius; Monsieur gab mir eine Wohnung im Kloster zum Theuren Blute Christi, seinem Palais gegenüber. Seine Ärzte behandelten mich mit aller möglichen Sorgfalt, aber ihre Mühe half mir nicht viel, ich weiß nicht warum. Monsieur glaubte, meine nicht ganz bequeme Wohnung sei Schuld daran, und schrieb mir:

den 1 März 1790.

„Ich ersuche Sie Madame, zu glauben,

daß Ihre Lage mir sehr am Herzen liegt; ich hoffte sie erträglicher zu machen, und doch sehe ich zu meiner Betrübniß, daß ich mich in der Wahl der Mittel geirrt habe. Ich habe den Herren Lemonier und Loustauneau aufgetragen, Ihnen eine anständigere und bequemere Wohnung zu suchen. Ich hoffe, daß sie bald eine finden werden, und ich bitte Sie, versichert zu sein, daß es für mich ein grosses Vergnügen sein wird, Alles zu thun, was ich in meiner jetzt so sehr beschränkten Lage für Sie thun kann. Sein Sie überzeugt, Madame, u. s. w.

Louis Stanislaus Xavier."

Ich antwortete ihm: „daß die Noth allein mich gezwungen hätte, zu seiner Güte meine Zuflucht zu nehmen, daß ich aber jetzt, da meine Bedürfnisse mehr als befriedigt wären, ihn bitten müßte, seiner Großmuth ein Ziel zu setzen." Diese Bitte war aber die einzige, die nicht erhört ward. Er antwortete mir sogleich, und bot mir in der Königlichen

Abtey zu Val-de-Grace, eine prächtige Wohnung an mit einem schönen Garten, und schaffte mir im Überfluß Geld, um dort zu leben. Meine Gesundheit erhielt ich dort ganz wieder, dank diesen Wohlthaten, und der Sorgfalt, womit man mich, auf seinen Befehl, behandelte.

Zwölf Stunden später, nachdem ich meine neue Wohnung bezogen hatte, kam mein Bruder nach Paris. Ich schrieb ihm augenblicklich:

„Wenn Ew. Königl. Hoheit den Beweggründen Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, die mich bewogen, Ihnen ein Anerbieten zu thun, woraus Sie die heftige Unruhe, worin ich damals mich befand, ersehen konnten, so werden Sie leicht sich vorstellen, was ich bei Ihrer Rückkehr empfinde. Ich wage es zu sagen, Monseigneur, in jedem Augenblick meines Lebens wünschte ich nur Ihr Glück. Wie oft habe ich nicht beinahe meine Leiden, so schwer und drückend sie auch

waren, vergessen, um nur die zu fühlen, die Sie, wie ich glaubte, bedrohten! In solchen Augenblicken hätte es mir keine Mühe gekostet mein Leben aufzuopfern, wenn ich Ihnen nur dadurch hätte Ruhe verschaffen können. Ew. Hoheit sind in Ihr Vaterland zurückgekehrt; ich entferne alle traurigen Erinnerungen, um mich mit allen, die Ihren Tugenden huldigen, der Freude zu überlassen. Ach! fast zum ersten Male seit funfzehn Jahren darf ich dieß, und doch mischt sich noch ein bitteres Gefühl darein. Es quält mich, daß ich Ew. Hoheit nicht selbst sagen darf, was ich fühle; noch quälender würde es für mich sein, wenn die Erlaubniß dazu, mir nur ungern bewilligt werden sollte. Monseigneur, verweigern Sie diese Erlaubniß nicht, ich bitte Sie inständigst, nicht wegen des Blutes, das in meinen Adern fließt, denn so berühmt es auch ist, so sehe ich es doch zu einer Dunkelheit verdammt, der ich, wenn es sein muß, mich unterwerfe; aber ich beschwöre

Sie beim Namen der Menschlichkeit, deren Stimme nie vergebens vor den Ohren Ew. Hoheit ertönen wird."

„Fürchten Sie die Zusammenkunft nicht; die Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, wird mich innerhalb der gebührenden Gränzen halten, und so mächtig auch die Stimme der Natur sein mag, so werde ich ihr dennoch widerstehen. Ich will, wenn es möglich ist, vergessen, daß derjenige, dem ich das Leben verdanke, auch Ihr Vater war; ich werde mit Ew. Hoheit von nichts als von meinem Schicksale reden. Sie haben die Güte gehabt mir sagen zu lassen, daß es Ihnen nicht gleichgültig sei; am besten werden Sie mir beweisen, daß Sie Antheil an mir nehmen, wenn Sie mir erlauben, Sie zu sprechen. Geben Sie mir die Erlaubniß zu Ihnen kommen zu dürfen, Ihnen zu erzählen, daß Monsieur, gerührt durch die Schilderung meiner schrecklichen Lage, die Sorge für mein Leben seinen ersten Ärzten und Wundärzten

anvertraute; daß ich auf seinen Befehl die Abtey des heiligen Antonius verließ; daß ich zuerst eine Wohnung in einem Kloster nahe bei seinem Palais erhielt, und daß er, als diese ihm nicht bequem genug für mich schien, mir in einem äußerst gütigen Briefe sagte, daß seine Befehle schlecht ausgerichtet worden wären, und daß er neue geben wolle. In der That bin ich seit der Zeit in der Königlichen Abtey zu Val-de-Grace, wo ich nur von seinen Wohlthaten lebe. Der König selbst hat bisweilen die Güte, sich nach mir zu erkundigen. Ein Wort aus Ihrem Munde, Monseigneur, ein einziges Wort, kann mich glücklich machen, und ich hoffe das Gewissen und Ihre angebohrne Güte werden Ew. Hoheit bestimmen, dies Wort auszusprechen. Ja, Monseigneur, ich wende mich an diese innere Stimme, der eine Seele wie die Ihrige nicht widerstehen kann; wir haben Einen Vater; ich verlange hier nicht, daß Ew. Hoheit dies öffentlich eingestehen

sollen, ich sehe ein, was das für Folgen haben könnte *), und ich kenne den Ehrgeiz nicht; was ich wünsche ist, daß Ew. Hoheit den Antheil, den Monsieur an mir nimmt, durch das heimliche Geständniß, daß ich Ihnen angehöre, verstärken; ich zweifle nicht, daß dieser Prinz, in Verbindung mit dem Könige, Mittel ausfindig machen wird, mich gegen die drückende Armuth zu sichern. Monseigneur, eine unglückliche Tochter eines Prinzen von Geblüt hat lange Zeit geseufzt, nicht in Schmach und Schande, denn das Verbrechen nur kann herabwürdigen, sondern in schrecklichem Elende; und sie würde wieder darin versinken, wenn die schützende Hand, durch welche sie herausgezogen ward, sie aufs Neue ihrem Schicksale überlassen sollte. Es scheint als ob die Natur und die Ehre Ihnen

*) Ich erinnerte den Prinzen von Conti hierdurch an das, was er dem Herrn Henry gesagt hatte, über die Beweggründe die ihn abhielten, seinem Gefühle nachzugeben, und mich förmlich als seine Schwester anzuerkennen.

geböten, sich ihrer anzunehmen. Sollten Ew. Hoheit zwei so mächtigen Beweggründen widerstehen können? Nein, Monseigneur, das glaube ich nicht, und kann es um so weniger glauben, da Sie nur Ein Wort zu sagen brauchen, um mein Schicksal zu bestimmen, wenn dieß auch nicht meiner Geburt gemäß sein sollte; noch einmal wiederhole ich es, mein Ehrgeiz strebt darnach nicht, aber wenigstens ein minder hartes, als das ist, welches mich seit siebzehn Jahren in der Verbannung verfolgte." . . .

Nach vierzehn Tagen ließ ich ihn um eine Antwort bitten, er ließ mir sagen: er könne nicht antworten. Lange wußte ich nicht, was ich thun sollte. Ein zweiter Brief würde, allem Anscheine nach, eben so wenig beantwortet worden sein; daher mochte ich es nicht noch Einmal versuchen zu schreiben. Sollte ich thun als ob mein Bruder gar nicht mehr lebe? Was könnte das Haus Bourbon davon denken? Mußte es nicht

glauben, es sei mir unmöglich meine Herkunft zu beweisen? Was würde das Publikum sagen? Sollte ich meine Zuflucht zu den Gerichten nehmen? Dieses letzte Mittel mochte ich nicht ergreifen. Endlich entschloß ich mich noch einen Versuch zu machen, den Prinzen zu rühren, obgleich ich einsah, wie schwierig es sei. Unwillkührlich fiel ich auf die Knie, hob die Hände zum Himmel und flehte: O, mein Vater, du der liebreichste und heißgeliebteste Vater! O meine Mutter, die vom Himmel Verzeihung für die Schwachheiten der Liebe und der Eigenliebe erhalten hat, leistet mir Beistand, kommt eurer Tochter zur Hülfe! Und du, Allmächtiger, der du alles lenkest, erweiche das Herz meines Bruders! Nach diesem kurzen Gebete ergriff ich die Feder, und schrieb an meinen Bruder, der, troß der Natur, für mich nichts als Prinz von Conti sein wollte.

„Die Antwort, die mir im Namen Ew. Hoheit überbracht ward, setzte mich um so

mehr in Erstaunen, je weniger ich darauf vorbereitet war. Sie erhalten keine Antwort! ward mir gesagt. Ich gestehe daß nach der schmeichelhaften Versicherung, die Sie mir selbst gegeben hatten, daß mein Schicksal Ihnen nicht gleichgültig sein würde, ich erwartete, daß mein Brief eine bessere Aufnahme finden sollte. Was ich bei der Rückkehr Ew. Hoheit empfand, und was ich mir auszudrücken erlaubte, schien mir von der Art zu sein, daß es Ihnen nicht mißfallen konnte; und in dem Übrigen sehe ich nichts, was Tadel verdiente. Wahr ist es, daß ich das Eine Wort als eine Gerechtigkeit foderte; ja, Monseigneur, als eine Gerechtigkeit; ich fürchte mich nicht es zu sagen, und ich werde nicht anstehen es zu wiederholen. Dies Wort ist die Wahrheit. Ew. Hoheit können nicht daran zweifeln, und sollten Sie noch nicht vollkommen davon überzeugt sein, so erneuere ich mein Anerbieten, was ich Ihnen schon mehrere

Mal gethan habe, die gültigsten Beweise vorzulegen. Was ist denn die Ursache warum ich keine Antwort erhalte? Ich begreife es um so weniger, da Ew. Hoheit nicht vergessen haben werden, daß mich der Ehrgeiz nicht beherrscht, und daß ich nichts anderes wünsche, als den Schrecken des Mangels zu entgehen. Aus einer Rücksicht indeß, die noch wichtiger für mich ist, wünsche ich sehr, daß Sie nicht bei dem Stillschweigen beharren. Monsieur hat dadurch, daß er mich unterstützt, seiner Menschenliebe würdig gehandelt; ich darf es mir nicht verhehlen, aus Achtung gegen Ew. Hoheit hat er es gethan; ich konnte mich bei diesem Prinzen auf nichts berufen, als auf mein Unglück, und so mildthätig er auch ist, dies allein hätte ihn nicht bestimmen können, bei seiner, durch die gebietherischen Umstände jetzt so nothwendigen Sparsamkeit, dennoch mich so reichlich zu unterstützen, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß das Blut der Bour-

bons in meinen Adern fließe, und daß er dem Bruder einen Dienst erzeige, wenn er die Schwester unterstützt. Was würde er denken, wenn er sähe, daß Ew. Hoheit gleichgültig gegen mich wären? Was er denken würde? Ich mag nicht bei dieser Idee verweilen, sie zerreißt mich; und lieber, als in seinen Augen für eine Abentheuererin zu gelten, möchte ich . . . . Aber Ew. Hoheit werden meinen Bitten nachgeben, Sie werden für mein Wohl sorgen. Ja, Monseigneur, ich wage es zu glauben, daß Sie die Manen eines Vaters versöhnen werden, der noch aus seinem Grabe zu Ihnen spricht, und der, indem er Ihnen seine Tochter zeigt, die der Verzweiflung nahe ist, sie Ihnen empfiehlt."

Indeß mein Diener den Brief hintrug, kam eine Deputation der Poissarden aus Paris zu mir, um mir einen schönen Blumenstrauß zu überreichen, aus Freude, wie sie sagten, über die Rückkehr meines Bruders;

sie fügten hinzu, daß sie eben von ihm herkämen, und mit ihm geweint hätten. Sie waren glücklicher als ich! Ja, viel glücklicher! Denn ich erhielt in demselben Augenblicke eine abschlägige Antwort, worin er seine Gründe angab, warum er mich nicht für seine Schwester anerkennen könnte.

Paris den 22 April 1790.

„Madame, da ich das, was Sie von mir verlangen, nicht thun kann, so hielt ich es für besser zu schweigen, als erst umständlich Ihnen die Ursachen anzugeben. Mein Vater hat mir nie etwas von Ihnen gesagt, Madame. Zwei Kinder hat er als rechtmäßig anerkannt; er hat sie in seinem Testamente bedacht; er hat mir aufgetragen, für sie zu sorgen; und als er auf seinem Sterbebette sie mir aufs Neue empfahl, sagte er mir gar nichts, woraus ich schließen konnte, daß er noch andere Kinder hätte. Sie werden einsehen, daß dieser Grund, der hinreichend ist, mich abzuhalten, Sie für seine

Tochter anzuerkennen, mir noch viel weniger erlaubt, sie dafür bei Monsieur auszugeben.

Was die Unterstützung an Gelde betrifft, die zu erbitten, Ihre Umstände Sie zwingen, so ist es mir unmöglich, Ihnen etwas zufließen zu lassen. Meine Einkünfte, die nicht ausgezahlt werden, zwingen mich, alle Zahlungen einzustellen, selbst die an meine Gläubiger, und ehe ich der Stimme der Großmuth Gehör geben darf, muß ich erst nur suchen, meine Versprechen zu halten.

Ich bin mit Achtung u. s. w.

C. F. J. de Bourbon."

So hatte er endlich den Grund seines sonderbaren Betragens angegeben. Sein Vater hatte ihm niemals etwas über mich gesagt! Ich glaube es, denn man weiß wie sie zusammen lebten. Konnte aber der Prinz von Conti, nachdem er meinen Aufsatz gelesen hatte, noch den Grund anführen, daß er im Testamente nichts über mich gesagt hätte? Empfiehlt man etwa Sorgfalt für die Todten

im letzten Willen? Meine Antwort durfte er nicht lange erwarten; sie kostete mir nicht viele Mühe. Aus Achtung nahm ich an, daß diese elende Ausflucht im Ernst aufgestellt sei.

Monseigneur.

„Ich glaubte hinlänglich die Zweifel zerstreut zu haben, die bei Ihnen noch über meine Geburt und die Thatsachen, die ich in meinem Aufsatze, den ich die Ehre hatte Ihnen zuzustellen, anführte, aufsteigen konnten.

„Ich hatte darin schon den Einwurf beantwortet, den Ew. Hoheit mir jetzt machen. Wenn mein Vater sterbend nichts über mein Schicksal bestimmt hat, schrieb ich, so geschah es, weil man ihn überredet hatte, daß ich nicht mehr am Leben sei. . . . . . Weil Sie damals keinen Beweis für diese Behauptung verlangten, so glaubte ich, Sie wären von der Wahrheit derselben überzeugt. Sie bringen heute den Einwurf vor; Sie hätten mir keinen

machen können, den zu beantworten ich besser im Stande wäre als diesen.

„Hier ist die Abschrift eines Briefes, der Sie vollkommen überzeugen wird.

Ich legte die Abschrift des schon oben angeführten Briefes des Herrn Jacquet bei, der beweißt, daß mein Vater, als er starb, mich für todt hielt.

„Dieser Brief, fuhr ich fort, hat mir nichts Neues über meine Geburt gesagt. Alle Liebkosungen meines Vaters waren mir zu gegenwärtig, alles was er für mich bis zu meinem zwölften Jahre that, bis man mich aus seinen Armen fortriß. Ich hatte sein Bild, das Bild meiner Mutter, Siegel mit dem Wappen der Bourbons-Conti . . . .; Edelsteine, eine Uhr, Geschmeide das er mir geschenkt hatte, und worauf das Datum des Kauftages bemerkt war.

„Was ich aus diesem Briefe lernte, war, daß man mich für todt ausgegeben hatte; ich erfuhr das Geständniß der Frau,

die sich dazu hatte brauchen lassen, und erhielt Nachricht von ihrer späten Reue.

„Man wußte wohl, daß man nur dadurch die Wirkung der Zärtlichkeit meines Vaters gegen mich zu hemmen im Stande sei, wenn man ihn überredete, daß ich nicht mehr am Leben sei. Wie hätte er in seinem Testamente die Tochter vergessen sollen, die er nur deßwegen nicht mehr sah, weil man sie ihm geraubt hatte? Ich will Ew. Hoheit nichts mehr darüber sagen, denn es ist Ihnen nicht unbekannt, wie sehr das Leben meiner Mutter durch die Geburt meiner Schwester verbittert ward. Konnte sie sich aufs Neue ähnlichen Kränkungen aussetzen . . . . . ?

„Wenn Sie das Original dieses Briefes zu sehen wünschen, so wie Sie schon alle Edelgesteine gesehen haben, die mir mein Vater geschenkt hatte, so bitte ich Sie um die Erlaubniß, es Ihnen selbst überbringen zu können; oder, wenn es Ihnen besser scheint,

so soll mein Advokat den Brief Ihnen zustellen. Über den letzten Theil Ihres Briefes bemerke ich noch, daß ich die Unterstüzzung an Geld von Monsieur nur angenommen habe, weil sie mir als einer Tochter aus dem Hause Bourbon gegeben wurde. Wer nur bei dem Prinzen ist, und alle, die sich für mich interessiren, wissen, daß er sich die Beweise meiner Wahrhaftigkeit hat vorlegen lassen, und daß darauf die Wohnung, die ich seit sieben Monaten habe, in seinem Namen gemiethet ist, und von ihm bezahlt wird, für seine Verwandte. Ich bitte Sie zu glauben, daß wenn ich Ihnen einige genauere Nachrichten über mein Elend gegeben habe, ich dieß nur als Ihre Schwester that . . . . und daß ich weit entfernt bin, Unterstützung von Ihnen anzunehmen, wenn Sie nicht glaubten, daß Sie es Ihrer Schwester gäben."

Mein Bruder versprach zu antworten. Ich erinnerte ihn daran nach vierzehn Tagen.

Darauf sagte er: er werde mir keine Antwort geben. Nachdem ich auf diese Art alles erfüllt hatte, was mein Verhältniß zu meinem Bruder nur fodern konnte, so mußte ich nun an mich selbst denken, an meine Erlauchten Beschützer; ich mußte vor Gericht die Gerechtigkeit suchen, die des Prinzen Freunde, ich wollte sagen seine Feinde, an seinem Hofe nicht aufkommen lassen wollten. Da ich indeß fest entschlossen war, die Gränzen der Ehrfurcht nicht zu überschreiten, die ich mir selbst bestimmt hatte, so that ich noch einen Schritt, der, wie ich voraussah, nichts half, den aber, nach meiner Meinung, der Wohlstand erheischte. Ich will daher noch einmal meine Brieftasche öffnen; denn die Geschichte dieser Epoche meines Lebens findet sich ganz in meiner Correspondenz. Folgendes ist darin enthalten.

„Die Antwort die man mir, im Namen Ew. Königlichen Hoheit, überbracht hat, zeigt mir ganz bestimmt, wie Sie gegen mich

gesinnt sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als ein Leben mit Schande zu führen, oder meine Ansprüche zu rechtfertigen; dies Letzte ist es allein, was mir zu thun geziemt. Monseigneur, ich bin die Tochter des Prinzen Ihres Vaters, und daß ich in seinem Testamente nicht genannt bin, (ich habe schon die Ehre gehabt es Ihnen zu sagen) darüber wundere ich mich gar nicht, da er mich für todt hielt als er starb. Man hatte ihn davon überredet; ich habe den Beweis in Händen; und hätte ich ihn nicht, so ist doch das immer wahr, daß ich lebe; daß ich einen Namen habe, den er mir gegeben hat, und daß unverwerfliche Zeugen bestätigen, daß ich seine Tochter bin. Von diesen Zeugen leben einige, und wünschen die Wahrheit bezeugen zu können; die anderen sind stumm, aber darum nicht weniger beredt. Haben Ew. Hoheit die Gnade sie zu befragen, Sie werden überzeugt werden; geben Sie Personen, die Sie Ihres Vertrauens

werth halten, den Auftrag, mit meinen Sachwaltern die Thatsachen zu prüfen, die meine Geburt bestätigen, und ihre Entscheidung will ich unterschreiben.

„Noch einmal wiederhole ich es: ich bitte nicht um Geld. So groß auch meine Noth sein mag, ich habe es mir nie erlaubt, und werde es mir nie erlauben, etwas was mir aus gewöhnlichem Mitleiden geschenkt wird, anzunehmen; und die Großmuth, wozu Sie sich geneigt fühlen, würde ich zurückweisen, wenn sie auf irgend etwas anderes ginge, als eine Schwester zu unterstützen. Ich bat Sie um nichts, als um Ein Wort .... Meine Ehre ist es, wofür ich in diesem Augenblick sorgen muß; meine Ehre, die mir tausendmal theurer ist als mein Leben; meine Ehre, die auf die grausamste Weise angegriffen ist, weil Monsieur geglaubt hat, gegen eine Verwandte wohlthätig zu sein; und weil nun, da Sie sich weigern mich anzuerkennen, dieser Prinz mich

für

für nichts andres als ein verächtliches Weib halten könnte. Ich bitte Sie daher, Monseigneur, mir zu erlauben, Sie von meiner Geburt zu überzeugen, und ich wage es, zu hoffen, daß Sie mir diese Gnade um so gewisser zugestehen werden, da dies das einzige Mittel ist, zu vermeiden, daß die Sache nicht Aufsehn errege, was Sie gewiß nicht fürchten, was aber für Sie und für mich gleich unangenehm seyn würde."

Mein Bruder ließ meinem Bedienten sagen: daß er nur nach Hause gehen könne. So war ich denn aufs Äußerste gebracht, was ich mit großen Aufopferungen zu vermeiden gesucht hatte. Obgleich ich noch nicht alle Beweise, alle meine Urkunden zusammen hatte, so waren doch diejenigen, die ich schon besaß, so gültig und entscheidend, daß die berühmtesten Rechtsgelehrten, die ich um Rath fragte, nicht anstanden, zu erklären, daß mein Stand unbestreitbar erwiesen sey, und daß der Prinz von Conti nicht umhin

könne, mir eine Pension auszuzahlen, die meinem Erbtheile angemessen sey. Ich überschickte die Aussprüche dieser Rechtsgelehrten an Monsieur im Original.

„Zwei gleich mächtige Beweggründe bestimmen mich dazu, Monseigneur; der erste, und für mich der wichtigste, ist der, daß ich Ihnen zu beweisen wünsche, daß ich, als ich es wagte, mich die Tochter des verstorbenen Prinzen von Conti zu nennen, einen so großen Nahmen, nur weil ich unbestreitbare Rechte dazu hatte, annahm. Der zweite, (nach Ihrer tiefen Einsicht werden Sie, Monseigneur, vielleicht urtheilen, daß er nicht unwichtiger ist) ist der, Sie zu bitten, ins Mittel zu treten, und es bei meinem Bruder dahin zu bringen, daß er es nicht dahin kommen läßt, daß die Sache so viel Aufsehn macht . . . . . .“

Sogleich ward mein Bruder, der abwesend war, von Monsieur eingeladen, nach Paris zu kommen. Er stellte sich ein. Beide

Prinzen kamen zusammen, und es ward bestimmt, daß mein Bruder so wenig wie bisher sich um mich kümmern solle, daß dafür aber die königliche Familie die Sorge für mich übernehmen müsse. Um diese Zeit schickte mir die königliche Familie eine trefliche Harfe, ein Pianoforte, einen Baß, eine Flöte, Clarinetten, kurz, alle Instrumente, die mir in meiner Kindheit lieb gewesen waren. Diese zu jeder Zeit so schmeichelhaften Geschenke, waren es noch mehr unter diesen Umständen. Ich mußte sie ansehen, als ob man den entscheidenden Schritt billige, den ich gethan hatte. Die Vorsehung, wenn ich es zu bekennen wagen darf, schien ebenfalls ihm ihren Beifall zu schenken, denn sie war es, die mir einige Tage nach erhaltenem Gutachten der Advokaten, eine Menge Papiere, worin schriftliche Beweise der Treulosigkeit meiner Erzieherin sich in Menge fanden, die Geschichte meines Lebens und meines Todes, die Erzählung aller Betrügereien, die man gespielt hatte, um eine

scheinbare Ehe zu veranstalten, in meine Hände fallen ließ. Alles dies fand sich unter der Korrespondenz der Madame Delorme, die Herr Jacquet unter andere unbedeutende Papiere geworfen hatte.

Sollte man es sich vorstellen können? Ehe ich den Prozeß anfing, glaubte ich noch einmal dem Prinzen von Conti Nachricht davon geben zu müssen.

Val de Grace den 4. April 1791.

„Da Sie, Monseigneur, schweigen, so sollte mich dies vielleicht abhalten, diesen letzten Schritt zu thun. Doch ich will Einen thun, dessen Folgen ernsthaft sein können, und ich weiß nicht, warum ich glaube, daß es meine Pflicht sei, Ihnen davon Nachricht zu geben. Wenn Sie geglaubt haben, daß ich außer Stande sei, meine Herkunft zu beweisen, so sind Sie im Irrthum; meine Beweise sind ganz unbestreitbar; die Vorsehung hat mir seit kurzem eine Menge Belege verschafft, und was ich ehemals nur durch mannigfal-

tige Anzeigen behaupten konnte, kann ich jetzt gesetzmäßig, vor allen Gerichten, mit den unumstößlichsten Beweisen darthun.“

„Der Prinz mein Vater, schrieben Sie mir, hat mir nie etwas von Ihnen gesagt; ich glaube es, man hatte mich von ihm fortgeschleppt, er hatte meinen Tod beweint, ich habe den schriftlichen Beweis in Händen. Vielleicht brachten ihn die Thränen darüber früher ins Grab. Die Umstände dieses Theils meiner Geschichte sind so gehässig, daß ich sie nicht weiter untersuchen mag, weil ich fürchte, auf Anstifter eines Verbrechens zu kommen, wodurch die Natur und Menschlichkeit auf gleiche Weise beleidigt ward.“

„Mein Vater hat Ihnen nie etwas von mir gesagt? Und ich habe so oft mit ihm über Sie gesprochen. . . . . Oft nahm ich seine Zärtlichkeit, wovon er mir täglich unvergeßliche Beweise gab, in Anspruch, um ihn zu besänftigen, wenn er gegen sei-

nen Sohn aufgebracht war. Auch das kann ich beweisen."

„Mein Vater hat nie über mich mit Ihnen gesprochen? Und Sie schließen daraus, daß ich nicht seine Tochter bin? ...... Monseigneur, ich wage es Ihnen selbst zu sagen, es ist unbegreiflich, daß Sie an meiner Existenz haben zweifeln können; es ist unbegreiflich, daß Sie nicht wissen sollten, daß der Prinz Ihr Vater eine Tochter hatte, deren Erziehung er dem Rousseau anvertraute; es ist unbegreiflich, daß es Ihnen unbekannt sein sollte, daß Ihr Vater für diese Tochter sich eine Gnade beim verstorbenen Könige ausbat, und daß ihm dieser Monarch es bewilligte, daß sie dem Hofe als anerkannte Prinzessin vorgestellt werden sollte. Dies alles war für Sie zu wichtig, als daß Sie es nicht wissen sollten; und, vorausgesetzt, daß es Ihnen würklich ganz unbekannt war, so war es Ihre Pflicht, erlauben Sie mir dies zu sagen, es zu untersu-

chen. Ich gab Ihnen die Mittel dazu; ich habe Ihnen mehrere Mal vorgeschlagen, meinem Rathe zu folgen; nichts war billiger, wie es mir scheint. Sie haben sich immer geweigert, und wenn nicht ein anderer Prinz Ihre Schwester mildthätig unterstützt hätte, so wäre sie gezwungen worden im Hospitale zu sterben. Ich kann nicht sagen, wie peinlich es für mich ist, denjenigen als Feind behandeln zu müssen, der, meinen heißen Wünschen nach, immer brüderlich gegen mich gesinnt seyn sollte.

Stephanie Louise von Bourbon."

Ich hielt es auch für meine Pflicht, meine Absicht dem Könige und Monsieur kund zu thun, und für mein Beginnen mir eine stillschweigende Einwilligung zu verschaffen.

An den König.

„Sire.

„Mein Unglück ist Ihnen bekannt; ich habe die Ehre gehabt, eine kurze Schilderung desselben Ew. Majestät vorzulegen, den 11.

September 1789, durch den Grafen von Saint-Priest. Man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät es nicht ohne Rührung lasen, und wenn man mich nicht falsch berichtet hat, so haben diese Unglücksfälle einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht."

„Zu der Zeit als ich Ew. Majestät anflehte, mir nur so viel zu verschaffen, als zur Erhaltung meines Lebens nöthig war, übernahm Monsieur die Sorge für mich; und daß ich jetzt noch lebe, verdanke ich allein seiner Sorgfalt. Indem ich aber mit Dank diese Unterstützung, die er mir bewilligte, annahm, so habe ich diesem Erlauchten Beschüzzer nicht verhehlt, daß, da ich auf keine Weise mein schreckliches Schicksal verdient habe, und ich vor mir nichts als eine ungewisse und traurige Zukunft sah, ich auch nichts vernachlässigen würde, Alles, was ich verlohren hätte, wieder zu erlangen, und, wenn man mich dazu zwänge, dem ganzen Europa zu sagen, was ich bin, und was für Noth und Elend

man über mich gebracht hat. . . . . . Sire, ich habe Alles versucht, ich habe Alles gethan, um den Prinzen von Conti zu bewegen, aber ich habe nichts ausgerichtet; er will mich weder sehen noch hören, er will nicht mit mir noch mit meinen Sachwaltern sich in Unterhandlung einlassen. Ich bin daher gezwungen, auf dem Wege Rechtens was ich verlohren habe wieder zu erlangen zu suchen; ich habe es ihm angekündigt, und ich nehme mir die Freiheit, Ew. Majestät eine treue Abschrift des an ihn geschickten Briefes vorzulegen. . . . . . . Sire, man wird ohne die tiefste Rührung die Geschichte einer Unglücklichen nicht hören können, die seit sechszehn Jahren dem traurigsten und drückendsten Geschicke geweiht war; der oft das Nothwendigste fehlte; die, ganze Monate hindurch, von nichts als Brod und Wasser lebte, und lange Zeit nichts zu ihrer Nahrung hatte als etwas Milch und Früchte (verzeihen Sie, Sire, die Anführung dieser kleinen Umstände)

und die meistentheils für den folgenden Tag nichts als den Tod vor Augen sah."

„Wie gerne hätte ich diesem Bruder, der durch ein einziges Wort mein Schicksal ändern konnte, die öffentliche Bekanntmachung meiner Leiden erspart! Wie leicht wäre es gewesen, dies zu vermeiden! Ehe ich bei den Gesetzen Schutz suchte, habe ich geglaubt, Sire, daß es meine Pflicht sei, Ihnen Nachricht von diesem Schritt, den ich thun will, zu geben. Mehr als Ein Grund nöthigt mich dazu: ich greife einen Prinzen aus königlichem Geschlechte an, und der Titel, der als rechtmäßig anerkannten Schwester dieses Prinzen, die, was sie verlohren hat, zurückfodert, und die beständig ein auffallendes Zeichen *) des Rangs an sich trägt, wozu sie durch den hochseligen Großvater Ew. Majestät bestimmt war, legt mir besondere Verpflichtungen auf. Ich darf außer-

*) Das blaue Band, woran die Medaille hing; s. oben.

dem nicht vergessen, wie gnädig Ew. Majestät sich für meine Wiederherstellung verwendeten; ein Antheil, der deutlich zeigt, wie sehr meine Lage Sie rührt. Es ist daher wohl natürlich, daß ich nichts ohne die Einwilligung Ew. Majestät unternehme. Möge es mir erlaubt sein, von Ihrer Menschlichkeit und Ihrer Gerechtigkeit zu hoffen, daß Sie, in dieser wichtigen Angelegenheit meines Lebens, mein Betragen nicht mißbilligen werden; möchte ich Ihre Stimme, die immer für die unglückliche und verfolgte Unschuld war, auf der beschwerlichen, aber für mich ehrenvollen Bahn, die ich nun betrete, erhalten. Ich bin u. s. w.

Stephanie Louise von Bourbon-Conti."

An Monsieur.

„Ich verdanke Alles Ihrer Güte; sie hat mir das größte Zutrauen eingeflößt, und nur dann bin ich, wie es mir scheint, Ihrer werth, und nur dadurch kann ich mich dankbar zei-

gen, wenn ich nichts thue, ohne es Ihnen zu sagen."

„Ich will dem Publikum Nachricht geben von einer um so interessanteren Sache, je außerordentlicher sie ist. . . . . . Wenn ich in Allem, was ich thue, nicht so edelmüthig handelte, als man es von mir erwarten darf, so würde ich mich des Namens, den ich führe, unwerth halten. Meine Beweise haben sich seit einiger Zeit vermehrt; sie sind das nicht mehr, was sie waren, als ich die Personen um Rath fragte, deren Meinung ich die Ehre hatte Ihnen vorzulegen. Ich habe sehr kostbare Beweise gefunden. Ich kann jetzt schriftlich alles, was ich gesagt habe, belegen, und selbst mehreres, was ich vollkommen wußte, was ich aber nicht zu behaupten wagte, weil ich fürchtete, es nicht gerichtlich beweisen zu können. Ich kann dem ganzen Europa zeigen, daß ich auf die unmenschlichste Art aufgeopfert bin. Da Beweise für die Rechtmäßigkeit meiner Foderungen da sind,

so habe ich nichts von den Gerichten zu fürchten; es ist genug, daß die Richter Menschen sind, damit ich Mitleiden bei ihnen finde, durch die Erzählung meines Unglücks und die Gerechtigkeit, die unerhörte und ganz unverschuldete Leiden verdienen."

„Ich habe an den Prinzen von Conti geschrieben; ich habe die Ehre, Ew. Hoheit eine Abschrift des an ihn geschickten Briefes vorzulegen. Möchte er doch durch diesen Brief anders gegen mich gesinnt werden, als er bis jetzt war! Möchte er doch endlich seine Schwester in derjenigen anerkennen, die er bisher nur als seine Feindin behandelt hat, und die er so weit gebracht hat, daß sie jetzt nur von den Gesetzen erwarten darf, was sie bloß seinem Herzen verdanken wollte."

Da mein Bruder auch nach diesen Briefen nicht gerecht gegen mich sein wollte, so ersuchte ich Monsieur, das Gericht zu berufen und den Vorsitz darin zu führen, welches nach den neuen Gesetzen zur Schlichtung der

Streitigkeiten unter Verwandten bestimmt war. Der Prinz von Conti ward beschieden sich zu stellen, den Montag, den achtzehnten April 1791, vor Monsieur, in seinem Pallast, um Mittag, nach geendigter Messe. Ich bat die Prinzen von Geblüt, die noch in Frankreich geblieben waren, mir die Gnade zu erzeigen und sich einzufinden. Diese Sache war der Gegenstand aller Gespräche beim Lever des Königs, gleich nachdem er meinen Brief erhalten hatte; er sagte zu meinem Bruder: Prinz, Sie haben eine Schwester, die Sie niemals genannt haben. Wie hat sich diese wiedergefunden? Mein Bruder griff in die Tasche und sagte: Sire, ich habe eben einen Brief von der Gräfin Mont-Cair-Zain erhalten. Der König erwiederte: Ich weiß es, ich habe davon eine Abschrift. Man fragte von wem denn mein Vater diese Tochter gehabt hätte? der König wandte sich zu einem der angese-

hensten Hofleute: Sie sind auch ein wenig darin verwickelt, denn die Herzogin von M...... war ihre Mutter. Ich erfuhr dies alles vom Herzog von Villeroy, und von vielen Hofleuten, die sogleich kamen, um mir Glück zu wünschen. Der Notarius, Herr Boursier, der es hörte, eilte sogleich zu mir, um mir die Geschichte des Tages zu erzählen, wovon man in ganz Paris sprach.

Der Prinz von Conti schien der einzige zu seyn, der damit unzufrieden war. Er ward es noch mehr, als er sah, daß die Pension, die Monsieur der Stephanie Louise von Bourbon, seiner Schwester, bestimmt hatte, nur zum Mittel diente, sie in den Stand zu setzen, ihre väterlichen Rechte zurückzufodern. Endlich stieg seine Unruhe aufs Höchste, als er erfuhr, daß Monsieur eingewilligt hatte, bei dem Familiengericht, das die Sache zu untersuchen niedergesetzt war, den Vorsitz zu führen. Er arbei-

tete dagegen. Diesem ersten Advokaten-kniff folgte bald ein zweiter, viel gehässigerer. Man foderte von ihm, daß er vorläufig etwas zu meinem Unterhalt aussetzen sollte; um diesem auszuweichen, benutzte er das Verbrechen der Madame Delorme und des Herrn B***, und meine sogenannte Heirath, und behauptete, daß ich ohne Einwilligung meines angeblichen Ehemannes, nicht vor Gericht erscheinen könnte, und diese elende Ausflucht, die eines Advokaten aus der Normandie würdiger war, als eines Prinzen von Geblüt, ward angenommen. Das Tribunal, das sich in der Abtei St. Germain versammelt hatte, faßte den Schluß, den 11. Mai 1791, daß ich ohne Einwilligung des Herrn B*** kein Geld erhalten könnte, und es verurtheilte mich, weil ich ohne seine Bewilligung vor Gericht aufgetreten war, die Kosten zu bezahlen. Ob dies Urtheil ganz nach der Form rechtmäßig war, weiß ich nicht. Vielleicht hatte ich Unrecht, so wie entschieden

wurde,

wurde, nicht appellirt zu haben, wegen der Nichtigkeit der vorgeblichen Heirath. Da ich nur die Billigkeit kenne, da ich überzeugt bin, daß ich im Grunde Recht habe, so kann ich darüber nicht urtheilen. Vielleicht giebt es in der Rechtsgelehrsamkeit, wie in der Medizin, Hypothesen, wobei man, um die Grundsätze nicht zu Schanden zu machen, nach der Regel umkommen muß. Aufs neue packte mich hier wieder der Strudel des Unglücks, dem ich eben entgangen zu sein schien. Noch einmal entging ich ihm, um dann wieder hinein zu gerathen!

Mein erster Gedanke, nachdem dies Urtheil in der Abtei gefällt worden, war der, für immer dieses Phantom von Ehe verschwinden zu lassen. Ich reiste ab, um gegen den sogenannten Ehegatten vor Gericht aufzutreten, als ein unerwarteter Vorfall mich wieder in Trauer und in die größte Verlegenheit versetzte. Die Flucht vom 21. Junius 1791 raubte mir meinen Wohlthäter (Mon=

sieur), und dem Haupte unsrer Familie die Freiheit. Ausserdem daß es schwierig war an den König zu kommen, wäre es auch nicht sehr schicklich gewesen, unter solchen Umständen zu verlangen, daß er sich mit mir und meinen Angelegenheiten beschäftigen solle. Das Schicksal traf mich in diesem Augenblick doppelt; die Aufhebung der Klöster vertrieb mich aus Val-de-Grace. Ich mußte abreissen, um die Scheidewand umzustürzen, die der Prinz von Conti meinen Rechten entgegen gesetzt hatte. Da meine Bescheidenheit noch mehr, als die schlechte Beschaffenheit der Finanzen, meinen Wohlthäter zwang, seiner Großmuth Schranken zu setzen, so war ich genöthigt, Schulden zu machen, um zu Louhans, im Departement der Saone und Loire, dem ehemaligen Nieder-Bourgogne, Prozesse zu führen. Die Gährung in dieser Stadt war so heftig, daß, obgleich ich um die unglückliche Reise nach Varennes gar nicht gewußt hatte, so wie ich an keiner Veränderung der Revo-

lution Theil genommen hatte, man dennoch allenthalben sich weigerte, mich aufzunehmen. Mein Name allein brachte auch die Gemäßigsten auf, und wäre nicht mein Sachwalter ins Mittel getreten, so hätte ich nirgends ein Obdach gefunden.

Es war nicht schwer, bei dieser Ehe mancherlei Unregelmäßigkeiten und Beweise ihrer Nichtigkeit aufzufinden; es kam nur darauf an, unter zwanzig oder dreißig die auffallendsten zu wählen, gegen die man gar nichts sagen könnte. Herr *** entwarf den Plan, wie ich meinen Gegner angreifen sollte, in einem Gutachten, das, wie Rechtsgelehrte mir sagten, ein Muster in jeder Hinsicht war. Dieser berühmte Sachwalter war nicht ein gewöhnlicher Advocat für mich, er war mein treuer Freund, eifrig und unermüdlich. Er handelte wie ein Vater gegen mich. Kein Ausdruck kann stark genug sein, um den edelmüthigen Mann zu schildern, der immer standhaft Theil an meinem Schicksal nahm,

als sich Alles gegen mich zu verschwören schien; der mich fast nur im Unglück gesehen hat, aber mich aufrecht hielt und mir Hülfe leistete; dessen Beredsamkeit, Vermögen und Ansehn, Güter zu sein schienen, die uns gemeinschaftlich angehörten. Seine Bescheidenheit würde es mir nicht verzeihen, wenn ich ihn nennen wollte.

Herr ***, nach einer kurzen Schilderung meiner Kindheit, nachdem er die Liebe meines Vaters gegen mich angeführt hatte, die für mich ein Bedürfniß, um zu leben, gewesen war, folgerte, daß die falsche Angabe meines Todes, meine Entführung, die Mittel, die Madame Delorme anwendete, mich zum Gehorsam zu bringen, und mich dem Herrn B*** auszuliefern, den ich zehnmal verweigert hatte, und der immer bereit war mich zu heirathen, offenbar zeigten, daß man mich mit Gewalt gezwungen habe. Der erste Grund zur Ungültigkeit der Ehe. Die Unterdrückung meines Standes, die aus meinem

Begräbnisse folgte; das Unterschieben von Personen, wie bei der Vormundschaft, bei der Hochzeit, bei dem Ehecontract, der mir den Namen Delorme gab, obgleich dies nicht mein Name war, obgleich ich so wenig die Tochter derjenigen war, die sich so nennen ließ (ich weiß nicht warum), als ihre Erbschaft ihrer Schwester zu Theil ward; die Betrügereien, die man beging, um dazu zu gelangen, durch Veränderung eines Taufscheins einer Corméo, woraus man eine Delorme gemacht hatte, die nirgends existirte, oder deren Dasein wenigstens auf keine Art bewiesen war; diese Abscheulichkeiten, dieses dreifache Verbrechen, konnte nie zu einer gültigen Ehe führen. Es ergaben sich daraus wieder drei Ungerechtigkeiten. Ein fünfter Grund, warum die Ehe nicht gültig sei, lag darin, daß ich nicht eingewilligt hatte. Denn wer hatte eingewilligt? Die Tochter des Prinzen von Conti? Die hielt man für todt. Die Tochter des Corneo? Man weiß nicht ein-

mal ob die noch im Jahre 1774 lebte. Anna Louise Franzisca Delorme? die hat nie existirt. Es war also keine Gewißheit über die Personen, folglich konnte auch kein Contract aufgesetzt werden. Das Mädchen, das im Januar 1774 zum Altare geschleppt ward, war erst eilf Jahre und einen Monat alt, folglich noch nicht mannbar. Der sechste Grund für die Ungültigkeit der Ehe. Der siebente war, daß sie keinen Vormund hatte; denn ein Vormund einer Tochter der Delorme konnte nicht für die Tochter des Prinzen von Conti auftreten. Ein achter Grund, und der allein hinreichend gewesen wäre, war der, daß der eigentliche Pfarrer nicht zugegen war. Ich hätte ein ganzes Jahr im Kirchspiele St. Germain wohnen müssen, wenn der Pfarrer das Recht haben sollte, mich zu trauen, oder einem anderen die Erlaubniß dazu ertheilen zu können; und man gab nur an, daß ich zwei Tage mich dort aufgehalten hätte, und selbst diese Angabe war falsch, denn ich war

keine Minute dort gewesen. Ich übergehe die anderen Mittel, es waren so viele da, wie alle, die nur irgend Kenntniß der Gesetze haben, versicherten, daß dadurch wohl zehn Ehen für ungültig erklärt werden könnten. Man bemerkte während des Prozesses, daß die Ehe, wovon die Rede war, nie vollzogen sey. Herr B*** fiel darauf mich anzuklagen, daß ich ihm Liebkosungen geschrieben hätte, und ließ mir den achtzehnten November 1791 Abschriften von Briefen vorlegen, die vom vierzehnten Mai 1777 datirt sind; in dem einen bedauerte ich, daß er mein Bett nicht mit mir theilen könne; ich war damals etwas über vierzehn Jahre alt. Ich läugnete förmlich, daß ich beide Briefe geschrieben oder dictirt hätte, und, um allen Verdacht zu entfernen, daß das Verbrechen vollzogen sey, um den schlechten Menschen ganz als Verläumder zu entlarven, erklärte ich, daß ich mich allen Untersuchungen unterwerfen wolle, die das Gericht für nöthig hal-

ten möchte. Man kann sich mein Erröthen denken, als ich dies Wort aussprach; aber die Ehre heischte dies Opfer, und ich stand nicht an, es ihr zu bringen. Es ward nicht angenommen; es war nicht mehr nöthig; denn in der Hitze des Streites hatte ich vergessen, daß ich geschriebene Beweise von dem Betruge des Herrn B*** in Menge besaß; ich hatte den Brief von dem verwünschten Spiegel; ich hatte noch viele andere, die er erst nach dem Jahre 1777 geschrieben hatte, und die alle meine unerbittliche Strenge gegen ihn bezeugten; ich hatte den von der Madame Delorme, vom 14. October 1780, worin sie sagt: da sie noch nicht nachgegeben hat, so thut sie es niemals. Sollte man glauben, daß es derselbe Mensch sei, der diese Briefe, worin er über meine beständige Härte klagt, geschrieben hat, und doch angiebt, daß ich drei Jahre früher ihm liebkosende Briefe geschrieben, und ihn eingeladen hätte, das vermeintliche Ehebette zu theilen?

Der Prinz von Conti vergaß nicht, mir durch Briefe und Abgeordnete nach dem Tribunale von Louhans zu folgen; der königliche Kommissarius, Herr Largmagnac, hielt es für gut, sich mit ihm in Verbindung zu sezzen. Ich glaubte ihn bitten zu müssen, sich davon loszusagen, und schrieb ihm:

„Mein Herr.

„Ich habe Nachricht erhalten, daß Sie an meinen Bruder geschrieben haben, um von ihm Nachrichten über alles, was mich betrifft, zu erhalten; als ehrlicher Mann werden Sie bei diesem Schritt nicht zweideutig handeln; es wäre Ihrer und meines Bruders unwürdig, wenn nicht die Verpflichtung von Ihrer Seite dabei wäre, meinem Bruder, in Hinsicht der Nachrichten, die er Ihnen geben mag, Glauben beizumessen. Ihre Kenntnisse und Einsichten stehen also demjenigen zu Gebote, den ich als meinen vorzüglichen Gegner betrachten muß. Ich hoffe daß Sie einsehen werden, daß das Geschäft, welches Sie

übernommen haben, nicht mit dem Amte vereinbar ist, das Ihnen zugefallen sein würde, durch Ihre Gutachten das Urtheil über meine Sache vorzubereiten. Ich glaube daher gegründete Ursachen zu haben, zu hoffen, daß Sie es ablehnen; und indem Sie mir anzeigen, daß Sie in dieser Rücksicht das Amt als königlicher Bevollmächtigter nicht verwalten, es für gut finden werden, mich dadurch zu verpflichten.

Stephanie Louise von Bourbon-Conti.

Dieser Brief half indeß nichts; ich war daher im Begriff, zu erklären, daß ich diesen Herrn nicht als Richter anerkennen wolle, als mein Vertheidiger ankam, Herr Thilorier, der schon durch die wichtigen Prozesse bekannt war, worin er seine großen Talente gezeigt hatte. Meine Sache schien ihm so klar, daß er es für unnöthig hielt, den Herrn Largmagnac zu verwerfen, und seine Beredsamkeit nicht fürchtete, die er, wie wir überzeugt

waren, für meinen Gegner anwenden würde. Ich bezeichne durch meinen Gegner den Prinzen von Conti, denn der Herr B*** war nur der Strohmann, der bloß zum Schein da stand. Der wahre Schauspieler stand hinter dem Vorhange. Herr Thilorier zeigte sich wie man erwarten konnte, als er mich zu vertheidigen auftrat; er überschüttete den Herrn Largmagnac mit Epigrammen, und schlug ihn mit siegenden Gründen nieder. Aber ich war schon im Voraus verurtheilt; man entschied, daß ich förmlich verheirathet gewesen sey; man fand es für gut, eine Ehe zwischen einer Prinzessin von Geblüte, und einem Dorfrabulisten, für rechtmäßig zu erklären, und den 19 December 1791 ward ich ordentlich auf dem Block der Gleichheit geopfert.

Ich verlange nicht, daß man meiner Herkunft, wobei der Zufall sein Spiel trieb, irgend ein Vorrecht zugestehen sollte; zu allen Zeiten haben die Gerichte das Heiligthum der

Gleichheit sein sollen; dort vorzüglich hat man das Recht sie zu suchen; dort sollte immerwährend diese heilige Gleichheit thronen, die man zu oft vergebens auf Erden sucht, die man auch selbst am Fuße der Altäre nicht einmal immer antrifft, und die keine sichere Zuflucht hat, als im Dunkel des Grabes. Nicht wegen der Ungleichheit des Standes also erhebe ich mich gegen die Unbilligkeit eines solchen Urtheils; wenn aber der Sieg nicht der Preis der Geburt sein sollte, so sollte er noch viel weniger der Lohn des Verbrechens sein, er gebührte nur der gerechten Sache. Die Tochter eines Bettlers, durch dieselben Mittel, wie ich, in die Klauen des Herrn B*** geworfen, wäre eben so wenig als ich seine rechtmäßige Gattin gewesen. Ich will nur noch ein Beispiel von dem abscheulichen Verfahren angeben. Herr B*** ward gefragt, wie alt ich wohl, dem Gesichte nach, zu jener Zeit gewesen sei, als er mich geheirathet habe? Er war dreist genug zu antwor-

ten: ohngefähr 17 Jahre. Dieser groben Lüge widersprachen alle Briefe der Madame Delorme. Sieben Monate vor dieser Komödie von Hochzeit, den sechsten Junius 1773, schrieb sie, daß sie, um mich in meiner tiefen Betrübniß zu zerstreuen, meine große Puppe in den Winkel gesetzt und sie durchgepeitscht hätte. Wäre ich damals über sechszehn Jahre alt gewesen, würde man wohl es gewagt haben, zu einem solchen Kinderspiele seine Zuflucht zu nehmen? Dies soll nur zeigen, auf welche Art man in diesem Gericht verfuhr. Ich ward so bestürzt über den Ausgang, den ich mir gar nicht als möglich gedacht hatte, ich fühlte einen solchen Drang, mich von diesem Schauplatz zu entfernen, wo die Ungerechtigkeit und das Verbrechen über die Unschuld und das Recht siegte, daß ich meinen Wagen, meinen Bedienten zurückließ, und allein zu Pferde stieg. Ich ritt bei dem entsetzlichsten Wetter fort, und da ich nur leicht gekleidet war, (am Ende

des Decembers), so ward ich in einer kleinen Viertelstunde durch und durch naß; wegen des ausgetretenen Wassers konnte man den Weg nicht erkennen, und mein Pferd mußte oft schwimmen. Die Führer, die mich begleiteten, wurden bange, und standen oft still beim Anblick der Fluten, die wir durchwaten sollten. Ich wollte und konnte nichts essen; drei Suppen, das war Alles, was ich auf dieser Reise von achtzig Meilen zu mir nahm.

Ein Beweggrund meiner Eile war auch meine Idee, daß es gut sein würde, wenn ich zuerst dem Könige von diesem schändlichen Gerichte Nachricht gäbe, weil ich befürchtete, daß die Bosheit meiner Feinde alles entstellen, und so nicht über meine Geburt, aber über mein Gefühl fürs Schickliche, und meine Wahrhaftigkeit, nachtheilige Gerüchte verbreiten möchten. Da Monsieur nicht mehr in Frankreich war, so suchte ich Mittel und Wege, geradezu zum Könige zu kommen, wie zu der Quelle aller Gerechtigkeit. Ich ward

bei meinem Versuche nicht getäuscht; das erste was der König mir sagen ließ, war, daß er mich anerkannte, und den Befehl gab, eine mäßige Summe an Stephanie Louise von Bourbon auszuzahlen, damit sie die dringenden Bedürfnisse bestreiten könne. Ich erhielt zugleich die Versicherung, daß der König für mich sorgen wolle, wie Monsieur es gethan habe, und er hatte sein Mißfallen über die Ungerechtigkeit geäußert, die mir zu Louhans widerfahren war, deren Grund er in dem Namen suchte, den ich führte, gegen den man damals aufgebracht war. Herr Hebert, sein Beichtvater, war die Mittelsperson zwischen mir und ihm und dem Herrn de la Porte. Dieser Minister, der, wie man sagte, gegen jedermann freundlich war, machte bei mir allein eine Ausnahme, und ich bedauerte es anfänglich sehr, daß ich den Grafen von St. Priest nicht mehr als Minister vorfand. Ich muß indeß voraussagen, damit man mich nicht beschuldigen kann, daß ich die Manen

des Herrn de la Porte betrüben wolle, der als ein Opfer seiner Treue fiel, daß seine Stimmung sich bald gegen mich änderte.

Herr Hebert, dem ich Alles umständlich erzählte, wie mich Herr de la Porte empfangen hatte, schien darüber verwundert, entschuldigte ihn durch die verwickelten Geschäfte seiner Stelle, die von Tage zu Tage gefährlicher und drückender ward, und versprach mir eine geheime Zusammenkunft mit dem Könige, der ihm versprochen hatte, mein Schicksal zu bestimmen. Ich bemühte mich, im Voraus diese Gunst zu verdienen. Herr Hebert hatte mir nicht verhehlt, daß der König in Gefahr zu sein glaube, und seinen Untergang für unvermeidlich halte. In der festen Überzeugung, daß es für einen jeden, der ihm angehöre, Pflicht sey, sein Leben zu wagen, um das des Königes zu erhalten, besuchte ich täglich die Reitbahn der Herren Duchaineau und Hischmann. Ich focht täglich mit einem berühmten Fechter, einem gewissen Martin,

Gre-

Grenadier im 112ten Regimente. Ich kaufte eine Flinte, einen Säbel, einen Degen, worauf ich meinen Namen eingraben ließ; ich zog eine Uniform an, und mischte mich so fast täglich unter diejenigen, die die Wache beim Könige hatten. Ich habe ihn an dem schrecklichen zwanzigsten Junius nicht verlassen, als der Tod so lange über seinem Haupte schwebte. Man wird bald sehen, wie sehr ihn dieser Beweis meiner Anhänglichkeit rührte.

In den ersten Tagen des August erhielt ich Audienz beim Könige; es war das einzige Mal daß ich mit ihm über meine Angelegenheiten sprechen konnte, und es war hinreichend, mir das lebendigste Verlangen einzuflößen, ihm mein Leben aufzuopfern. Man wird aus dem Briefe seines Ministers sehen, daß ich von ihm bei dieser Zusammenkunft mit Güte überhäuft ward. Ich weiß nicht, ob ich ohne diesen Brief es wagen würde, von einem anderen Umstande bei dieser Unterhaltung zu sprechen; aber das Faktum, so

romanhaft es auch aussehen mag, ist darum nicht weniger wahr und rührend. Der König, der über das Schicksal seiner Familie besorgt war, nachdem er mir die herzzerreißendsten Sachen über seine Besorgnisse für Maria Theresia gesagt hatte, empfahl mir mich ihr anzuschließen; er gab mir zugleich einen Ring, den er am Finger trug, als ein Zeichen, woran seine Kinder sein Wohlwollen gegen mich erkennen könnten. Die Briefe des Herrn de la Porte an Herrn Hebert und an mich selbst zeigen dies deutlich:

„Ich will Ihnen, Herr Abbe, Nachricht geben von der Zusammenkunft Sr. Majestät des Königs mit der Prinzessin von Bourbon. Ich habe Befehl vom Könige zu einer Anweisung von zwölf tausend Livres, als Pension für jedes Jahr, und ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der König mir gesagt hat, daß dies nur etwas von dem ist, was er in kurzer Zeit für sie thun will. Der König hat mir ausdrücklich befohlen, ihr noch

außerdem dreitausend Livres auszuzahlen, und ihre Anweisung vom ersten Julius zu datiren. Es ist erstaunlich, was die Prinzessin bei dieser Unterredung gewonnen hat; sie haben beide geweint, und über einen wichtigen Punkt. Der König ist jetzt ganz für die Prinzessin eingenommen, und wünscht, daß Sie es wissen. Lassen Sie mir daher Gerechtigkeit widerfahren, darum bitte ich Sie, Herr Abbé, und sein Sie überzeugt, daß ich kein größeres Vergnügen kenne, als die Wünsche einer Unglücklichen zu erfüllen, die so viel Verdienst hat als die Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon. Sie kennen, Herr Abbé, meine Gesinnungen.

La Porte."

Ehe ich den Brief des Ministers an mich, worin eine Anweisung auf dreitausend Livres lag, abschreibe, muß ich noch vorher bemerken, daß die sonderbare Art, wie er mich empfing, mich fürchten ließ, daß der König in Rücksicht auf mich getäuscht sei. Ich wußte

nicht, wie ich mir sonst die entsetzliche Kälte seines Ministers erklären sollte; aber ich erfuhr in der Folge, daß dieser durch meine Feinde hintergangen war. Madame Elisabeth und der König selbst benahmen ihm seinen Irrthum.

„Prinzessin.

„Ich habe Ihrem Befehle vom siebzehnten des verflossenen Monates Folge geleistet, und dem Könige von unserer Zusammenkunft Nachricht gegeben. Ich habe ihm alles wörtlich berichtet! . . . . . . Sie haben sich selbst Licht verschafft. Sie sind daher wohl endlich überzeugt von dem Irrthum, worin Sie in Hinsicht der Gerechtigkeit des Königes sich befanden; er ist ganz für Sie eingenommen. Ich habe Befehl es Ihnen in seinem Namen zu sagen, indem ich Ihnen die dreitausend Livres zustelle, für die Schulden die Sie im Namen Monsieurs gemacht haben. Ich habe außerdem noch Befehl vom Könige, Ihnen eine Anweisung zu einer Pension von zwölf-

tausend Livres auszufertigen, datirt vom ersten Julius, damit Sie sogleich das erste Vierteljahr sich auszahlen lassen können. Was Ihnen noch angenehmer sein muß, ist der ausdrückliche Befehl, den der König mir gegeben hat, es nicht auszulassen, daß Sie als rechtmäßig anerkannt sind. Der König erkennt daher die Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon an, in jeder Hinsicht. Ich war erstaunt und bin es noch, das gestehe ich Ihnen, über einen so schnellen, glücklichen Erfolg. Sie hatten, das muß ich sagen, große Rechte auf Ersatz für die großen Leiden, die Sie mit so edlem Muthe ertragen haben. Aber, Prinzessin, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, weil der König es mir gesagt hat, daß das Versprechen, welches er Ihnen gegeben hat, Sie förmlich anzuerkennen, noch mehr der Lohn für Ihre Aufführung ist, und für die persönliche Anhänglichkeit, die Sie bei manchen Gelegenheiten gezeigt haben. Der König ist sehr gerührt dadurch. Ihr Ruhm

ist Ihr eigenes Werk; das ist eine Wahrheit, die man Ihnen sagen darf. Prinzessin, glauben Sie, daß ein solches Betragen nie vergessen wird, der König hat es mir wiederholt, indem er mir zeigte, wie uneigennützig Sie dabei gewesen sind. Der zwanzigste Junius hat Ihnen die Anwartschaft auf die Stelle der Prinzessin Lamballe verschafft; Sie werden sie in kurzer Zeit erhalten...... Die zwölftausend Livres dieser Pension sollen nur zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse, in Ihrer jetzigen Lage, dienen. Der König glaubt Ihnen alle Mittel verschaffen zu müssen, um in Ihre vorigen Rechte wieder einzutreten. Ich werde die Befehle Sr. Majestät ausgerichtet haben, wenn ich Ihnen die Versicherung seines unveränderlichen Wohlwollens erneuere. Da ich Ihre Güte kenne, Prinzessin, so darf ich wohl auf Ihre Nachsicht für die Vergangenheit hoffen, und diese Ihre Güte giebt mir das Recht, Ihnen einen Rath zu ertheilen; der ist, fortzufahren.....

und Ihre Brieftasche zurückzunehmen; dies war der Augenblick nicht, dem Könige die Sachen von J. J. Rousseau zu geben; da man überdies nie an seiner Erziehung gezweifelt hat. Ich bin u. s. w.

La Porte."

Paris den 7. August 1792.

Noch an demselben Abend, den siebenten August, brachte mir Herr Hebert einen anderen Brief, den er vom Intendanten der Civilliste erhalten hatte.

„Der König hat mir eben befohlen, Herr Abbé, sogleich zu Ihnen zu gehen und mit Ihnen über die Zusammenkunft zu sprechen, die Statt finden sollte. Ich bin für den Augenblick so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich es auf eine freiere Zeit verschiebe, um dann ruhiger mit Ihnen reden zu können. Ich rechne sehr auf Sie, Herr Abbé, die Prinzessin wieder mit mir auszusöhnen. Ich kann mich an niemand besser wenden,

ist Ihr eigenes Werk; das ist eine Wahrheit, die man Ihnen sagen darf. Prinzessin, glauben Sie, daß ein solches Betragen nie vergessen wird, der König hat es mir wiederholt, indem er mir zeigte, wie uneigennützig Sie dabei gewesen sind. Der zwanzigste Junius hat Ihnen die Anwartschaft auf die Stelle der Prinzessin Lamballe verschafft; Sie werden sie in kurzer Zeit erhalten. . . . . . Die zwölftausend Livres dieser Pension sollen nur zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse, in Ihrer jetzigen Lage, dienen. Der König glaubt Ihnen alle Mittel verschaffen zu müssen, um in Ihre vorigen Rechte wieder einzutreten. Ich werde die Befehle Sr. Majestät ausgerichtet haben, wenn ich Ihnen die Versicherung seines unveränderlichen Wohlwollens erneuere. Da ich Ihre Güte kenne, Prinzessin, so darf ich wohl auf Ihre Nachsicht für die Vergangenheit hoffen, und diese Ihre Güte giebt mir das Recht, Ihnen einen Rath zu ertheilen; der ist, fortzufahren . . . . .

und Ihre Brieftasche zurückzunehmen; dies war der Augenblick nicht, dem Könige die Sachen von J. J. Rousseau zu geben; da man überdies nie an seiner Erziehung gezweifelt hat. Ich bin u. s. w.

La Porte."

Paris den 7. August 1792.

Noch an demselben Abend, den siebenten August, brachte mir Herr Hebert einen anderen Brief, den er vom Intendanten der Civilliste erhalten hatte.

„Der König hat mir eben befohlen, Herr Abbé, sogleich zu Ihnen zu gehen und mit Ihnen über die Zusammenkunft zu sprechen, die Statt finden sollte. Ich bin für den Augenblick so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich es auf eine freiere Zeit verschiebe, um dann ruhiger mit Ihnen reden zu können. Ich rechne sehr auf Sie, Herr Abbé, die Prinzessin wieder mit mir auszusöhnen. Ich kann mich an niemand besser wenden,

als an Sie, um Verzeihung für das Vergangene zu erhalten. Es scheint mir, da sie so würdevoll darüber mit dem Könige gesprochen hat, als ob ich nicht mehr davon reden muß. Der König hat mich noch an einiges erinnert. Er sagte: Wie viel hat Stephanie Louise ausgestanden! Es ist endlich Zeit daß ihre Leiden aufhören. Beruhigen Sie sie ein wenig; da das Wort Almosenkasse ihr unangenehm ist, so datiren Sie die Anweisung für die Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon, vom ersten Julius, und stellen Sie diese aus auf die Kasse der Civilliste, und schicken Sie ihr sogleich dreitausend Livres, die Schulden zu bezahlen, die sie im Namen meines Bruders gemacht hat. Se. Majestät wiederholten noch als sie fortgingen: ihr Zustand erfodert noch viele Sorgfalt; ich finde nicht, daß sie ganz wieder hergestellt ist, sie

hat das Leben nur von der bösen Seite gekannt, sie soll nun durch mich das Glück kosten, das sie sich in der Liebe ihrer Eltern wünschte. Der König kehrte noch wieder um, mir zu sagen, daß ich so bald wie möglich die Anweisung ausfertigen solle, damit sie schnell das Geld erhalten könne, und um mich zu fragen, ob ich Sie von den Bedingungen und dem für die Prinzessin so wichtigen Punkte benachrichtigt hätte. Besser werde ich meinen Auftrag mündlich ausrichten. Sie kennen, Herr Abbé, meine Gesinnungen, u. s. w.

La Porte."

Man überhäufte mich damals mit Gnade. Es schien, als ob das Glück sich das grausame Spiel erlaube, das Schlachtopfer zu schmücken, ehe es geopfert ward. Herr Hebert, der eines besseren Schicksals so würdig war, wandte die letzten Tage seines Lebens dazu an, mir zu dienen. Dieser ehrwürdige Mann, dieser seltene Freund, glaubte, daß keine Ent-

schädigung mir die ausgestandenen Leiden vergüten könnte. Eine zweite Pension, von fünf und zwanzig tausend Livres, war noch die Frucht seines Eifers für mich. Der Befehl, mir das erste Vierteljahr auszuzahlen, ward ausgefertigt, und er selbst brachte ihn mir. Er verhehlte es mir nicht, daß der König glaubte, daß er am Ziele seiner Laufbahn stehe, daß er ihm geschrieben habe: „Ich erwarte nichts mehr von den Menschen; bringen Sie mir die Tröstungen des Himmels. . . . . .“ Ich sagte diesem würdigen Geistlichen, der heftig weinte, der König giebt und raubt mir zugleich das Leben, denn dadurch, daß er mich so mit Wohlthaten überhäuft, legt er mir die Verpflichtung auf, für ihn zu sterben, und dazu bin ich entschlossen. Der brave Hebert lächelte und verließ mich, um noch einige Glückliche zu machen, oder einige Unglückliche zu trösten. Man weiß wegen wel-

ches Verbrechens er einige Tage darauf ermordet ward *).

Es schien als ob der König von der Zeit an entschlossen war, die Sicherheit keines Einzigen in Gefahr zu setzen, und Alles der Vorsehung anheim zu stellen; denn er rief nicht einmal diejenigen zu sich, die ihr Stand oder ihre Neigung von seinem Schicksale abhängig machte. Nach Allem was er für mich gethan, hatte die Aufopferung meines Lebens nicht mehr das Verdienst einer freiwilligen Hingebung; ich erfüllte dadurch nur meine Pflicht; er hatte das Recht darauf zu rechnen, daß ich mich allen Gefahren, die ihm drohten, entgegenstürzen würde; und dennoch ließ er mich nicht nach dem Schlosse hohlen, noch mich einladen, hin zu kommen.

Ich war den neunten August auf der Reit-

---

*) Den zweiten September war Herr Hebert eins der ersten Opfer in der Carmeliterkirche; als er das blutige Beil sah, streckte er seinen Hals hin, ruhig und ergeben, wie ein Märtyrer.

bahn, als dort das Gerücht sich verbreitete, der König sei in Gefahr. Sogleich flog ich nach den Tuilerien, und stellte mich, so nahe ich nur konnte, zu meinem Wohlthäter. Wir waren dort in nicht großer Zahl, unsere Absicht war so wenig feindlich, und wir waren so wenig zum Angriff geneigt, daß die meisten nur ihre Degen hatten; alles was wir wünschten, war, ehe als der König zu sterben, wenn man bis zu ihm dringen sollte. Als er in die National-Versammlung ging, wollten wir ihm folgen; er verbot es uns. Ich sah sein Leben in Sicherheit und bahnte mir einen Weg durch tausend Hindernisse, ich kann sagen, durch tausend Tode. Da der König gerettet war, so glaubte ich, alles sei beendigt, und ich kehrte nach meiner Wohnung (am anderen Ende von Paris) zurück, ganz ermattet und getröstet, als die Kanonen donnerten und mir die Nähe des Ungewitters verkündeten, das nach meiner Meinung verzogen war. Nach falschen Gerüchten hieß es

in meiner Gegend, man schieße auf das gesetzgebende Korps und den König. Ich konnte nicht hoffen bis zu ihm durchzudringen; dennoch kehrte ich nach den Tuilerien zurück. Ich kam an, aber das Aufhören des Kanonendonners verkündete mir, daß der Kampf geendet sey. Tausend lärmende Stimmen belehrten mich, daß die königliche Familie gefangen sey, und daß der Thron im Staube liege. Mein Glück von zwei Tagen ward unter den rauchenden Trümmern begraben, und nach achtundvierzig Stunden der glänzendsten Hoffnungen, begann für mich eine neue Reihe von Unglücksfällen!

Der Himmel hat, glaube ich, den Menschen einen Geist der Billigkeit verliehen, den die heftigsten Leidenschaften nicht immer ausrotten; denn weit entfernt, mich für die unnützen Beweise meines Eifers, für die Erhaltung meines Wohlthäters zu strafen, und meine Freiheit anzutasten, gab man mir in meiner Sektion den heilsamen Rath, mich aus

Paris zu entfernen. Man beeiferte sich, mir einen Paß zu verschaffen, worin ich den Namen Mont-Cair-Zain führte. Wohin sollte ich fliehen? Wohin mich wenden? Mir fiel Herr Jacquet ein, der ein Schloß, les Rues genannt, nahe bei Orleans bewohnte. Ich eilte dahin mit Aly, meinem treuen Bedienten, und ward sehr gut aufgenommen. Aber der Herr vom Hause mußte nach Paris eilen, um seine Schwester zu retten, und ich blieb allein mit Aly. Glücklicher Weise war ein Jagdhund da, dem ich anfangs unsern Unterhalt und zuletzt meine Freiheit verdankte. Sechs Wochen lang lebten wir vom Ertrage meiner Jagd und von Erdschwämmen, die wir im Walde suchten. Wir aßen kein Brod, um keinen Verkehr mit den nahewohnenden Leuten zu haben, die in der größten Unruhe waren. Endlich, da es uns unerträglich ward länger so zu leben, gingen wir nach dem kleinen Flecken Failly, am Kanal von Orleans. Ich ward angehalten. Man behauptete,

mein Name Mont-Cair-Zain sei ein erdichteter Name, und ich gehöre zur Familie der Bourbons. Einer machte eine Bewegung mit seinem Beile, als ob er mir den Kopf abhauen wolle; ein anderer schlug mir mit seinem Stocke den Hals so, daß das Blut heraussprang; ein dritter maß meinen Hals. Ich berief mich auf Herrn Jacquet, der in diesem Kanton dafür bekannt war, daß er wie ein Philosoph ruhig lebte, ohne sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern. Ich betheuerte, daß der Name, der in meinem Passe stehe, mein Name sei, daß ich ihn von Kindheit an geführt habe, daß ich mich nie in die Revolution gemischt hätte, und daß ich nichts von Politik verstände, was auch die Wahrheit war. Wenn Herr Jacquet auftritt, antwortete man, und bezeugt, daß er Euch aufgenommen hat, so sollt Ihr frei gelassen werden. Wir kennen ihn als einen friedliebenden Mann. Herr Jacquet, erwiederte ich, ist abwesend. — Wer soll uns denn

beweisen, daß Ihr bei ihm seid? Hier ist der Schlüssel zu seinem Hause, rief Aly, hier ist seine Flinte und sein Hund. Die Municipalität erkannte den Hund. Man fragte mich nach seinem Namen. Ich rief ihn, und er sprang freundlich zu mir. Man nahm über alles dieses ein lächerliches Protokoll auf, worin der Hund, mit vollem Rechte, die erste Rolle spielte. Der gelehrte Areopagite redete zur Menge, betheuerte meinen Bürgersinn, und cassirte selbst den Befehl, den er gegeben hatte, mich, der allgemeinen Sicherheit wegen, ins Gefängniß zu führen. Ich war darum aber nicht besser daran, denn jede Nacht umschwärmten Bösewichter das Schloß. Mehrere Mal floh ich, mitten in der Dunkelheit, in einem Bote, das in unserm Garten lag, über den Kanal, und verbarg mich im Walde von Orleans. Die Gefahr drohte mir so oft, daß ich kein ander Mittel sah, als immer im Walde zu bleiben. Ich wählte den dunkelsten, am wenigsten besuchten Platz. Wir

lebten

lebten fast allein von Schwämmen, die wir von den Bäumen sammelten, und von Fröschen. Bisweilen wagte es Aly in die Gärten des Schlosses zu gehen, und holte einige Wurzeln, die wir gierig verschlangen. Ich wagte es nicht mehr, einen Schuß zu thun, aus Furcht entdeckt zu werden. Wir hatten einige Bouteillen Wein mitgenommen, die wir in einem hohlen Felsen verbargen, und die uns gute Dienste leisteten, unser ganz erstarrtes Blut zu erwärmen. Während unseres Aufenthalts im Walde, ward das Schloß mehrere Mal geplündert. Als es ausgeleert war und die Räuber anders wohin gezogen waren, glaubte ich, es wieder bewohnen zu können. Ich blieb nicht lange dort; der Rath meiner Freunde und die Nothwendigkeit hatten mich aus Paris vertrieben, aber ich hatte dort noch Pflichten zu erfüllen, und kehrte dahin zurück, gegen den Rath und die Bitten aller, die sich für mich interessirten. Man hörte nicht auf mir zu schreiben, daß

dazu jetzt keine Zeit sei. Ich hatte aber keine Zeit zu verliehren, um mein Vorhaben ins Werk zu richten, und reiste den zwölften November fort.

Kaum war ich angekommen, so überreichte ich allenthalben Bittschriften, um die Gefangenschaft der unglücklichen Familie zu theilen, die im Tempelthurm saß. Ich sah recht gut, das Schicksal, das meiner wartete voraus, wenn mir meine Bitte gewährt ward. Ich erlangte meine Absicht nicht.

Endlich kam der Tag, den Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit zum Todestage Ludwigs XVI. bestimmt hatte. Ich will meine Verzweiflung nicht schildern, nicht verhehlen. Man bedenke nur aus welchem Abgrunde er mich herauszog, wie er mein Wohlthäter, mein Beschützer, am Rande des Grabes ward!

So lange Ludwig XVI. noch lebte, selbst im Tempelthurme, hatte ich doch noch eine schwache Hoffnung gehabt; ich hatte nur an

ihn gedacht, und fast seit sechs Monaten hatte ich Alles, was mich persönlich betraf, vergessen; meine beiden Anweisungen auf die Civilliste lagen noch ungebraucht da. Der Aufstand am zehnten August hatte den Minister verhindert, seine Arbeit zu vollenden, und mir die Anweisung auf eine Pension von 37000 Livres auszufertigen, so, daß ich mich noch einmal aus dem Wohlstande in drükkende Armuth versetzt sah. Ich ging mit meinen von Laporte unterzeichneten Anweisungen zu Herrn Henry, dem Zahlmeister der Civilliste, und zu Claviere, dem Minister der Steuren. Ich erwartete eben nicht gut aufgenommen zu werden, ihr Empfang ließ mich aber meine Ungerechtigkeit bereuen. Ich ward artig behandelt, erhielt guten Rath und etwas Geld auf Abschlag. In dem Wirbel meines kurzen Glanzes hatte ich gar nicht an den Herrn B*** gedacht, der auch seinen Dünkel hatte, und, wie ich glaube, sich glücklich schätzte, daß ich seine Existenz nicht

beachtete. Dieser Mensch, beschämt durch seinen Sieg zu Louhans, hatte sich wohl gehütet, ihn geltend zu machen, und es zu versuchen, seine Beute in seine Gewalt zu bekommen. Er hatte seine ihm übertragene Rolle gespielt, da er mich in meiner Klage gegen den Prinzen von Conti gestört, und mich gehindert hatte, meine Rechte auf die Erbschaft meines Vaters geltend zu machen. Seine Arbeit war gethan; dieser Prozeß war so wenig der seinige, daß er sogar, als er ihn gewonnen hatte, nicht einmal die Unkosten eintrieb, die ihm ohne Zweifel mein eigentlicher Gegner reichlich ersetzt hatte. So lange der König lebte, hatte ich gar nicht daran gedacht, noch weiter von meiner vorgeblichen Heirath zu sprechen, oder nur auf eine neue Untersuchung zu dringen, da mir alle versicherten, daß der Herr B*** es niemals wagen würde, mich meinem Beschützer entreißen zu wollen. Im Jahre 1793 hatten sich aber die Umstände geändert, und als der

Minister Claviere von meiner sogenannten Heirath sprach, zitterte ich. Er flößte mir aber sogleich Muth ein, da er mir sagte, daß ein Gesetz vom 22 December 1792 dazu dienen könnte, dieses Gaukelspiel einer Heirath zu Schande zu machen. Er sagte mir auch, daß ich, um aller Chikane zuvorzukommen, die Ehescheidung erklären lassen müßte, und daß es dann nicht schwer sein würde, mir ein Dekret zur Auszahlung meiner Pension zu verschaffen, da sie eine Staatsschuld sei.

Nicht ohne geheimen Schauder sah ich, daß ich nach Lons-le-Saunier, nach Consance, nach allen den Örtern, wo ich soviel gelitten hatte, zurückkehren müßte. Ich konnte mich der schwärzesten Ahnungen nicht erwehren; meine Freunde, obgleich sie sahen, daß die Reise nothwendig sei, seufzten doch über diese Nothwendigkeit. Aly weinte, weil ich ihn verabschieden mußte. Er wollte mich begleiten, er wollte unentgeldlich dienen, mir

sogar durch seinen Fleiß Geld verschaffen, damit ich einen langen und kostbaren Prozeß führen könnte.

Meine Abreise griff mich so sehr an, daß ich mich zu Bette legen mußte. Ich lag des Nachts (den sechsten April) im heftigen Fieber, als man mir sagte, daß der Wagen fertig sei, und ich stieg hinein, wie ins Grab. Ich habe immer einen solchen Abscheu gehabt zu heucheln, daß ich, statt den Namen Mont-Cair-Zain anzunehmen, den ich ohne Gefahr, und ohne mich von der Wahrheit zu entfernen, annehmen konnte, in den Paß, den ich mir geben ließ, den Namen einschreiben ließ, den mir Ludwig XVI. gegeben hatte. Als ich zu Chalons ankam, sagte man mir, daß ein Dekret vom siebenten April verordne, daß alle Bourbons verhaftet werden sollten. Es war mir nicht möglich weiter zu reisen. Da ich sehr krank war, ward ich weniger strenge behandelt; statt mich ins Gefängniß zu bringen, ward ich nur bewacht. Die Oberhof-

meisterin der Königin mußte sich glücklich schätzen, einen Zufluchtsort im Hospitale zu finden! Sie war zu arm, sich eine eigene Kammer zu miethen, so befand ich mich in dem großen Saale der Armen, mitten unter Todten und Sterbenden. Ich glaubte, daß nun das Ende meiner Leiden gekommen sei. Eine silberne Dose, worin ich das Medaillon mit dem Bilde meines Vaters bewahrte, war der einzige Schatz, den ich noch gerettet hatte, und da ich es nicht wagte, irgend einem Menschen meinen letzten Willen anzuvertrauen, oder, um besser zu sagen, meine letzten Gefühle, so grub ich sie selbst auf den Deckel dieser Dose ein. Da ich stets an meinen Vater dachte, so fing ich mit seinem Lobe an:

Eximius princeps fuit, insignis heros, bonus civis, pater optimus, utinam felicior! Eheu! Quanto mihi constitit amor quo teneram complexus est filiam! Dum in lachrymis, quas tumulo perfundebat

meo, ejus defluebant anni, meos ego in gravissimis vinculis trahebam: quibus per septemdecim annos perlatis, ad humanissimos inter mortales duos vox mea tandem pervenit. Patris loco adfuit mihi familiae nostrae caput, ille princeps, qui modo nobis ereptus est. Frater ipsius absque patria et focis per orbem vagatur. Ergo mihi omnia his in terris perierunt. Nunc miseram animam sola conscientia sustento. O quisquis, o ubicunque fueris, cujus in manus perventurum est hoc amoris et gratitudinis monumentum, quod a pectore meo sola mors divellet, te oro ac per Deum obtestor, ut illud remittendum cures ad fratrem, cui meos creditores commendo: et Dei misericordiam imploro, et mihi, et fratri, cujus obliviscor injurias, et omnibus tandem qui se inimicos et insectatores fuerunt!

„Ein großer Prinz, ein ausgezeichneter

Held, ein guter Bürger, ein treflicher aber unglücklicher Vater. Seine große Zärtlichkeit kam mir theuer zu stehen. Während Thränen, womit er mein Grab benetzte, seine kummervollen Tage aufzehrten, lebte ich in der härtesten Gefangenschaft; endlich, nach siebzehn Jahren, drang mein Geschrei bis zu den beiden treflichsten Sterblichen. Ich fand einen zweiten Vater an dem Haupte unserer Familie. Er ist dahin .... und sein Bruder, der in der Welt umherirrt, hat weder ein Obdach, noch ein Vaterland. Alles ist für mich verlohren, ausgenommen ein reines Gewissen, das mich allein noch aufrecht hält. Ihr, die ihr dies Denkmal meiner Liebe und Dankbarkeit findet, das, so lange ich lebe, auf meinem Herzen ruhen soll, wer ihr auch seid, ich bitte und beschwöre Euch im Namen Gottes, es meinem Bruder zuzustellen, dessen Ungerechtigkeiten ich vergesse, und für ihn, so wie für alle meine Feinde und Verfolger, flehe ich die Barmherzigkeit Gottes an!“

Meine Stunde war noch nicht gekommen. Ich genaß wieder. Schwester Clara, Schwester Verdüre, Schwester Grassan, die ihr der Welt, aber nicht dem ewigen Vergelter unbekannt seid, euch werde ich nie vergessen; eurer Sorgfalt, eurer liebenden Pflege verdanke ich mein Leben! So wie ich dem Tode entgangen war, sollte ich ins Gefängniß. Die Ärzte und Krankenwärterinnen, menschlicher als das Gesetz, zeigten mir die Mittel, es zu umgehen. Um mir die Freiheit zu verschaffen, wagten sie großmüthig die ihrige, und vielleicht noch mehr; sie ließen mich heimlich, auf nicht viel besuchten Wegen, nach Cousance reisen.

So wie ich ankam, klagte ich auf Scheidung; ich berief mich dabei nur auf unsere nicht zusammenpassende Stimmung und unsere verschiedenen Charaktere, weil diese Art am wenigsten Formalitäten erfoderte, und daher, für meine Lage, die leichteste war. Ich hatte dem Herrn B*** schon die Hälfte

meines Heirathsgutes antragen lassen, damit er durch seine Einwilligung noch die Formalitäten der gesetzlichen Ehescheidung verkürzen sollte. Da dieser Mensch mich des Geldes wegen in der Gefangenschaft gehalten hatte, so durfte ich auch hoffen, daß er für Geld sich willig finden ließe, die schwachen Reste meiner gesprengten Ketten ganz loszumachen. Das war es gerade was er wünschte, nur die Hälfte meiner Mitgift war für seine Geldgier nicht hinreichend: er verlangte das Ganze. Er wollte noch mehr, ich sollte mich anheischig machen, ihm eine Pension zu zahlen. . . . . Ich hätte ihm diese Mitgift gelassen, um schnell fertig zu werden, wenn ich nicht bei der damaligen Lage der Dinge hätte fürchten müssen, daß meine Anweisung auf eine Pension mir den Tod bringen könnte. Ich hatte ausgerechnet, daß die Hälfte meiner Mitgift hinreichend war, meine Schulden zu bezahlen; daher schien diese Hälfte, die ich als die gewisse Hypothek meiner Schuld-

ner betrachtete, mir heilig. Überdieß legte der Herr B***, als ein listiger Rabulist, mir eine Falle, da er mir vorschlagen ließ, als Ursache der Ehescheidung *bößliches Verlassen* anzugeben. Es wäre eine falsche Ursache gewesen, denn ich war mit seiner Bewilligung ins Kloster gegangen, hatte ihn nicht verlassen. Dies falsche Vorgeben schien ihm aber nützlich, (und folglich auch gerecht), um einen Theil des Geldes, welches mir die Nation zahlen mußte, zu erhalten. Ich vermied diese Schlinge, verfolgte meine Klage. Am 16 April beschied uns die Municipalität zu Cousance, den 21 Mai zu erscheinen. Als der Tag da war, stand ich nun vor meinem schrecklichen Kerkermeister, und mich umgaben Zuschauer in Menge, die auf mich schimpften, bloß weil ich den Namen Bourbon führte. Mein Gefangenwärter verlangte auch die Ehescheidung. So mußten wir erlangen was wir wollten. Aber er wollte geschieden sein, weil ich ihn bößlich

verlassen, und auf seine Bemühungen, mich wieder in sein Haus zu ziehen, nicht geachtet hätte. Ich beharrte bei dem, was ich früher schon gesagt hatte: mit Vorbehalt wieder erscheinen zu dürfen, um gegen die Verbrechen und das Verfahren bei meiner Heirath zu klagen. Herr B*** ward mit seiner Foderung abgewiesen, und wir sollten nach zwei Monaten wieder erscheinen.

Ich stieg sogleich zu Pferde und kam, so wie ich hingereist war, ganz allein durch die Wälder zurück, um meine Wohnung und mein Bett im Hospital zu Chalons wieder zu finden. Meine Vermögensumstände verstatteten mir keinen anderen Zufluchtsort. Die Verfolgungen der Obrigkeiten wurden immer ärger. Die Aufseherin gab mir zu verstehen, daß wir beide verlohren wären, wenn ich in ihrem Hause bliebe. Die Ärzte riethen mir in die Bäder zu Luxueil und Plombieres meiner Gesundheit und Sicherheit wegen, zu reisen. Die Municipalität gab mir

einen Paß, worin bloß die Namen Stephanie Louise standen. Sie wagte nie den Namen Bourbon zu schreiben, obgleich sie recht gut wußte, daß ich, mit Gefahr meines Lebens, unter keinem anderen vor Gericht aufgetreten war. Ich ging daher nach Luzueil, um dort den Termin abzuwarten. Dort fand ich den Schwager des Herrn B***, den Vater der Ziliette, für die ich mit mütterlicher Sorgfalt bei meinem Kerkermeister neun Jahre gesorgt hatte. Dieser Mensch verbreitete in der ganzen Stadt meinen Namen, und verrieth, daß ich mich nur unter dem Namen Stephanie Louise verbergen wollte, um dem Gesetze auszuweichen, welches Verhaftnehmung aller Bourbons anbeföhle; daß ich einen Freund der Revolution gerichtlich belangt hätte, einen wahren Sansfülotten. Ich war auch im Bade in Gefahr, man drohte mir den Kopf abzuhauen. Die Municipalität begab sich dorthin, ward beleidigt, und konnte mich nur mit genauer Noth

zurückführen. Sie erhielt gleich darauf Befehl, mich zu verhaften; ich bekam Nachricht davon; aber wohin sollte ich gehen, ohne Freunde, ohne Rathgeber, ohne Geld? Ich ergab mich in mein Schicksal, und wollte es abwarten. Man stellte mich vor ein öffentliches Verhör, das fünf Stunden dauerte. Meine Sachen und Papiere wurden versiegelt, ein Verzeichniß davon ward den vierten Julius aufgesetzt, und ich wurde ins Gefängniß geführt.

Nach einigen Tagen theilte man mir einen Brief mit, von dem Minister des Inneren, der „die Verhaftung der Bürgerin Bourbon billigte, zu Folge dem Dekrete vom siebenten April, und die Vorsichtsmaßregeln die man genommen hätte, sie unter sanfter und väterlicher Aufsicht zu halten.“ Diese befremdenden Worte, Gelindigkeit und väterliche Sorge der Municipalität, kamen mir in meiner Lage seltsam genug vor. Ich machte sie indeß bei denen, die über mein Schick-

sal zu entscheiden hatten, gelten, um ihnen zu beweisen, daß sie nicht umhin könnten, mich nach Cousance zurückkehren zu lassen, wohin mich der zweite Termin, wegen der Ehescheidung rief. Man wollte mir vier Gendarmen geben, um meiner Zurückkunft sicher zu sein; nach vielen Vorstellungen indeß, begnügte man sich mit meinem Ehrenworte. Ich reiste allein fort zu Pferde, bei einer unausstehlichen Hitze. Aus Furcht, Obrigkeiten in die Hände zu fallen, die mir nur eingesetzt zu sein schienen, um mich zu verfolgen, machte ich weite Umwege. Ich floh sie, wie der Wanderer den Bären im Jura zu entgehen sucht, und setzte lieber durch einen Fluß, als daß ich den Sitz einer Municipalität berührte.

So wie ich ankam, erfuhr ich, daß Herr B*** meine Abwesenheit und Verhaftung benutzt hatte, um Chikanen zu schmieden, und auf eine Ehescheidung wegen böslicher Verlassung zu klagen, und daß er fünf Richter für sich gewonnen hätte. Die Hälfte

konn=

konnte ich verwerfen. Wie sollte ich aber in dem engen Bezirke eines so kleinen Cantons drei brave Männer finden, die den Muth hätten unpartheiisch zu sein, in einem Streite zwischen einem Friedensrichter und einem Frauenzimmer, die einen für vogelfrei erklärten Namen führte? Ich fand sie indeß; oder vielmehr Herr Bonot erwieß mir diesen Dienst, und verschaffte mir zwei andere Richter, die keine Furcht von dem, was recht war, abwendig machen konnte. Es waren die Herren Blanchon und Dompmartin; ich freue mich in meiner Erzählung die Namen aller derjenigen anzuführen, die mich aus den Händen der Bosheit retteten. Es ward nun ein Protokoll aufgenommen, Herr B*** ward wieder mit seiner Foderung abgewiesen, er bekam den Befehl, sich nach drei Monaten wieder vor Gericht zu stellen. Meinem Versprechen getreu, kehrte ich nach Luxueil, in mein Gefängniß zurück. Die Municipalität, die so nachsichtig gegen mich gewesen

war, konnte nur nichts mehr für mich thun, denn ich ward von dort nach Vesoul, dem Hauptorte des Departements, geführt, und wie eine Verbrecherin, die man zum Tode schleppt, auf einen Karren geworfen, der mit einem Dragonerpferde bespannt war, das man noch nie zum Ziehen gebraucht hatte. Man ließ es, ohne darauf zu sehen, an dem hohen Berge bei Vesoul hingehen, und plötzlich ging es durch und konnte durch nichts aufgehalten werden. Nachdem es schnell wie der Blitz fünf Viertelmeilen gelaufen war, flog ein Rad ab, der Karren stürzte um, und flog auf die Felsen zur Rechten des Wegs. Das Pferd ward dadurch nur noch wüthender. Meine Kleider waren zwischen der Axe und den Brettern eingeklemmt. In diesem Zustande ward ich von den Hufschlägen des Pferdes am Knie und in der Seite getroffen; mein Kopf und meine linke Seite wurden über Brombeerranken, womit diese Felsen bewachsen sind, fortgeschleift. In dieser Lage

verlohr ich doch den Muth und die Besinnung nicht. Indeß ich mich loszumachen suchte, sah ich daß das Pferd nahe daran war, in einen tiefen Abgrund zu stürzen, wohin mein Mantelsack schon durch das Stoßen des Karrens geflogen war. Nur ein einziges Mittel blieb mir übrig. Es gelang mir, meine rechte Hand frei zu machen, eine der Pistolen, die ich im Gürtel trug, zu ergreifen, und ich traf das wilde Pferd so glücklich, daß ich es am Rande des Abgrundes niederschoß. Endlich kamen Leute herbei, die mir Hülfe leisteten; man zog mir die Dornen aus der Seite, und ich spie immerfort Blut. Man fand einen Brief von Ludwig XVI. bei mir, vom Blute meiner Wunden gefärbt, man konnte nichts darin lesen als die Worte: ich empfehle Ihnen meine Tochter. . . . . Das war aber auch schon genug, meine Strafe schien ihnen zu gelinde, und selbst in dem schrecklichen Zustande worin ich mich befand, glaubte man nicht, daß ich hinlänglich

das Verbrechen, die Tochter meines Vaters zu sein, abgebüßt hätte.

Ich ward auf einem anderen Karren nach dem Departementsorte geschleppt, mit zerschlagenem Knie und Kopfe, so, daß der Karren und der Weg blutig wurden, wie früher der Jura. Ich kam um Mitternacht in Vesoul an. Da ich nicht sprechen konnte, kein Zeichen des Lebens gab, so hielt man mich für todt. Indeß hatte ich noch Besinnung genug, zu sehen, daß man in allen Wirthshäusern sich weigerte, meinen Leichnam aufzunehmen. Endlich ließ meine Wache ein Haus mit Gewalt öffnen. Man warf mich auf das Bett eines Stallknechts, mit den Worten: Das ist noch viel zu gut für einen Todten! Nach einigen Minuten merkte man indeß, daß noch Leben in mir sei. Wundärzte wurden herbeigerufen; sie fanden einen zerschmetterten Schädel, der voll Dornen steckte. Ich mußte mich einer Operation unterwerfen, und mich überfällt noch ein

Schauder, wenn ich daran denke. Mein ganzer Körper war nur eine Wunde, und die Ärzte konnten ihn, trotz ihrer Geschicklichkeit, nicht anrühren, ohne daß es mich aufs entsetzlichste schmerzte. Aber der lindernde Balsam des Mitleidens, der öffentlichen Theilnahme, ward auf meine Wunden gegossen, mit einem Eifer, der den Einwohnern von Besoul Ehre macht. Die ganze Stadt besuchte mich, und jeder wünschte mir zu helfen. Man machte sich ein Vergnügen daraus, alles, was ich unterwegens verlohren hatte, aufzusuchen, und mir zuzustellen.

Damals aber waren alle Tugenden, ohne Ausnahme, unverzeihliche Verbrechen. Ich empfand einen viel peinigenderen Schmerz als alle diejenigen, die mit mir den Tod erwarteten; ich mußte immer einen Anblick ertragen, der schrecklicher war, als die Zurüstung zum Tode auf dem Schaffot. Man verhaftete vor meinen Augen, an meinem Bette, einen nach dem andern; meistentheils

Leute, die aus Mitleid zu mir kamen; ich mußte es endlich bedauern, daß nicht alle Herzen unempfindlich gegen mich geblieben waren. Fast glaube ich, daß nichts so grausam, so herzzerreißend ist, als dieß. Weniger kümmerte mich alles was diese Kannibalen über mich sprachen, als sie die anderen ins Gefängniß schleppten: „Die da," sagten sie, „hat nur noch wenige Tage zu leben; es verlohnt sich der Mühe nicht, daß ihr Kopf das Eisen der heiligen Guillotine stumpf macht."

Sie hatten sich aber in ihrer Rechnung geirrt. Kaum war ich außer Gefahr, so gab man mir zwei Krücken, und ließ mich nach Cousance bringen, mit verbundenem Kopfe, und dem einen Arme in der Binde, und mit Schienen am Knie, am Beine und am Fuße, damit die Knochen in ihrer Richtung blieben. Der geringste Stoß verursachte mir die fürchterlichsten Schmerzen: ich mußte zu Besançon bleiben. Ich war so krank, daß ich zehn Tage

brauchte, um dreißig Meilen zu machen. Meine Erscheinung in dieser Stadt war ein wahrer Theaterstreich. Herr B*** wollte es gar nicht glauben. Er hatte schon die Freude gekostet meine Mitgift ganz zu besitzen, er hatte mich für todt gehalten, schon Condolenzen angenommen, und nun war ich wieder da. Der Streich war zu arg! Am Tage nach meiner Ankunft, den ein und zwanzigsten Oktober, ging ich zum dritten Mal, oder vielmehr ließ ich mich nach der Munizipalität tragen. Der vorgebliche Ehemann, der vorgebliche Wittwer erschien nicht. Ich mußte wieder neun Tage warten, ihm einen Termin zu setzen. Ich glaubte sie zu Cousance zubringen zu können; aber gerade um diese Zeit kam die Nachricht von der Hinrichtung der Königin an. Die Einwohner des Dorfs, in Angst und Schrecken darüber, wagten es nicht länger, mich bei sich zu behalten. Ich begab mich daher nach Lons-le-Saunier, und benutzte diesen Aufschub von einigen Ta-

gen, noch einmal darum anzuhalten, die Mutterstelle bei den beiden Waisen im Temple vertreten zu dürfen, da man die Prinzessin Elisabeth, die bis dahin für sie gesorgt hatte, von ihnen wegbrachte. Wie gern hätte ich so mich dankbar gezeigt! Da ich keine Antwort erhielt, so fiel ich darauf, an Herault de Sechelles zu schreiben, damit er mir die Erlaubniß auswirken möchte, mich mit den beiden hohen Gefangenen im Tempelthurm einschließen zu lassen. Nachdem er mir in seiner Antwort alle Gefahren vorgestellt hatte, die mir bei meinem Vorhaben drohten, fügte er hinzu: „Wenn Sie indeß, nach reifer Überlegung darauf bestehen, so will ich thun was Sie wünschen.“ Ich antwortete auf der Stelle: „Wenn ich auch zwanzig Jahre überlegen sollte, so würde ich meinen Entschluß doch nicht ändern, noch einen Augenblick zweifelhaft sein. Ich habe keine Gefahr berechnet. Verschaffen Sie mir die Erlaubniß, ich werde es für eine Wohlthat an-

sehen.“ Herault=de=Sechelles hatte seinem Credit zu viel zugetraut, der damals schon zu sinken anfing; ich verlohr meine Zeit umsonst und setzte nichts durch. Herr B*** verwendete indeß seine Zeit sehr gut; denn als ich nach Cousance zurückkam, wollte man uns nicht scheiden. Man befahl, daß wir vor dem Tribunale erst entscheiden lassen sollten, ob die Ehe wegen Unverträglichkeit des Charakters, oder wegen bößlicher Verlassung getrennt werden solle. Diese Verweisung an einen anderen Gerichtshof, nach einer Procedur, die sechs Monate und neun Tage gedauert hatte, nachdem alle Formalitäten beobachtet worden waren, und es bloß darauf ankam, nach dem Gesetze einen Ausspruch zu thun, dies Urtheil war ein wirkliches Verbrechen. Ich klagte darüber bei dem Maire, erhielt aber nichts zur Antwort als Beleidigungen und Drohungen. Ich schloß daraus, daß mein Leben und meine Freiheit in Cousance nicht mehr in Sicherheit wären.

Dreizehn Meilen von dort, zu Dole, war ein Volksrepräsentant, der bei dem Departement zu thun hatte; ich eilte dahin, und fand einen Mann, dessen wildes Äußere, dessen Stellung, Ton, Sprache mich in Schrekken setzten, so daß ich zurückbebte. Ich foderte von ihm Gerechtigkeit gegen den Ausspruch des Gerichts zu Cousance. Da ich lebhaft sprach und in Feuer gerieth, entfiel mir eine meiner Krücken; ich stürzte vor ihm nieder, meine Wunden gingen wieder auf, das Blut strömte, und ich verlohr die Besinnung.

Wie ich wieder zu mir kam, saß ich in einem anderen Zimmer, und auf meinen Knien lag folgende Schrift: „Wir bewilligen der Bürgerin Bourbon einen Aufschub von sechs Wochen, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen, ohne daß man sich an ihrer Person vergreifen darf.

Gegeben zu Dole, den zwölften Tag des zweiten Monats u. s. w."

Prost.

Der Deputirte bewilligte mir eine Gnade, die ich nicht erbeten hatte, und bestimmte nichts über meine Bitte. Indeß hoffte ich, daß dieser Schatten von Gunst eines Prokonsuls in dem Flecken, worin ich meinen Prozeß führte, die Leute in Respekt halten würde, und damit es noch besser wirken möchte, wendete ich mich an den National-Commissaire zu Lons-le-Saunier, der, nachdem er wie ein andächtiger Muselmann, den Befehl des Volksrepräsentanten geküßt hatte, mir schnell einen bestimmten Befehl an den Senat zu Cousance gab, sogleich die vorgebliche Ehe zu trennen, bei Strafe der Absetzung. Der Senat achtete nicht auf den Befehl des Commissairs. Ich kehrte nach Lons-le-Saunier zurück, um dem Commissaire zu sagen, wie wenig man sich um ihn kümmere. Auch er war jetzt anders gegen mich gesinnt, Herr B*** hatte mit ihm gesprochen. Ich war in der entsetzlichsten Lage; der Schrecken war allenthalben verbreitet, die

Sichel des Todes schwebte über allen Häuptern, und gute Seelen verkündigten mir, um mich zu trösten, daß sie auch das meinige abmähen würde, daß nun die Reihe an mir sei, trotz des Gnadenbriefes auf sechs Wochen, der mir ausgefertigt war. Man erklärte mir, daß wenn die Guillotine, die von den Sanskülotten zu Lons-le-Saunier mit liebevoller Ungeduld erwartet wurde, nicht bald ankäme, man mich nach Lyon schicken würde, damit ich dort erschoßen werden sollte. Collot ließ dort die Franzosen zu Hunderten und Tausenden mit Kartätschen niederschießen; man benutzte diese Gelegenheit in den Departements, um die Verdächtigen los zu werden. Ich sah zu Lons-le-Saunier, und hatte auf meinen Reisen nach Dole und Cousance, Schlachtopfer gesehen, die der Strafe entgangen waren, ganz mit Blut bedeckt, und oft mit tödtlichen Wunden. Die Wege lagen voll von Todten, Verwundeten und Sterbenden.

Ich sah wohl, daß wenn ich es wagte in dem öffentlichen Gerichtshause zu Lons-le-Saunier zu erscheinen, wohin die Munizipalität zu Cousance mich verwiesen hatte, und wo mich die eheliche Liebe erwartete, ich es nur verlassen würde, um von dem Pöbel ermordet, oder nach Lyon zum Erschießen geschickt zu werden. Ich faßte den Entschluß, zu dem schrecklichen Deputirten zurückzukehren, und setzte ihm alle Ungerechtigkeiten aus einander, die man gegen mich beging. Ich machte ihn aufmerksam darauf, daß alle diese Chikanen nur durch meinen Gegner erregt wären, weil er hoffte daß die Guillotine, oder ein Kartätschenschuß ihn von meinen Ansprüchen, meinen Klagen befreien, und ihm statt einer Quittung dienen würden. Der Deputirte sah kaum mein todtenbleiches Gesicht, meine Krücken und meine Bittschrift, als er mir auch einen Befehl ausfertigte, der alle Munizipalitäten der Republik in Schrecken setzen konnte.

„Es wird dem öffentlichen Beamten des Cantons von Cousance anbefohlen, innerhalb drei Tagen, wenn er diesen Befehl gesehen hat, der Bürgerin Bourbon Recht zu verschaffen, bei Strafe als ein Rebelle angegeben zu werden, der sich den Volksrepräsentanten widersetzt. Der Prokurator der Gemeine wird ihm diesen Befehl bekannt machen.

Gegeben zu Dole, den ersten Frimaire, im zweiten Jahre.

Prost, Volksrepräsentant.

Sobald ich diese kostbare Schrift hatte, ließ ich mich wieder in den Wagen setzen, und bewog den Postillion nur mit Mühe, in der Nacht durch den Wald zu fahren, um den Morgen in Cousance zu sein. Ich ging zur Munizipalität; aber der öffentliche Beamte wollte den Friedensrichter seines Fleckens bis zum Ende begünstigen, und antwortete mir stolz, er habe drei Tage Zeit. Ich konnte nicht daran denken, diese in Cousance hinzubringen, dort war ich auf dem

Gebiete des Herrn B***, er würde es mir nicht erlaubt haben. Ich reiste daher fort, und kehrte gegen das Ende des dritten Tages zurück. Es war drei Uhr Nachmittags, und der Municipalbeamte, der sich am 30 Oktober geweigert hatte, den Ausspruch zu thun, und dem ich den Befehl des Repräsentanten hatte zustellen lassen, erschien noch nicht. Schon war ich im Begriff seine Widersetzlichkeit bescheinigen zu lassen, als er endlich kam, mit der Uhr in der Hand, um mir zu zeigen, daß die entscheidende Stunde noch nicht da sei. Er setzte seine Zauberschrift auf, und zerriß die letzte Masche des Netzes, die mich noch hielt.

Ich fühlte mich von einer entsetzlichen Last befreit, als ich mich endlich für immer frei sah, freilich nicht von den Ansprüchen des Herrn B***, der hatte nie welche auf mich, denn das Verbrechen giebt keine; aber von seinen schändlichen und unverschämten Anmaßungen. So gern ich auch früher ins

Grab gesunken wäre, das schon meine ganze Familie, meine Freunde barg, so schauderte ich doch bei dem Gedanken, daß wenn ich in dem Reiche des Herrn B*** stürbe, er mich als seine Gattin begraben lassen würde, und diese Idee quälte mich stets. Jetzt war ich beruhigt, da ich endlich zu meiner Freude geschieden war.

Nur der lebhafte Wunsch dies zu hören, hatte mir bei meinen Wunden, und Leiden Kraft gegeben, alle Anstrengungen zu ertragen. Aber nachdem dieser Wunsch befriedigt war, als meine Seele ruhiger ward, da erlag die schwache Maschine.

Noch denselben Abend, als ich nach der Ehescheidung zu Lons-le-Saunier ankam, ergriff mich ein fauliges Gallenfieber, dessen Heftigkeit meine Wunden wieder öffnete. Ich logirte in dem Wirthshause; der Wirth wollte mich nicht länger bei sich behalten. Er fürchtete, wenn er mir einen längeren Aufenthalt gestattete, als ein schlechter Bürger zu er-

schei-

scheinen; er fürchtete es, weil er aus den Zeitungen gesehen hatte, daß ich um Einlaß in den Temple gebeten hatte. Die Ärzte baten die Aufseher des Hospitals, mich aufzunehmen. Der Schrecken war stärker als das Gefühl für Menschlichkeit, und die ganze Stadt war in Angst; denn, obgleich mich alle kannten, so wollte mir doch keiner eine Wohnung geben. Endlich faßte mein Wirth Muth, vielleicht ein wenig gestärkt durch einige leichte Opfer, die ich nicht anstand, ihm zu bringen. Vierzig Tage war ich dem Tode nahe; aber der Himmel hatte mich noch verdammt zu leben. Madame Charve, die meine Lage zu spät erfuhr, kam vom Lande, wohin sie mit ihrem Manne, um der Verfolgung zu entgehen, geflüchtet war, in die Stadt, und ließ mich sogleich in ihr Haus bringen. Ich konnte aber auch dort nicht lange bleiben, denn sie mußte es bald verlassen, um ihrem Manne in die Gefängnisse der Freiheit zu folgen, da ihre Flucht sie nicht gegen die

Nachstellung der Tyrannen hatte sichern können.

Herr B***, als ein Mann, der es verstand, glaubte, daß die Zeit meiner langen Krankheit die passendste sei, seinen Plan der Ehescheidung, wegen böslicher Verlassung, auszuführen. Er wollte ihn durchsetzen, und obgleich ich mich nicht vertheidigen, selbst nicht einmal daran denken konnte, so mißglückte es ihm doch. Die Richter erklärten, daß Eine Scheidung hinreichend sei, und daß dadurch alles beendigt wäre. Ich mußte ihm nun nur noch meine Mitgift entreißen. Dies war für mich das einzige Mittel, mein Leben zu erhalten; denn Cambon, der das Departement der Finanzen verwaltete, hatte meine Pension von 37000 Livres in eine Pension von 400 Livres in Assignaten verwandelt. Um aber vom Herrn B*** mein Eigenthum zurück zu erhalten, mußte ich ihn verklagen; denn Menschen der Art geben nichts freiwillig zurück. Die erste nothwendige Bedingung,

um etwas zu unternehmen, war, daß ich frei sein mußte. Ich foderte daher meine Freiheit, oder nur Aufschub meiner Verhaftung, um meine Angelegenheiten zu berichtigen. Ich konnte anfangs nichts andres erlangen, als unter der Aufsicht der Obrigkeit zu stehen. Ich war dadurch freilich noch sehr beschränkt, und doch war es eine damals sehr beneidete Begünstigung, nur unter solcher Aufsicht zu stehen, denn die Gefängnisse verschlangen alles.

Da ich aber ganz und gar vom Gelde entblößt war, gerieth ich in Verzweifelung, da man von allen Seiten die Bezahlung der Kosten für Arzenei und Pflege in meiner langen Krankheit foderte. Mit meiner Genesung ging es langsam, da ich immer traurig war, und jeden Tag mein Kummer durch den Verlust eines Freundes oder Verwandten erneuert und verdoppelt ward. Die Zeitungen waren nichts als Todtenlisten. Nie werde ich einen Umstand vergessen, der freilich an sich unbedeutend war, aber doch eine Idee davon ge-

ben kann, welches Entsetzen damals jedes fühlende Herz ergreifen mußte. Tausend andere haben dasselbe erfahren. Die Gewißheit, irgend eine traurige Nachricht zu erhalten, sobald die Briefe ankamen, war so groß, daß, sobald ich nur die Peitsche des Pariser Postillions knallen hörte, mein Fieber stärker ward. Glücklich, überglücklich preise ich alle diejenigen, die diese traurigen Zeiten nicht erlebt haben!

Ein sonderbarer Vorfall kann dazu dienen, die Stimmung der Gemüther in den sieben ersten Monaten des Jahres 1794, als das Blut noch in Strömen floß, und Robespierre mit eisernem Zepter herrschte, zu schildern. Der Deputirte Prost reiste durch Lons-le-Saunier; er hatte mir schon zweimal wesentliche Dienste geleistet, wie ich oben anführte, mit Vertrauen suchte ich ihn daher zum drittenmale auf. Ich war so verändert, daß er mich ohne meine Krücken nicht wieder erkannt hätte. Als er meinen traurigen

Zustand sah, ward er milder. Ich foderte einen Schutzbrief auf drei Jahre, um meinen Prozeß gegen den Herrn B*** führen zu können; er gab ihn mir gerne; um aber zugleich für seine eigene Sicherheit und für mich zu sorgen, schrieb er bloß, daß man mir einen Aufschub von drei ...... geben sollte. Wenn man mich über das ausgelassene Wort angreifen sollte, so rieth er mir zu sagen, daß ganz augenscheinlich, da dieser Befehl sich auf meine Bitte bezöge, das Wort Jahr ausgelassen sei. Hätte der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit es erfahren, und hätte mich, trotz meines Sicherheitsbriefes, einkerkern lassen, so würde er gesagt haben: er hätte mir diese Schrift nur auf drei Monate ausgestellt, oder gar nur auf drei Dekaden, wenn die Unzufriedenheit zu groß sein sollte. Zu solchem Mittel mußte damals ein, mit dem größten Ansehn bekleideter Mann seine Zuflucht nehmen, um mich zu retten, ohne sich in Gefahr zu setzen! Um dieselbe Zeit erfuhr

ich, daß auch die Prinzessin Elisabeth hingerichtet sei. Ich war wie vernichtet, und mein Schmerz war gränzenlos.

Erst einige Wochen nachher konnte ich wieder an mich denken, und meine Lage betrachten. Ich war in einem fremden, fast konnte ich sagen, feindlichen Lande, wo ich ohne rechtlichen Beistand gegen einen Rabulisten von der ersten Größe, meinen Proceß führen sollte; krank und entblößt, selbst von den ersten Bedürfnissen des Lebens. Ich suchte mir die elenden 400 Livres in Assignaten zu verschaffen, die mir Cambons empörende Mildthätigkeit gelassen hatte, und die in der Provinz, wo ich mich befand, keine 40 Livres galten, denn die Assignaten verlohren neunzig Procent. Ich mußte zuerst einen Schein über meine Armuth haben; ich hatte sehr gerechte Ansprüche darauf, aber beim ersten Schritt den ich that, um ihn zu erhalten, sah ich, daß niemand dreist genug sein werde, um mir einen Schein, meine Existenz zu

beweisen, auszustellen *). Ich mußte indeß versuchen, mir meinen Unterhalt zu verdienen. Das Unglück der Zeit verschaffte mir ein Mittel dazu. Fast alle die lesen und schreiben konnten, hatte man in dieser Gegend des Jura als Verdächtige ins Gefängniß geführt. Man wußte nicht mehr, an wen man sich wenden sollte, um Bittschriften udgl. aufsetzen zu lassen. Ich schrieb eine ziemlich leserliche Hand, und ward — ein öffentlicher Schreiber. Die wichtigen Sachen waren damals Bitten, seine Freiheit zu erlangen, oder um Verschiebung eines Gerichtstages, oder eines Todesurtheils. Der Wunsch, so vielen Unglücklichen nützlich zu werden, machte mir diese Beschäftigung im Voraus angenehm. Der Schreiber hatte eine Stube und eine Kammer unten an der Straße, aber kein Hausgeräth; er verschaffte sich vier Ellen grober Leinwand, und zwei große Nägel,

*) Man verweigerte ihn mir immer, und ich erhielt ihn zuletzt nur auf Befehl des Repräsentanten Besson.

und machte sich eine Hängematte. Zwei Bretter dienten mir zum Tische, zwei andere statt der Bänke. Mein Bureau war eingerichtet. Über der Thüre war ein Schild mit der Inschrift: Bureau d'ecriture, petitions, requétes etc. So suchte ich mir meinen Unterhalt zu verdienen und meinen Prozeß zu führen; ich erhielt mein Leben, aber verlohr meinen Prozeß.

Hatte ich des Morgens etwas verdient, so aß ich zu Mittag; bekam ich erst des Nachmittags etwas zu thun, so speiste ich zu Abend. Von Zeit zu Zeit erhielten einige meiner Clienten ihre Freiheit wieder, und ihre Freude ließ mich für einen Augenblick meinen elenden Zustand vergessen. Räuber aber gaben mir fast jede Nacht Gelegenheit, daran zu denken, und ihn noch zu verschlimmern, da sie unter mein Fenster kamen, auf mich zu schimpfen und die Laden einzuschlagen. Ein Mal kam man sogar im Namen des Gesetzes, Matratzen und Küssen von mir zu fodern,

für verwundete Soldaten, die unaufhörlich von der Armee hieher gebracht wurden. Da man keine bei mir fand, so nahm man mir meine Leinewand, unter dem Vorwande, daß man Charpie daraus machen wolle, und man benutzte die Eröffnung meiner Mantelsäcke, um was noch darin war wegzunehmen.

Nach dieser thätlichen Beraubung, folgte bald eine von den Gerichten. Die Richter, die über die Wiedererstattung meiner Mitgift erkennen sollten, entschieden, daß ich die Hälfte davon (10000 Livres) verliehren müßte, aus zwei gleich schändlichen Gründen; erstlich, weil ich seit meiner Abreise von Gray einige Mal die vierteljährige Rente erhoben hätte; diese Rente gehörte mir ganz allein, und das was ich erhalten hatte, betrug lange nicht zehntausend Livres, die ich zu verliehren verdammt ward. Der zweite Vorwand war noch ärger: man nahm an, daß ich den Herrn B*** bestohlen hätte, als ich sein Haus verließ. Er sprach von dem zweiten

Wagen, worauf man meine Sachen gepackt hatte, der aber nur mit einem einzigen elenden Pferde bespannt war. Es half mir nichts daß ich sagte, ich sey mit seiner Bewilligung am hellen Tage fortgegangen; daß man meine Mantelsäcke wohl fünf, sechs Mal aufgemacht und durchsucht hätte; daß sie bei seinem Freunde geblieben wären, der mich nach dem Kloster begleitet hätte, die ganze Zeit über daß man für mich eine Stelle in einem anderen Kloster suchte. Glaubwürdige Zeugen, brave Männer zeigten, daß Herr B*** die Unwahrheit sage; er fand aber andere, die alles, was er wollte, sagten, und man glaubte ihnen, oder stellte sich so. Man vergaß, daß selbst, wenn ich die Sachen, die nach ihrer Meinung in meinem Gepäcke waren, hätte wegbringen wollen, dies von meiner Seite gar nicht ein Raub hätte scheinen können, da alles nur mit Bewilligung des Hausherrn geschah und geschehen konnte, dessen Haus noch voll von meinen Möblen und

kostbaren Sachen war, die er als Belohnung für sein schändliches Bubenstück erhielt.

Ich appellirte an das Gericht zu Lons-le-Saunier. Ich ging selbst an meinen Krücken hin um meine Sache zu vertheidigen, denn keiner war dazu geneigt. Mein Advokat hatte mich nicht begleiten können, und seine immer weisen und vernünftigen Rathschläge kamen nicht immer zur rechten Zeit. Das Sonderbare dieser Art von Prozeßführung machte Aufsehen, verschaffte mir den Antheil des Publikums und viele Klienten in meinem Bureau, sie zog mir aber den unversöhnlichen Haß der Anhänger Robespierre's zu, die schon Anstalten machten, mich hinzurichten, als der neunte Thermidor den Dolch aus den Händen dieser feilen Mörder riß. Ich entging ihnen, aber mein Prozeß war verlohren. Von den zehntausend Livres, die ich bekommen sollte, erhielt ich vorläufig dreitausend in Papier, dafür gab man mir ohngefähr hundert Thaler Silbergeld, die gleich meine Gläubiger verschlangen.

Noch einen Versuch wollte ich machen, um die siebentausend Livres, die ich noch ausgezahlt erhalten sollte, einzutreiben; da ich aber sah, daß ich noch sehr lange deswegen in dieser Gegend mich aufhalten müßte, so verließ ich den Herrn B*** und meine Klienten, denen der neunte Thermidor, mehr als meine beredten Bittschriften, die Thore der Gefängnisse geöffnet hatte, und ich machte Anstalt nach Paris zurückzukehren.

Ich kann Lons-le-Saunier nicht verlassen, ohne einen schönen Zug eines Mädchens, die einen Kaufmannsladen besaß, anzuführen. Ich ging hin, um Papier zu kaufen. Sie sagte zu mir: „Ihre Stimme zittert, Ihre Augen sind roth, gewiß haben Sie neuen Kummer." Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten; sie drang in mich, ihr mein Leiden zu klagen; meine Anstrengung, die Thränen zu verbergen, erlaubte mir nicht, Ein Wort hervorzubringen. Ich zog einen Brief aus der Tasche, worin man mir Nachricht

gab, daß man, um meine Hauswirthe und andere Gläubiger zu befriedigen, meine Sachen, die ich noch in Paris hatte, verkaufen wolle, so daß ich bei meiner Rückkehr nicht gewußt hätte, wo ich bleiben sollte. Das Mädchen, obgleich sie nicht reich war, nöthigte mich, die Summe, die ich zur Bezahlung brauchte, um meine Sachen zu retten, anzunehmen, so wenig wahrscheinlich es auch bei dem schlechten Zustande meiner Finanzen damals war, daß ich sie ihr wieder bezahlen könnte. Ich war so glücklich, in der Folge diese Schuld abtragen zu können; aber mit welchen Worten könnte man ein so edles Benehmen genug erheben!

Um nach Paris zurückkehren zu können, mußte ich ein für mich sehr schweres Opfer bringen. Von meinen Kostbarkeiten hatte ich nichts mehr als den prächtigen Ring, den mir Ludwig XVI. geschenkt hatte. Da ich mich nicht entschließen konnte, mich ganz von ihm zu trennen, so gab ich ihn einem Juden,

um die Steine herauszunehmen, die schönsten Diamanten zu verkaufen, und die anderen so wieder zu fassen, daß man ihn, wenn es möglich wäre, wieder erkennen könnte. Er machte es wie ein Jude, nahm mehr Steine heraus als ich wollte; sonst aber war seine Arbeit ganz so, wie ich es wünschte, daß ich noch sagen konnte: dies ist Ludwigs XVI. Ring. Übrigens, so theuer in meinen Augen dies Geschenk auch war, so hätte ich es doch gerne ganz hingegeben, um Ludwigs Kindern näher zu kommen, da ich mehr auf den Geist als auf den Buchstaben seines Befehles sehen, und mehr seine Absicht als seine Worte bedenken mußte. Ich reiste ab von Lons-le-Saunier, mit meinen Krücken, einem schlecht geheilten Knie, und wenig Geld. Ich hatte den Trost, meinem Bruder noch einen Theil von dem, was mir übrig blieb, zukommen zu lassen; ich schrieb an ihn den sieben und zwanzigsten Januar 1797:

„Ich sehe aus den öffentlichen Blättern

vom sechs und zwanzigsten, daß Sie kein Hemde und keine Schuhe haben, und daß Herr Margue fünf und zwanzig Livres für Sie geborgt hat. . . . . . Erlauben Sie mir, Ihnen das anzubieten, was ich mir verdient habe, verzeihen Sie nur daß es so wenig ist. Ich bin jetzt weniger beklagenswerth, da ich mit Ihnen theilen kann. Sie finden in diesem Päckchen . . . . . Wenn Sie irgend Bittschriften zu überreichen haben, und Sie können sie mir zuschicken, so lassen Sie solche nur abgeben in der Straße Git-le-Coeur No. 15. Ich werde thun was ich nur kann, um Ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen.

Ihre Schwester u. s. w."

Da das, was ich ihm schickte, nur sehr unbedeutend war, so verkaufte ich mein Bett, welches ich sehr bequem fand, nachdem ich so lange in einer Hängematte geschlafen hatte, und schickte dem Prinzen von Conti einen Theil des Geldes, ohne ihm das traurige

Mittel anzugeben, wodurch ich zu diesem Gelde gekommen war.

„Mein Bruder.

Sie werden hierin — — finden. Ich bitte Sie mit der kleinen Unterstützung vorlieb zu nehmen; ich habe seit meinem letzten Briefe nicht viel arbeiten können."

Beide Briefe wurden durch den Postmeister Herrn Aubert bestellt, der versicherte, daß sie richtig abgegeben wären.

Ich lebte immer im Elend. Meine Leibrente ward mir ausgezahlt unter meinem wahren Namen; aber es war unbedeutend was ich erhielt, da ich Assignaten bekam. Ich konnte die wenigen Kenntnisse, die ich noch aus meiner früheren Zeit hatte, nicht gebrauchen, um andere zu unterrichten, wie ich in der Folge versuchte, weil ich krank und schwach war, und weil ich meistentheils den Tag, auch oft einige Stunden der Nacht in den Comités zubrachte, um vergebens zu bitten, daß man mir erlauben möchte, mich mit

den beiden Waisen im Tempel einzuschließen, um Bittschriften aufzusetzen, und die Deputirten zu sehen, die den größten Einfluß hatten. Ich hatte keine Bedienung und lebte auf folgende Weise. Im Winter stand ich um fünf Uhr auf, mein Zimmer zu reinigen und meine Wirthschaft zu besorgen, denn das Unglück hat mich gelehrt, alles zu entbehren, nur die Reinlichkeit nicht. Um sieben Uhr ging ich nach dem Markte, um, was ich zu einer mageren Suppe nöthig hatte, einzukaufen, denn diese und einige Kartoffeln waren mehrere Jahre lang meine einzige Nahrung; mein Getränk war Wasser. Oft mußte ich erst einen Theil des Brodes, das ich von der Sektion erhielt, verkaufen, um das Gemüse zu meiner Suppe zu bezahlen. Ich machte alle diese Gänge in Holzschuhen, was auf dem glatten Pariser Pflaster sehr beschwerlich war, mit einem vor nicht langer Zeit gebrochenen und noch schwachen Knie. Kaum hatte ich aber Geld genug, um auf diese Art

mein Leben zu fristen. Ich versuchte meine Umstände zu verbessern, und bat um ein vorläufiges Einkommen von den Gütern meines Vaters, die ein Eigenthum der Nation geworden waren. Meine Bittschrift cirkulirte zehn, zwölf Mal zwischen den Komitéen der Finanzen, der Gesetzgebung u. s. w. Jeden Monat, oder noch öfter, schickten sie die Schrift eine der anderen zu. Endlich verlohr ich die Geduld, und da ich nicht für mich leben konnte, so versuchte ich aufs Neue die Erlaubniß zu erhalten, im Tempel zu sterben. Ludwigs XVI. Sohn war gestorben, und man dachte nicht daran, die Tochter frei zu lassen. Ich stellte vor, daß es weder schicklich, noch der Nationalwürde angemessen sei, Maria Theresia, die siebenzehn Jahre alt war, nur von Männern bedienen zu lassen. Meine Vorstellung würkte; Herr Gauthier mußte mich wegen meiner Absichten befragen. Meine Antwort erräth man leicht. Jetzt brachte ich den ganzen Tag damit hin, von

einem Bureau zum andern zu eilen, um Antwort zu erhalten. Wenn ich des Morgens ausging, steckte ich ein Stück Brod in die Tasche, und davon lebte ich den Tag. Herr Gauthier foderte einen Schein über mein Betragen in politischer Hinsicht; um meinen Zweck zu erreichen, that ich Alles, und unterwarf mich, ohne Zaudern, einer demüthigenden Formalität. Die Sektion des Theatre Français gab mir ein Zeugniß, wie ich es nur wünschen konnte; ich eilte damit zum Herrn Gauthier. Nun glaubte ich sei alles geendigt, freute mich, daß ich bald in den Tempelthurm gelassen werden würde, wie andere sich freuen, wenn sie aus dem Kerker kommen. Herr Gauthier sagte mir, ich sollte am folgenden Morgen wiederkommen, und als ich erschien, kündigte er mir an, daß ich selbst nicht zur Maria Theresia kommen könnte, daß aber meine Vorstellungen es bewürkt hätten, daß sie eine Frau zur Aufwartung bekäme. Er hätte, sagte er, Mademoi-

selle de Chantrene vorgeschlagen, die Kopf und Kenntnisse hätte.

Da ich nicht die Erlaubniß erhalten konnte, immer im Temple zu bleiben, so bat ich wenigstens, daß es mir freistehen möchte, bisweilen hingehen zu können. Ich flehte, daß man der Maria Theresia ein anderes Gefängniß anweisen möchte, ein Landhaus u. dgl. Man sprach davon, daß man sie an einen auswärtigen Hof schicken wolle. Ich that Schritte um sie begleiten zu dürfen. In meiner Bittschrift sagte ich: „Nur bei ihr wünsche ich immer zu bleiben, wohin ihr Geschick sie auch führen mag. Sollte sie zu einer ewigen Gefangenschaft verdammt werden, so würde ich ihr meine noch übrige Lebenszeit gerne aufopfern.“ Ich erinnerte die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses daran, daß ich mir alle ersinnliche Mühe gegeben hätte, zu ihr ins Gefängniß geführt zu werden, als noch das geringste Zeichen der Anhänglichkeit für die königliche Familie fast immer mit dem Tode bestraft ward. Man rieth mir, an die Ge-

sandten zu schreiben, die in Paris waren, und ich that es. Ich erhielt bloß von dem Gesandten von Genf Antwort. Dieser Schritt half mir also nichts. Endlich erhielt ich durch Herrn Bergoing die Erlaubniß vom Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, Maria Theresia täglich in Gegenwart der Demoiselle de Chantrene besuchen zu dürfen.

Nationalconvent; Ausschuß der allgemeinen Sicherheit, den 30 Thermidor, im dritten Jahre der einen und untheilbaren Französischen Republik.

Der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit giebt den Wächtern und Schließern im Temple die Vollmacht, Stephanie Louise von Bourbon zur Maria Theresia Charlotte von Bourbon gehen zu lassen, alle Tage, aber im Beisein der zuverlässigen Person, die sich bei der letzteren befindet.

Die Mitglieder des Sicherheits-Ausschusses:
Bergoing, J. J. Rovére, Kervélégand, Mariette, Cales, Bailleul, Pernartin, P. Guyomar, Lomont, Perrin, Pierret.

Da es schon Abend war, so brachte ich die Nacht schlaflos hin, und mit unglaublicher Ungeduld. Bei Anbruch des Tages eilte ich nach dem Temple. Wie ward mir, als ich die Schwelle betrat! Als ich nach zwanzig Jahren mich wieder in der Wohnung meines Vaters befand! Alles erinnerte mich an meine Jugend, an meinen Vater, überall sah ich ihn. Hier verflossen mir eilf Jahre in Freuden, und verschwanden wie ein Traum! Hier litt die unglückliche Familie! Von fünf Personen, die man hier eingeschlossen hatte, lebte nur noch eine Einzige. Diese so entgegengesetzten Gefühle, dieser schnelle Übergang von der Idee des höchsten Glückes zu der des schrecklichsten Unglückes, bewegte mich heftig, und unerwartet stand ich vor Madame. Sie saß unter einem Baume und stickte. Die Überraschung hinderte uns beide zu sprechen, ich suchte Worte, aber ich konnte nur seufzen. Endlich sagte ich mit erstickter Stimme, daß ich so unglücklich gewesen wäre, nicht die Er-

laubniß zu erhalten, ihre Gefangenschaft zu theilen und zu lindern; daß ich seit langer Zeit mich nur damit beschäftigt hätte, Mittel zu ersinnen, um diese meinem Herzen so heilige Pflicht erfüllen zu können. — „Sie haben viel gelitten", sagte sie. — „Ich denke nur an Ihre Leiden, Madame." Bei diesen Worten umarmte sie mich aufs zärtlichste. Ich mußte mich zu ihr setzen, da aber Mademoiselle von Chantrene nahe war, so durften wir nicht frei mit einander sprechen. Unsere Unterredung stockte oft. Ich sagte ihr, daß man sich mit ihrem Schicksale beschäftige; daß eine weniger unglückliche Zukunft ihrer harre. — Ach! mein Schicksal wird sich niemals ändern, sagte sie, und drückte mir die Hand. — Ganz Europa sieht auf Sie, und ich werde bald so glücklich sein, Ihnen die Nachricht zu bringen, daß Sie frei sind. (Ich umarmte sie und küßte sie.) Ich fügte hinzu, daß ich beim Nationalconvent alle mögliche Mühe anwendete, um die Erlaubniß zu

erhalten, sie begleiten zu dürfen, und daß, wenn sie damit zufrieden wäre, ich sie niemals verlassen würde. Ich glaubte, da Madame mich umarmte, dies für ein Zeichen der Einwilligung halten zu können. Es schlug zwei Uhr, man rief sie zum Mittagsessen, wir trennten uns und sie ging in den Thurm.

In den drei Jahren, seitdem ich sie nicht gesehen hatte, war sie vollkommen ausgewachsen und nun in der vollen Blüthe ihrer Schönheit, die durch einen leisen Zug von Schwermuth nicht entstellt ward. Ich hatte sie gefragt, wie sie im Temple lebe? sie antwortete: „Seit einiger Zeit viel besser als sonst; aber mein Bett ist noch voll von eklem Ungezieser, das mich nicht schlafen läßt." Ich suchte gleich, so wie ich fortging, mir bei dem Ausschuß einen Befehl zu verschaffen, daß ihr Bett gereinigt werden sollte, und es gelang mir, ihn zu erhalten.

Madame war gleich so herzlich und freundlich gegen mich, daß sie sogar verlang-

te, ich sollte den folgenden Tag meine Arbeit mitbringen. Ich that es. Sie fand den kleinen Korb, worin mein Arbeitsbeutel lag, allerliebst, und ich nahm mir die Freiheit, ihn ihr anzubieten. Sie fand darin einen Kupferstich der ihrem Herzen so theuren Personen, und den Ring Ludwigs XVI. Ich nehme mit Vergnügen den Korb und den Kupferstich an, sagte sie, aber den Ring . . . . . . Ich bat sie, ihn zu behalten, indem ich ihr erzählte, daß ich ihn von ihrem unglücklichen Vater erhalten hätte, und daß er ein Pfand seiner Güte sei. Ich umarmte sie und steckte ihn ihr an den Finger. Ich fragte sie nach ihrer Toilette, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß sie sich selbst schnüren mußte. Ich bat sie inständigst, kein Schnürleib mehr anzuziehen. Sie fragte mich nach meinem Taufnamen. — Amalia Gabriele Stephanie Louise. — Stephanie fand sie am schönsten. — Welchen Tag feiern Sie aber als Ihren Namenstag? — Ich habe nie mei-

nen Namenstag gefeiert; aber der Name Ludwig ist mir der theuerste, diesen will ich zu meinem Feste annehmen. — Wohl, so ist morgen Ihr Fest. — Sie würden mir ein schönes Angebinde geben, wenn Sie kein Schnürleib mehr tragen wollten, da es der Gesundheit so nachtheilig ist. — Ich bemerkte daß Madame nie müßig war. Bald zeichnete sie, bald stickte sie, oder las. Ich sagte ihr, daß ich in der Freude, sie wiederzusehen, gestern vergessen hätte, meine Schuldigkeit zu beobachten, und sie zu fragen, zu welcher Stunde ich täglich zu ihr kommen dürfte. Ich hatte am Thore erfahren, daß ich viel zu früh kam, und daß Madame so gütig gewesen wäre, die Ordnung, die sie einmal eingeführt hatte, zu unterbrechen, damit ich nicht nöthig hätte, den Weg doppelt zu machen. Sie bestimmte für die Folge die dreizehnte Stunde des Tages. Um keine Minute einer so kostbaren Zeit zu verliehren, war ich immer schon früher da, oder, wenn

unvermeidliche Hindernisse mich aufhielten, so eilte ich dann so schnell ich nur konnte. Madame fragte mich: ob man grausam genug sei, mich zu Fuße gehen zu lassen? — Ich bin glücklich genug, Madame, daß man mir überhaupt die Erlaubniß gegeben hat zu Ihnen zu kommen; ich würde auf allen Vieren herkriechen, wenn ich nicht gehen könnte.

Am Tage des heiligen Ludwig war das erste, was Madame, nachdem ich sie begrüßt hatte, mir sagte: „Heute ist Ihr Festtag, ich habe es nicht vergessen als ich aufstand.“ Sie zeigte mir darauf, daß sie kein Schnürleib anhatte. Dadurch, daß immer eine dritte Person zugegen war, sahen wir uns oft genöthigt, von Kleinigkeiten zu sprechen, woran wir sonst nicht gedacht hätten. Madame hatte eine Peruke bei Mademoiselle von Chantrene gesehen; sie fragte mich, ob sie mir gefiele? . . . — Ich sagte: Nein. Mir auch nicht; wir wollen die Peruken da lassen, wenn wir aus Frankreich weggehen. Aus

mehreren solchen Äußerungen mußte ich schließen, daß Madame mich immer bei sich behalten wollte; ich zweifelte gar nicht daran, und erwartete die Veränderung, da man so lange schon darüber gesprochen hatte, mit Ungeduld, weil ich hoffte, daß dadurch mein Schicksal bestimmt werden sollte.

Wie erschrak ich daher, als man mir eines Tages sagte, daß es mir nicht mehr erlaubt sei, den Temple zu besuchen, und daß einer der Wächter den Auftrag habe, mir den Eingang zu erlauben oder zu verweigern, so wie er es für gut fände. Ich eilte nach dem Temple, um zu sehen, wie sich der Aufseher benehmen würde. Ohne Widerrede ließ man mich hinein. Ich fand Madame so freundlich wie sonst, mir schien sie ganz unverändert, und ich kehrte beruhigt und getröstet nach Hause zurück. Am folgenden Morgen aber, als ich nach dem Temple kam, zeigte man mir einen Befehl, mich nicht einzulassen. Wer sollte es glauben? Eifersücht,

Ränke und Intriguen findet man im Kerker, wie am Throne.

Ich eilte nach der Komité. Herr Bergoing, der immer gleich gerecht und gutgesinnt gegen mich blieb, sagte mir, daß der Befehl in seiner Abwesenheit gegeben sei, daß die Polizei ihn nicht gefodert habe. Ich erklärte den anwesenden Deputirten: „In den schrecklichsten Zeiten, als der Tod noch allen drohte, die in den Temple wollten, habe ich allein in Frankreich darum gebeten; jetzt, in der ruhigeren Zeit, nimmt man die Erlaubniß, die man mir gegeben hatte, zurück. . . . . ." Die Komité, gerührt durch meine Gründe, antwortete: „Morgen sollen zwei von uns hingehen, und Maria Theresia fragen, was sie wünscht, ob Ihnen der Zutritt erlaubt sein soll oder nicht; und verlangt sie es, so sollen Sie in den Temple ziehen und nur erst mit ihr ihn wieder verlassen. Sie sollen nicht wieder von ihr getrennt werden. . . . . . Ihre Oberhofmeisterstelle erkennen wir nicht an;

aber wir lassen der Cousine der Maria Theresia für ihre Anhänglichkeit Gerechtigkeit widerfahren, und wir wünschen ihr das, was sie so viel Recht zu erwarten hat.“ Am folgenden Morgen schickte man nicht hin. Eins der dazu bestimmten Mitglieder fehlte; aber die Intrigue ließ diesen Tag nicht ungenutzt vorbeigehen. Den zweiten Tag kam ich wieder zur Komité; die beiden Deputirten gingen nach dem Temple, und eine Menge von Neugierigen erwartete ihre Rückkehr. Meine Angelegenheiten hatten Aufsehn gemacht und die Säle waren voll von Menschen. Nach zwei Stunden hörte ich den Wagen zurückkommen. Mein Herz klopfte; die Deputirten erschienen. Die tiefste Stille herrschte in der ganzen Versammlung, Aller Wünsche waren für mich. Die Abgeordneten sagten: „Wir gingen zur Maria Theresia, im Namen der Regierung, um sie zu fragen, ob sie ihre Cousine zur Gesellschafterin haben wollte? sie antwortete: Nein. . . . . Gefühlvoller

Leser, verdamme nicht vorschnell die Unglückliche, sie war getäuscht auf eine schändliche Art, denn Betrug schleicht so leicht in die Kabinette der Könige, noch leichter ins Gefängniß, wo man nur durch feile Wächter sehen und hören kann. Leser, mein Begräbniß ging vor meiner Heirath her, wie wir oben sahen; jetzt ward ich bei vollem Verstande für toll erklärt, und in ein Gefängniß gesperrt, indeß ich in der größten Freiheit lebte, ohne daß ich mein Zimmer verließ und mit allen Mitgliedern des Sicherheitsausschusses und der Polizei täglich korrespondirte. Die Sache ist unglaublich, aber durch authentische Aktenstücke bewiesen; es schien, als ob ich bestimmt wäre, das Spielwerk der trüglichen Hinterlist zu sein.

Nachdem ich dies entsetzliche Nein gehört hatte, entfernte ich mich, von Schmerz und Staunen ergriffen. Ich war wie betäubt, und konnte die Auflösung des Räthsels nicht finden. Endlich, da es mir auf gewisse Weise

verboten war, mich mit dem Schicksale Maria Theresiens zu beschäftigen, dachte ich an mich selbst und an meine Angelegenheiten, die ich ganz und gar vernachlässigt hatte. Alle Bourbons, die in Frankreich geblieben waren, nur ich nicht, hatten Geld erhalten. Da die Republik die Erbschaft meines Vaters in Besitz genommen hatte, so konnte ich nur an sie mich wenden, um einen Theil für mich zurückzufodern, um wenigstens einige Fetzen zu erhalten; denn von meinem Bruder konnte ich nichts erwarten, da er selbst in Noth war. Ich hatte vor nicht gar langer Zeit zu vielen Beweisen, die ich schon besaß, noch mehrere hinzubekommen, die ganz unumstößlich waren. Eine Menge von Leuten, die mich in meiner Kindheit gesehen hatten, und die mich wieder erkannten, gingen zum Notarius, und ließen Zeugnisse dafür aufsetzen. Obgleich ich sie eben nicht nöthig hatte, so rieth man mir doch, sie nicht zu vernachlässigen. Ich eilte daher zu den öffentlichen Beamten. Sie glaub-

glaubten, mir mein Verlangen nicht ohne Befehl von ihren Oberen gewähren zu können. Die Comité der Gesetzgebung, an die ich mich wendete, verlangte, daß die versiegelten Pakete, die diese Beweise enthielten, feierlich geöffnet werden sollten, weil alles was eine Bourbon beträfe, die kein Hehl hätte, daß sie in genauer Verbindung mit Ludwig XVI. gestanden habe, verdächtig sei. Man holte die Notare Ainé, Badenier und Lamotte, bei denen die Pakete niedergelegt waren. Sie wurden in Gegenwart eines Mitgliedes der Comité der allgemeinen Sicherheit und des Präsidenten der Comité der Gesetzgebung geöffnet. Da alles was darin enthalten war, nichts gegen das Wohl der Republik enthielt, sondern nur Beweise ohne Zahl von der Wahrheit meiner Mitleid erregenden Geschichte, so ward es alles gleich ausgeliefert.

Man sagte mir, daß ein Deputirter Namens Audrein sich zum öffentlichen Ver-

theidiger der Bourbons erklärt habe. Meine Freunde riethen mir ihn zu sehen, und trieben mich gewissermaßen zu ihm hin. „Meine Sache," sagte er, „würde ohne Schwierigkeit abgemacht werden. Ich solle nur meinen Namen (den er nicht zu wissen vorgab) zu den Namen der übrigen Glieder der Familie schreiben; meine Leiden würden jetzt geendigt sein. Ich kam nach einigen Tagen wieder zu ihm. Er hätte, sagte man, in der Zeit die Wünsche einer gewissen Person über meine Ansprüche gehört. Es war nicht mehr derselbe Mensch. Er sagte mir etwas vor von Versöhnung, von naher Rückkehr, von gutem Herzen, von Großmuth der Glieder meiner Familie; sie, die mich vergessen hatten, und die mich nur hätten nennen dürfen, damit ich dasselbe Geld erhielte wie sie. Kurz, ich fand, daß die Unglücklichen fast niemals eine Stütze finden. Da ich auf nichts mehr rechnete als auf mich selbst und den unveränderlichen

Eifer meines Advokaten, so ließ ich eine Addresse an den Nationalkonvent drucken, worin ich anführte, daß Ludwig XVI. alle Güter meines verstorbenen Vaters, des Prinzen von Conti, geerbt hätte, daher er auch wie billig alle Lasten übernehmen mußte, die darauf hafteten. Ohne Widerspruch gehörte die erste Stelle dem Pflichttheile eines Kindes, wenn das Wort Last für eine so heilige Verpflichtung gebraucht werden kann. Ludwig XVI. hatte daher nur eben so gerecht als gütig zu handeln geglaubt, als er mir ein bestimmtes Einkommen von 37000 Livres anwieß. Er hatte es mir als Besitzer der Güter meines Vaters gegeben, und obgleich seine Freigebigkeit meine Hoffnung und Wünsche übertraf, so ist es doch wahr, daß die Liebe meines Vaters mir ein weit größeres Glück verheißen und bestimmt hatte. Ludwig XVI. wußte es, und wollte auch mehr für mich thun. Ich bat daher die Nation um keine Gnade, ich foderte nur, was sie mir

nach strenger Gerechtigkeit geben mußte, ich trat auf als ihr Gläubiger; ich zeigte ihr, daß dieser Gläubiger auf einem elenden Lager schmachte, in einer Kammer, die an einen Kornboden stieß, umgeben von Arbeitsleuten, deren Geräusch ihr des Nachts den Schlummer, bei Tage die Ruhe raubte, daß sie krank, ohne Hülfe sei, ohne irgend jemand, der für sie Sorge trage. Ich verlangte, daß man mir meine Pension wiedergeben sollte, und daß man mir das rückständige Geld, das ich so nöthig habe, auszahlen möchte, damit ich die Schulden, die ich durch Reisen und ewige Prozesse gemacht hatte, abbezahlen könnte. Dieser Schritt half mir indeß noch nichts.

Ich kann nicht umhin zu sagen, daß ich damals beinahe sechs und dreißig Jahre alt war, und auf dieser beschwerlichen Reise, die man Leben nennt, habe ich, mit sehr wenigen Ausnahmen, auf dem ganzen Wege nur kalte, unempfindliche Herzen angetroffen. Wenn

in diesen sechs und dreißig Jahren das Schicksal mir bisweilen lächeln zu wollen schien, so kamen Haufen von Schmeichler zu mir; aber wenn das Unglück nahte, so flogen diese Schmetterlinge, die nur im Strahle meines Glücks ihre Flügel entfalteten, mit diesem davon. Doch ich erfuhr im Unglück nur was alle erfahren haben; aber das traf mich vor den Übrigen, daß man mir immer meinen Stand streitig machte, und daß Verbrechen auf Verbrechen, Betrügereien auf Betrügereien gehäuft wurden, um mir den Platz zu rauben, den mir die Natur angewiesen hatte. Nun, nach so vielen Streichen, die mir gespielt wurden, gab man meinen Namen einer anderen: es gab nun zwei Personen, die Stephanie von Bourbon hießen; die Fabel vom Amphitryon und Sosias war, zur Wirklichkeit bei mir; eine Rasende, eine ausschweifende Person spielte meine Rolle, beging mit kaltem Blute schamlos eine Tollheit nach der anderen, zeigte sich und ließ

sich einsperren unter meinem Namen; — und als alles, damit ich nur nicht dazu kommen sollte, mich freiwillig einkerkern zu lassen. Was sage ich? Alles dieß war geschehen, ehe ich es nur ahnen konnte, und ich hätte vielleicht Jahre lang, vielleicht immer diese teuflischen Künste nicht erfahren, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie mir entdeckt hätte. Ein glücklicher? So darf ich nicht sagen: der Stoß war geführt, das Verbrechen hatte gewirkt; die schändliche Betrügerei hatte schon alles Unheil angerichtet, allen Schaden angestiftet, den sie nur konnte, ehe ich sie erfuhr. Ich war im Sicherheitsausschuß in der Sektion für die Polizei, ich weiß nicht in welcher Angelegenheit; man sah sich an, betrachtete mich mit großen Augen; ein Murmeln lief durch den ganzen Saal; ich verstand folgende Worte, obgleich man leise sprach: „Sie ist also nicht mehr im Irrenhause? Wie vernünftig sie spricht! Wer sollte wohl sagen, daß sie den Verstand verlohren

hatte? — Bestürzt frage ich einen, was das heißen solle? — Sie wundern sich hier, antwortete er, weil ein Befehl gegeben war, Sie wegen ihres Wahnsinnes einzusperren; die auffallendsten Beweise davon haben wir mit angesehen. Alle Beamte in diesem Bureau versprachen mir es geheim zu halten. Meine Feinde haben mir einen schändlichen Streich gespielt, sagte ich, und Sie haben sich sehr irre führen lassen. Ich bin niemals zu Paris festgesetzt worden, und nie bin ich wahnsinnig gewesen. — O! Sie sind es doch; Sie hatten dasselbe graue Kleid an, mit schwarzen Bändern, so wie heute*). Ich verlangte den Verhaftsbefehl gegen mich zu sehen. Man fand ihn nicht. Es schien als ob der Befehl, diese Unglückliche ins Irrenhaus zu bringen, nicht ins Register eingetragen sei; ihre Tollheiten waren so unanständig und so unerträglich gewesen, daß man geeilt hatte, sie

*) Ich trauerte für den Bruder der Maria Theresia.

fortzuschaffen; allein man zeigte mir einen Verhaftsbefehl vom Jahre 4, folgendes Inhalts:

den 18 Vindemaire.

„Der Sicherheitsausschuß befiehlt, daß die Bürgerin Stephanie Louise von Bourbon, die wahnsinnig ist, aus dem Irrenhause nach St. Pelagie gebracht werden solle, bis auf weitere Ordre."

Roberjeot.

Weil ich aber nun frei bin, so muß ja auch ein Befehl dasein, mich in Freiheit zu setzen, zeigen Sie mir den. — Man fand keinen. — Ich eilte nach dem Irrenhause. Die Schließerin die ich fragte, sagte mir: „es sei in diesem Hause eine Frauensperson Namens Stephanie Louise von Bourbon Conti, die auf Befehl der Polizei, ihres Wahnsinns wegen angehalten worden, sie wäre von meiner Größe, aber mehr liederlich als wahnsinnig. Sie schriebe unaufhörlich, nenne Jean Jacques ihren Lehrer, gebe sich für eine Cousine der Maria The-

resia aus, die sie im Temple gesehen hätte, und von ihr beschenkt worden wäre; sie wüßte nicht, warum man sie nicht mehr nach dem Temple gehen ließe, und warum man sie festgesetzt hätte."

Durch diese Erzählung lernte ich das ganze schwarze Bubenstück kennen. Ich begriff nun leicht, wie Maria Theresia im Gefängnisse hintergangen und betrogen ward, da man sogar in der Comité die Leute, die mich täglich sahen, hinters Licht geführt hatte. Ich ging nach St. Pelagie, wo dieß Geschöpf eingesperrt war; dort erfuhr ich, daß sie unverschämt sich meiner Namensunterschrift bediene, und daß sie nach allen Seiten Briefe schicke, die in einem Stil abgefaßt waren, wie man gewöhnlich in der Salpetriere zu schreiben pflegt: daß sie Marie Rosine Mornant heiße, und eine Schneiderin aus der Straße Sebastian Pont-aux-Choux sei. Als man ihr Vorwürfe über die Freiheit machte, die sie sich nahm, sich einen Namen zuzueig-

nen, der, wie man wußte, ihr nicht gehörte, hatte sie geantwortet, daß man sie gezwungen habe ihn anzunehmen, und daß sie alles bekennen wolle, wenn man sie freilassen würde. Das waren die Mittel, die man gebrauchte, Maria Theresia abzuhalten, mich länger in ihrem Kerker zu sehen, und mich zu sich zu nehmen.

Da ich nicht wollte, daß irgend etwas schriftlich stehen bliebe, was meine Person und meinen Stand herabwürdigen könnte, so verlangte ich von der Regierung, daß die Verhaftsbefehle, die fälschlich meinen Namen führten, vernichtet werden möchten, so wie einen Befehl, meinen Namen aus den Registern der Irrenhäuser auszustreichen, und es ward mir bewilligt, nachdem ich vier Monate darum angehalten hatte *). Nur in

*) Bureau der ersten Division, Paris, den 3ten Pluviose, im vierten Jahre der Republik. Der Minister des Inneren an die Bürgerin Stephanie Louise von Bourbon, in der Straße Sit-le-Coeur Nro. 15.

„Bürgerin, ich schicke Ihnen, wie Sie es wünschen,

Paris und in drei oder vier anderen großen Städten Europas, kann man solche Abentheuer beleben; Unterdrückung des Standes, Unterschiebung von Personen, Lebende, die für ihre Familien todt sind, und also dem Scheine nach begraben. In diesen unermeßlichen Städten, wo die Menschen, die Geschäfte, die Vergnügen sich häufen, wo der Wechsel der Dinge kaum Zeit läßt das Einzelne zu bemerken, nie Gelegenheit giebt sie zu unterscheiden, macht der Geist der Intrigue, da er mehr Raum hat und Gelegenheit sich zu entwickeln, Fabeln zur Wahrheit, und Romane zu wahren Geschichten.

---

die richtige Abschrift des Verhörs, welches der Polizeicommissair der Section des botanischen Gartens, mit der Bürgerin Marie Rosine Mornant gehalten hat, die in mehreren Gefängnissen unter Ihrem Namen gesessen hat. Bei dieser Abschrift ist das Protokoll, wodurch bewiesen wird, daß Ihr Name in den Registern dieser verschiedenen Häuser ausgestrichen ist, und zugleich finden Sie die Briefe, die ich darüber an jenen Polizeicommissair geschrieben habe.

Gruß und Brüderschaft.

Benezech,

Champagneux."

Ich versuchte es, eine Abschrift der Protokolle der Maria Theresia zu überschicken, so wie von allen Schriften, die als Belege des gegen mich geschmiedeten Complots dienen konnten, mit folgendem Briefe.

Madame.

„Neuen Frevel hat man gegen mich verübt. Ew. Königl. Hoheit werden aus beiliegenden Schriften sehen, daß man mir auch das Interesse hat rauben wollen, welches mein Unglück eingeflößt hatte, da man ein feiles Mädchen erkaufte, um unter meinem Namen Tollheiten zu begehen, und ihre Einwilligung, sie in ein Irrenhaus zu sperren, zu erhalten. Wahrscheinlich hat man durch Hülfe dieser Intrigue mir Ihre Gnade entzogen. Ich muß Ihnen die Wahrheit bekennen, und mich in Ansehung des Eindrucks, den sie machen wird, auf Ihr Herz verlassen. Ich bin u. s. w.“

Paris, den 15 November 1795.

Ich glaube gewiß, daß Maria Theresia

dies Paket nicht erhalten hat. Maria Theresia hätte mir sicher geantwortet; aber man wollte nicht, daß ich bei ihr ferner etwas gelten sollte. Es ist meinen Verfolgern gelungen: aber auch ich habe gethan was mir die Pflicht gebot. Maria Theresia kann sich keinen Vorwurf machen, da sie betrogen ward, aber es wird ihr Kummer verursachen.

Mein Leiden war durch diese neue Grausamkeit noch vermehrt. Ich hatte eine kostbare Zeit verliehren müssen, um die öffentlichen Spuren derselben zu vertilgen. Ich erfuhr, wie wahr es sei, was jener Moralist sagte: daß die Zeit, die jede Art von Kummer lindert, nur den, der aus Mangel an Geld entsteht, vermehrt. Wie es mit meinen Finanzen stand, wird man aus folgendem Fragment eines Briefes sehen, den ich ans Gouvernement schrieb:

„Meine Noth ist so groß, daß ich nicht den Termin abwarten kann, der das Schicksal der Bourbons entscheiden soll. Ich er-

suche Sie daher, da man doch nicht provisorisch stirbt, mich wenigstens in den Stand zu setzen, Sie um Gerechtigkeit anflehen, und meine gerechte Sache führen zu können."

Dem Finanzminister (Faypoul) setzte ich alles weitläuftig aus einander. Da ich nicht mehr mich auf die alten Gesetze berufen konnte, so foderte ich die Vollziehung der neuen. Beide entscheiden zum Vortheil der Kinder, die ihres Vaters Erbschaft, oder ihren Pflichttheil zu erhalten suchen. Ich schrieb ihm: „Ich habe weder Feuer, noch Licht, noch Wäsche, noch Schuhe, noch ein Bett, noch Nahrungsmittel. Die Nation besitzt das Vermögen, worauf ich Anspruch machen kann. Die neuen Gesetze geben mir ein Recht auf das Vermögen meines Vaters. Wenn ich auch nicht als rechtmäßig anerkannt wäre, was in ihren Augen nichts gilt, so hätte ich schon als natürliches, anerkanntes Kind Ansprüche darauf. Zehn Monate sind schon verflossen, seit ich darum bitte, daß

man mir meine Pension von 37000 Livres auszahlen solle; von Einem bin ich zum Anderen geschickt, und kann doch nichts erhalten .... Indeß ich so herumgejagt ward, sind meine Schulden, meine Noth, mein Elend, meine Krankheit viel schlimmer geworden. Ich fodere außer meiner Pension, auch die Bezahlung des rückständigen Geldes, damit ich meine Gläubiger bezahlen kann u. s. w.

Ich mußte sehr über diesen Minister klagen. Er schämte sich nicht, mir das Assignat von 400 Livres anzubieten, das Cambon mir als eine Gnade gegeben habe, und das keinen Thaler werth war, am Ende des Jahres 1795. Ich bat ihn schriftlich: „nur zu sehen, wie viel er selbst gebrauche, und mir zu sagen, wie viele Minuten er mit einem Assignat von 400 Livres auskommen könne.“ Ich fügte hinzu: „Das ist das Mittel nicht, wodurch Sie mich von sich weisen können, ich werde nicht fortgehen, ich muß Gerechtig-

keit erhalten, und zwar schnell . . . . Wenn Sie mir keine Gerechtigkeit verschaffen, so werde ich sagen, daß Sie es nicht gewollt haben u. s. w."

Dieser Minister kümmerte sich indeß nicht darum; er schickte mich, ohne Rücksicht auf die dringende Noth, an den Minister des Inneren, der die Angelegenheiten der Familie Bourbon zu besorgen hatte. In der Zeit, daß ich auf die Entscheidung wartete, trieb ich wieder Mathematik, Geometrie und einige andere Wissenschaften, und gab Unterricht darin, um nicht Hungers zu sterben. Meine schwache Gesundheit gewann eben nicht bei dieser Vermehrung der Arbeit, sie würde aber doch noch mehr gelitten haben, wenn ich gar nichts zu essen und zu trinken gehabt hätte. Ich hatte nur die Wahl, entweder zu hungern oder übermäßig zu arbeiten. Während ich, indem ich mein Leben verkürzte, kümmerlich meinen Unterhalt gewann, entwarf mein Advokat eine kleine Schrift, ein Meisterwerk

in Hinsicht auf Bestimmtheit und Klarheit, um die Regierung zu bewegen, über meine Rechte etwas zu bestimmen. Er schilderte ganz kurz meine Geschichte, zeichnete mit starken Zügen den eigennützigen Frevel der Unmenschen, die, funfzehn Jahre hindurch, mich stets verfolgten, und ins Unglück stürzten. Er legte unzählige Beweise meines Standes bei. Er berief sich auch, indem er zugleich zeigte, wie unnöthig es eigentlich sei, aber gleichsam die Regierung durch die Menge der Zeugnisse zu überführen, auf jene Erklärungen, die zum Theil freiwillig, zum Theil auf meine Bitten bei dem Notarius niedergelegt waren, und die umständlichste Geschichte meines Lebens enthielten. Er bemerkte: „daß diese Erklärungen, sowohl wegen ihrer Übereinstimmung, als auch wegen der Personen von denen sie herrührten, unverkennbar den Stempel der Wahrheit an sich trügen. Alle sind von Zeugen die gültig sind; von solchen Zeugen, die wegen der Lage, worin sie

lebten, alles was sie aussagen, wissen konnten. Sie waren alle Hausfreunde, Domestiken, oder sahen täglich die Erzieherin und ihre Elevin. Die Zeugnisse sind ausgestellt von der Schwester der Madame Delorme, ihrer einzigen Erbin, von Herrn Jacquet, dem Verlobten der Madame Delorme, von dem Bruder desselben, ihrer Kammerfrau, der Näherin u. s. w."

Ich füge noch hinzu, daß einige von diesen Zeugen um so glaubwürdiger waren, weil die Gewalt der Wahrheit und der Trieb ihres Gewissens sie zu schrecklichen Geständnissen gegen eine Schwester, eine Freundin, eine Geliebte zwang. Damit dem Leser über meine Abkunft kein Zweifel bleibe, will ich unter die Belege dieser Denkwürdigkeiten einige Fragmente von denjenigen, die ich dem Minister überreichte, aufnehmen.

Die Schrift meines Anwalds hatte nicht ganz die gehoffte Wirkung, aber sie gewann mir einen der Minister in einem sehr kritischen Augenblicke, denn ich hatte kein Ob-

dach. Die Verhandlung meiner Angelegenheiten zog sich in die Länge. Die Hausbesitzer wollten baares Geld haben, da die Assignaten immer mehr fielen; ich hatte kein Geld, der Augenblick der Bezahlung meiner Pension schien weit entfernt, man kündigte mir meine Wohnung auf. Die Verzweiflung macht kühn; mit dieser Aufkündigung in der Hand, eilte ich zum Minister. Es war Herr Ramel, der Nachfolger des Herrn Faypoul. So wie er mich erblickte, sagte er: „der Bericht über die Bourbons ist entworfen, Sie sind mit darunter gerechnet; Sie werden ihren Theil der vorläufigen Unterstützung, der Ihnen bewilligt ist, erhalten. Ihr Schicksal soll beim Frieden ganz entschieden werden.“ Ich antwortete: „Ich soll auf diese Unterstützung und den Frieden hoffen? Aber ich habe keine Wohnung, wenn Sie mir keine geben.“ Der Minister beruhigte mich für diesen Augenblick; aber er verdoppelte einige Tage nachher meine Unruhe, da er mir an-

kündigte, „daß mein Bruder meinen Jahrgehalt bestimmen, und mir auszahlen solle. Welch ein Donnerschlag für mich! Jedermann gab mir die Versicherung, daß dieser Bruder in Allem mein Gegner sei, daß er sich alles gegen mich erlaube; ich war wie vernichtet, ich konnte nicht antworten. Ich schrieb aber noch denselben Abend einen Brief an den Minister, der meinen Schmerz deutlich zeigte. „Heißt denn das mein Schicksal bestimmen, wenn man mich meinen Verfolgern ausliefert, mich ewigen Streitigkeiten mit meinen Feinden aussetzt?“ Von der ehemaligen Regierung hatte ich ein Haus, einen prächtigen Garten, eine Pension erhalten. Ich foderte meine Pension, den Rückstand derselben, der meinen Gläubigern gehörte, eine Wohnung und einen Garten. Die Zeit meiner Miethe war verflossen. Ich eilte zum Minister und sagte ihm: Jetzt muß ich bei Ihnen bleiben, oder auf der Gasse liegen. Nein, erwiederte er, Sie sollen in einem

freundlichen Hause wohnen, wo Sie allein sein können .... Ich erhielt sogleich den Schlüssel. Darauf bat ich um die nothwendigsten Hausgeräthe. Der Minister gab sie mir, und sagte: das Direktorium giebt Ihnen diese Wohnung, bald sollen Sie auch ein anständiges Jahrgehalt bekommen; es ist schon bestimmt, es soll nächstens ausgezahlt werden. Ich habe es von der Regierung erhalten, daß sie selbst Ihr Schicksal bestimmt hat. Nicht lange darauf gab er mir die Summe an, die für mich bestimmt war, und sagte: ich solle zum Minister des Inneren gehen, sie in Empfang zu nehmen. Ich ging hin. Es fand sich, daß ich nicht auf der Liste stand, worauf das Geld, welches die Bourbons erhalten sollten, aufgezeichnet war. Ich konnte den Grund nicht errathen, aber nach allen den Beweisen, die mir der Minister Ramel von seiner guten Gesinnung gegen mich gegeben hatte, ist es mir unmöglich, irgend an seiner Aufrichtigkeit zu zwei-

feln. Was für einen Nutzen hätte es ihm auch gebracht mich zu täuschen? Als ich zurückkam, ihm von dieser verdrießlichen Auslassung Bericht abzustatten, schien er verwundert darüber, und bezeugte mir sein Mitleiden, wie er mir sagte, daß meine Sache vor den Minister des Inneren gehöre. Ich mußte also zu diesem gehen, (es war noch immer Bénézech). Wie ward ich da empfangen! Man wollte mich überreden ich träumte! . . . . Schnell entfloh ich voll Unwillen, diese Menschen verachtend.

Obgleich ich krank war, und nur wenige Kenntnisse besaß, suchte ich noch einmal durch meine Arbeiten mir Unterhalt zu verschaffen. Ich kündigte an, daß ich Unterricht geben wollte; aber man hatte mir während meiner Gefangenschaft, während man meinen verwundeten Kopf heilte, alle meine Bücher und Instrumente genommen. Ich dachte, daß man mir wenigstens diese Kleinigkeit nicht streitig machen würde. Auch darin hatte ich

mich betrogen, man verweigerte mir sie herauszugeben, nachdem man es mir zuerst versprochen hatte. Man schien mir, wie ich wörtlich an den Minister des Inneren schrieb, selbst die Mittel meinen Unterhalt zu gewinnen vorenthalten zu wollen, da man mich doch in diese Noth gebracht hatte. Dennoch galt dieser Minister Bénézech für einen gemäßigten Mann; er war, wie man sagte, der Advokat des Adels bei der Regierung. Ich darf glauben, daß er auch mich vertheidigt haben würde, wenn ich nicht einen Gegner gehabt hätte, der, nach dem Verlust seines Vermögens, mich noch durch seinen Credit niederdrückte. Ich war so unzufrieden mit diesem Minister, daß ich glaubte, meine Schriften nicht länger bei ihm lassen zu können. Ehe man sie mir wiedergab, foderte man einen Empfangschein, obgleich man mir keinen gegeben hatte, als ich sie dort niederlegte. Ich stellte ihn mit folgenden Worten aus: da der Minister sich

beständig weigert mir Recht zu verschaffen, so nehme ich meine Schriften zurück.

Ich muß bemerken, daß der Minister die ersten Male als ich zu ihm kam, mich sehr freundlich aufnahm. Auch fragte ich ihn im Dezember 1796 in einem Briefe, ob ich nicht Grund hätte zu glauben, daß seine Veränderung nur durch die Intriguen meiner Feinde bewirkt wäre? „Ich muß Ihnen gestehen," schrieb ich, „daß Ihr Betragen, alle die Sie kennen, in Erstaunen setzt, und daß alle noch mehr staunen werden, wenn Sie mich zwingen sollten öffentlich zu reden. Sie wenden sich schnell von mir ab; Sie scheinen das Licht zu scheuen. Dies sonderbare Betragen gegen mich allein, fällt allgemein auf. Als ich Sie einmal bat, mir eine entscheidende Antwort zu geben, erwiederten Sie grausam genug: Sie werden noch lange darum schreiben. Warum sollte ich schreiben, ohne eine Antwort zu erhalten?

Warum sollte ich schreiben, ohne daß mein Brief gelesen würde? Man liest das Urtheil des Verbrechers, ehe man ihn zum Hochgerichte führt. Sie bahnen mir den Weg dahin; geben Sie mir wenigstens die Gründe dafür an." Es beliebte ihm nicht, sie mir zu nennen.

Ich gab indeß Unterricht; da ich aber erst einen großen Theil von dem, worin ich unterrichtete, wieder lernen mußte, so ward ich von übermäßiger Anstrengung krank. Ich litt an der Brust, und ohne die größte Sorgfalt des Herrn Reberol hätte ich sterben müssen. Wie ich langsam anfing mich zu erholen, hörte ich, daß meine Familie ein Jahrgehalt bekomme. Ich schickte hin und ließ fragen, wie viel für mich bestimmt sei? Der Finanzminister antwortete: das sei nicht angegeben, der Herr von Conti sei dagegen. Dies Wort trieb mich aus dem Bette, trotz des Verbotes meines Arztes. Obgleich mein Stand unwiderruflich von dem-

jenigen, der zu jener Zeit allein darüber entscheiden konnte, anerkannt war, so wollte der Finanzminister dennoch erst die Beweise wiedersehen, ehe er sich erklärte. Ich legte sie ihm vor. Er sah sie sogleich durch. Nach einem kurzen Verzug meldete mir der Minister, daß die Entscheidung des Directoriums anders ausgefallen sei, als er und ich es erwartet hätten, daß mir nur 3000 Livres auf die Besitzungen meines Bruders angewiesen worden wären. Wenn ich auch für zwanzig Jahre diese Pension jetzt erhalten hätte, so genügte das kaum meine Schulden zu bezahlen. Ich bat den Minister um eine der Landbesitzungen meines Vaters, die gleichen Werth mit meiner Pension hätte, mir aber ein sicherer und gewisserer Besitz zu sein schien. Er sagte ich sollte wählen, und versprach mir mein Gesuch zu unterstützen. Ich zog also über Berg und Thal, um alle Besitzungen meines Vaters zu durchsuchen, um irgend ein kleines Gütchen, das für mich

paßend wäre, zu finden. Nach vielem Herumziehen, bestimmte ich mich endlich für Meru, und eilte, dies dem Minister selbst zu melden. Meine Wahl ward angenommen; ich hatte sogar das Vergnügen zu sehen, daß man mit der mäßigen Foderung sehr zufrieden war. Einige Tage darauf kam ich wieder zum Minister, da kündigte er mir an, daß meine Mühe und Unkosten vergeblich aufgewendet wären; denn da das Sequester der Güter meines Bruders aufgehoben worden sei, so hätte die Regierung nichts mehr mit meinen Foderungen zu schaffen.

Ich mußte noch einmal schreiben, um diese falsche Ansicht zu berichtigen, und der Regierung vorzustellen, daß das neue Gesetz meinem Bruder nichts bewillige, als die Güter, die er in dem Augenblicke besaß, als das Sequester aufgelegt ward; daß die Republik alle diejenigen Güter besäße, die viel bestimmter dazu dienen müßten, meine Foderungen zu berichtigen. Man machte mir

Einwürfe dagegen, und stellte Gründe auf, die eben nicht die besten waren. Ich erfuhr auch bei diesen Verhandlungen, daß seit einem Jahre schon ein Befehl des Directoriums da sei, (vom 15 Prairial des vierten Jahres der Republik) wodurch mir fünfhundert Livres zur Unterstützung für ein Mal bewilligt wurden, und dann monatlich zweihundert Franken in baarem Gelde. Der Minister, der es auszahlen lassen sollte, hatte mir nichts davon gesagt. Man konnte mir die Auszahlung nicht verweigern, bewies mir aber im Comtoir, daß Mandate besser wären als Gold, obgleich sie neun und zwanzig Prozent verlohren, so daß 2900 Livres in Mandaten etwas über 100 Livres werth waren. Ich wollte dies nicht annehmen, aber mein Advokat war anderer Meinung; er dachte daß ich meine Rechte durchsetzen sollte, und das hätte mich nicht abgehalten gegen einen Ausspruch des Ministers aufzutreten, der entschied daß weiß schwarz sein

solle. Der Augenblick für meine Zurückfoderung erschien bald. Das Sequester wurde im Junius 1797 von den Gütern der Bourbons, die in Frankreich geblieben waren, aufgehoben. Alle meine Bekannten näherten sich mir wieder. Man glaubte daß meine Leiden nun geendigt wären. Meine bisherige Einsamkeit verwandelte sich in einen kleinen Hofstaat; man beeiferte sich, mir alles anzubieten, was zur Verschönerung meiner Wohnung dienen konnte; sie ward mit einer wunderbaren Schnelligkeit ausgebessert. Ich fand neuen Credit. Man wollte nicht, daß ich noch länger allein in einem einsamen Quartiere wohnen sollte. Man drang in mich, daß ich eine angenehmere, lebhaftere Wohnung wählen sollte, wo ich eine auserlesene Gesellschaft finden würde. Man schmeichelte mir auf alle Art, prieß mich als ein Wunder von Talenten, als ein Muster der Tugend . . . . Ich ließ mich nicht dadurch fangen, aber ich schmeckte zum ersten

Mal die Annehmlichkeit der Gesellschaft, und obgleich ich mich ihr nicht ganz hingab, so fing ich doch an, den Reiz derselben zu kosten. Wenn man nicht beständig aufmerksam auf sich selbst ist, so ist nichts was so leicht entsteht, als Gewöhnung an Vergnügen. Glücklicherweise fing sie bei mir erst eben an, und ich riß mich schnell wieder los, und ohne Mühe, als das Verschwinden des trügerischen Scheines mich einsehen ließ, daß ich mich geirrt hatte, und als ich den Werth dieser übertriebenen Freundschaft kennen lernte. Alles was ich hörte, schien mir die Gewißheit zu geben, daß endlich mein Elend und die Sorge für meinen Unterhalt, die mich seit so langer Zeit unaufhörlich quälte, geendigt sein werde. Ich hoffte Gerechtigkeit zu finden, wie die anderen Mitglieder meiner Familie.

Den 7 Julius schickte ich eine Bittschrift an die gesetzgebende Versammlung, um sie an meine Schulden, meine Krankheit, mein

Elend und mein Recht zu erinnern. Ich bat um eine endliche Entscheidung. Eine Commission von drei Mitgliedern ward ernannt, und ihnen legte ich eine kurze Geschichte meines Unglücks vor. Ich schilderte ihnen meine Noth, wie ich nur durch Unterrichtgeben jetzt mein Brod verdiente, aber meine Gesundheit dadurch zu Grunde gerichtet hätte, so, daß ich fast immer krank wäre; daß ich auch selbst diese Art, mein Leben zu fristen, aufgegeben hätte, um dem Wunsche des Gouvernements zu willfahren, das durch mein Unternehmen etwas beunruhigt zu sein schiene. Ich bat um einige Grundstücke, statt meines Pflichttheils, und um die Auszahlung der Rückstände meiner Pension, um meine Schulden zu tilgen. Die Commission machte einige Bemerkungen, die mich fürchten ließen, daß sie meine Pension mit den gewöhnlichen verwechseln möchte. Mein Advokat benahm ihr diesen Irrthum, da er ihr in einem Aufsatz zeigte, worin angegeben war, wie der König

dazu gekommen sei, mir diese Pension zu geben. Der Commission leuchtete dieß ein, und schon hoffte ich das gelobte Land zu sehen, als die Kanonen des Fructidors donnerten. Noch einmal waren alle meine Hoffnungen dahin! Die ganze Commission (Pichegru, Couchery und Boissy d'Anglas) ward deportirt, und ich ward aufs Neue das Opfer einer Revolution, die mir so fremd hätte sein sollen, als wäre sie in China oder Persien vorgefallen.

Mit den Hoffnungen des Glücks verschwanden auch meine Freunde und Bekannten. Meine Gläubiger bestürmten mich wieder; die Kaufleute foderten und nahmen fort, was sich nur wieder wegbringen ließ; meine Vollkommenheiten waren nun nichts als unerträgliche Fehler. Ich blieb allein und fand es nicht wunderbar, denn hatte ich nicht an dem wahren Hofe den Haufen gesehen, wie die Menge der Höflinge sich, nach den Umständen, vergrößerte und verkleinerte? In

den

den Palästen, in den Bürgerhäusern, in den Hütten, allenthalben habe ich dieselben Leidenschaften gefunden, dieselben Menschen, denselben Eigennutz. Nur die Größe der Gegenstände macht den Unterschied.

Ich ergriff schnell meine Parthei bei dieser allgemeinen Entfernung meiner Freunde, und ich dachte: Fructidor verjage meine Freunde; ein Ausspruch des Directoriums wird sie schon wieder herbeiführen! In jedem Fall werde ich recht gut ohne sie leben können. Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß der ehrwürdige Jurist, der alle meine Schritte in diesem Labyrinthe der Gesetze und des gerichtlichen Verfahrens geleitet hatte, der immer, auch im Unglück, treu blieb, aufhörte, mich durch seine Einsichten zu belehren, und meinen Muth zu stärken, der ganz niedergeschlagen war. Ich hatte den ganzen Sommer verlohren; meine Richter wohnten auf dem Lande, um zu ihnen zu kommen, hätte ich mein Geld für Wagen und Pferde

verwenden müssen. Alle Mühe, alle Anstrengung, alles Geld war verlohren, und ich mußte von vorn wieder anfangen. Nachdem ich schon auf dem Gipfel zu sein glaubte, muß ich aufs Neue aus dem Thale, wie ein anderer Sisyphus, meinen Stein zur Spitze emporwälzen.

Noch hatte ich ein Haus, ein Vaterland; aber schon drohte mir die Gefahr, sie zu verliehren. Man sprach davon, daß man mein Haus verkaufen wolle. Diese schreiende Ungerechtigkeit ward indeß verschoben. Es ist mir sehr angenehm zu wissen, daß ich diesen Aufschub dem Departement der Seine und dem Finanzminister verdanke. Noch ehe ich aber befürchten mußte, meine Wohnung zu verliehren, hatte ich eine noch viel größere Unruhe; man hatte mich besorgt gemacht, daß alles, was man der Bourbons wegen gethan hatte, keinen Bezug auf mich haben würde, da Madame Orleans mit darunter gerechnet war. Aber die Stelle des Dekretes,

die man anführte, um mir dies zu beweisen, zeigte mir, bei einigem Nachdenken, daß diese Furcht ungegründet sei. Sie verbannte alle Bourbons, die Wittwe Orleans mit einbegriffen. Weil mit ihr die Liste der Verwiesenen endigte, so schloß ich daraus, daß die natürlichen Kinder nicht mit darunter begriffen sein sollten, weil man, um Madame von Orleans dazu zu ziehen, sie ausdrücklich angeführt hatte. Ich sah, daß es nicht die Tochter des Herrn von Penthievre war, sondern die Gemahlin Philipps, die Mutter der Kinder Philipps, die man verbannen zu müssen glaubte. Auch ward keines der natürlichen Kinder deportirt. Da ich in Frankreich blieb, so beschäftigte ich mich aufs Neue mit den Mitteln, endlich ein Jahrgeld zu erhalten, um, nach so vielen Stürmen, sorgenfrei leben zu können. Ich ging daher zur Zahlungskammer des Minister des Inneren, um fünf und zwanzig Louisd'or von den hundert zu haben, die mir das Direktorium jährlich

bewilligt hatte. Man sagte mir, daß ich dazu einen neuen Befehl auswürken müßte. Ich fragte, ob ein Befehl da sei, nicht zu zahlen? Man erwiederte: der sei nicht da; dennoch aber weigerte man sich, mir das Geld zu geben. Ich entfernte mich bestürzt, und that eine zeitlang keinen Schritt. Durch die Foderungen meiner Gläubiger aber, und meine dringende Noth, ward ich endlich wieder gezwungen zu bitten. Ich wendete mich an die Regierung. Ich ward nicht aufgehalten; meine Sache ward gleich dem Finanzminister zugestellt, der immer, wie sonst, billig gesinnt war. Aber in seinem Bureau, wie bei allen anderen, traf ich immer unheilbringende Gestalten des alten Hofes, ehemals fade Hofleute, jetzt, dem Scheine nach, wilde Republikaner, die mich allenthalben verfolgten, die mir allenthalben schadeten, und mich, wie ich nur zu sehr Grund zu fürchten habe, verläumdeten. Der Minister foderte wieder meine Beweise. Ich antwortete, daß er sie

schon aufmerksam untersucht habe u. dgl. Der Minister Ramel erwiederte aber, daß er für sich nicht nöthig habe, meine Papiere zu sehen; daß er aber darüber mit dem Minister des Inneren sprechen müsse, und daß es zu meinem eigenen Vortheile sei, wenn sie seinem Kollegen vorgelegt würden. Ich lieferte daher mein Portefeuille noch einmal dem Minister Ramel aus. Er schickte es dem Minister des Inneren, Letourneux von Nantes. Ich wollte bei diesem letztern um eine endliche Entscheidung meiner Sache ansuchen, ward aber zwei Mal sehr unartig abgewiesen. Da ich nichts von ihm erwartete, und mein Stand, meine Geburt, meine Ehre, meine ganze Existenz, gewissermaßen diesem Portefeuille anvertraut waren, worüber man mir nie einen Schein gegeben hatte, so nahm ich es ihm weg, oder ließ es vielmehr durch den Finanzminister zurückfodern. Er hatte es nicht mehr nöthig, er hatte alles gesehen, sein Bericht mußte fertig

sein *). Ich drang beim Gouvernement auf Bezahlung meines Geldes, da verwieß man mich an den Minister des Inneren. Dies war für ihn ein indirecter Befehl, seinen Bericht einzureichen, oder nur den des Ministers Ramel zu unterstützen, den ich ihm daher übergab. Nach drei Wochen ging ich wieder zu ihm, um zu sehen, ob er den Willen des Direktoriums vollzogen hätte. So wie ich den Mund öffnete, drohte er mir mit dem Gefängnisse, und befahl seinen Bedienten, mich hinauszuwerfen. —

Nach dieser grausamen Behandlung kann ich ihn nicht sehen, nicht mit ihm sprechen, nicht an ihn schreiben, ihm meine Papiere nicht anvertrauen, und doch soll er mein Richter sein! In diesem ungewissen, ängstlichen Zustande muß ich meine Memoiren schließen. Wenn ich die Entscheidung abwartete, weiß ich, ob ich sie bekannt machen könnte? So

*) Ich hatte diesem Minister das Portefeuille den 27 November gegeben, und holte es den 19 Februar wieder ab.

viele Feinde, die noch gegen ein schwaches Weib verschworen sind, so viele Ungerechtigkeiten, so viele Grausamkeiten und die Güte des Himmels können durch den Tod meine Leiden enden. Aber die Verläumdung, die mich so wüthend verfolgt, soll nicht mein Andenken auch im Grabe verunglimpfen. Meine Feinde sollen nicht mehr ihre falschen Gerüchte verbreiten; keiner, der diese Denkwürdigkeiten liest, wird meinen Gegnern trauen. Die Belege, die ich anführe, lassen auch dem leisesten Zweifel keinen Raum, die Verläumder sollen wenigstens zum Schweigen verdammt sein.

Nach so vielen Prüfungen und Qualen, nachdem ich in jedem Sinne durch den schändlichsten Geiz vernichtet, ohne Barmherzigkeit von der zügellosesten Eigenliebe unter die Füße getreten bin, verfolgt, gequält ohne Rast und Ruhe, überhäuft mit Schmach, Schimpf, Beleidigungen aller Art, der größten Noth und erniedrigendstem Elende bloßgestellt; nach-

dem ich alle Strafen erduldet habe, ohne daß ich ein Verbrechen beging; so wird man sich leicht denken, was für eine Meinung ich von den Menschen hege, unter die mich die Vorsehung geworfen hat. Grausame Menschen! Der gefräßige Bär des Jura hat mich verschont; eure sanften, weißen Hände haben mich unaufhörlich zerrissen. Nur Ein Gut ist, das ihr mir nicht geraubt habt, das ist die Ehre! das ist mein Muth; und wenn die Natur ihn nicht im Stiche ließe, wenn die Barbaren mich nicht ermordet hätten, so würde vielleicht diese Seelenstärke hinreichen, das Unglück, das mich durch sie umringt, zu entfernen. Vielleicht sprengte ich diese doppelte Umgebung von Eisen und Dornen, worin sie mich eingeschlossen haben. O Du, dessen unbeschreibliche Liebe gegen mich die Wuth aller Leidenschaften aufregte; Du, der heißgeliebteste unter allen Vätern; Ihr, die Ihr nicht mehr lebt, und mich mit Wohlthaten überhäuftet; Ihr Edlen, die Ihr nicht unempfind-

lich bei meinen Leiden bleibt, wie sehr habe ich es nöthig an Euch zu denken, um nicht die Menschen zu hassen.

Ich endige diese Denkwürdigkeiten mit dem Jahre 1798, am ersten Tage des Frühlings wie man sagt, denn der Unglückliche hat keinen Frühling. Ich endige sie, so wie ich aus dem Vorzimmer des Ministers Letourneux komme, nicht in einem Anfall von schwarzem Menschenhasse, sondern in der gewöhnlichen Stimmung einer gebeugten Seele, die in allem, was sie selbst angeht, fast nichts als den Triumph des Lasters und den Mißbrauch der Kraft zur Unterdrückung der Schwachen, gesehen hat. Wird eine erfreulichere Zukunft mir noch erlauben, einen Nachtrag zu diesen Denkwürdigkeiten zu liefern? Oder, werden sie der letzte Schmerzensschrei, der letzte Ton der Verzweiflung sein? Allmächtiger Gott, wenn das dein Wille ist, wenn dies mein Testament sein soll, wenn der entscheidende Augenblick da ist, und mich der

Todesstreich treffen soll; — das Schlachtopfer ist bereit und giebt sich hin; möge es nur nicht durch einen zu langen Todeskampf gequält werden!

Stephanie Louise von Bourbon=Conti.

Belege.

Nro. 1.

Erklärung der Äbtissin zu Meaux.

Ich Endesunterzeichnete, Äbtissin der Königlichen Abtei Notre-Dame zu Meaux, bescheinige, daß Stephanie Louise von Bourbon, den 7 Septembre 1787 zu uns gekommen ist; daß sie uns bald darauf durch die achtungswerthesten Personen aus der Franche-Comte und der Abtei Remiremont empfohlen ward ...., daß alle Hausgenossen sie geschätzt und geachtet haben, wie es sowohl ihr Stand als auch ihr regelmäßiges und erbauliches Betragen verdient haben; daß sie auch unser Haus nur verlassen hat, um in die Königliche Abtei St. Antoine, zu Paris, zu ziehen; daß ich, so lange ich sie kenne, immer auf ihren Briefen das Wappen der Conti gesehen habe.

Gegeben in unsrer Abtei, den 9 Nov. 1791.

Unterz.: Delentilhac de Gimel,

Äbtissin zu Meaux.

Nro. 2.

Erklärung der Nonnen im Kloster du Precieux-Sang.

Wir Unterzeichneten, Priorin und Nonnen des Bernhardinerkloster du Precieux-Sang, bescheinigen, daß Madame von Bourbon-Conti sechs Monate in unserm Kloster, als eine Verwandte von Monsieur gelebt hat; daß dieser Prinz sie zu uns schickte und für sie bezahlte; daß ihre Möblen, auf Befehl der Königlichen Familie, aus der Abtei St. Antoine nach unserm Kloster gebracht wurden; daß wir ihren Bedienten immer in der Livrée der Conti gesehen haben; daß alle Briefe, die sie schrieb, mit dem Wappen der Conti versiegelt waren; daß die Königliche Familie durch die vornehmsten Hofleute, Ärzte und Wundärzte, sich nach ihrem Befinden erkundigen ließ. Paris den 7 Mai 1791.

Unterzeichnet: Schwester St. Victoire, Priorin, u. s. w.

Nro. 3.

Erklärung der Äbtissin von Val de Grace.

Ich Endesunterschriebene, Schwester Marie Louise de Jarry-de-Saint-Helene, Äbtissin der Königlichen Abtei Val de Grace, bezeuge, daß Madame Stephanie Louise von Bourbon-Conti, das Kloster dü Precieux-Sang verlassen hat, um den ersten April 1790 in unsere Abtei zu ziehen, auf Befehl der Königlichen Familie; daß Monsieur uns durch Herrn Loustonneau, seinen ersten Wundarzt, die Miethe für ihre Wohnung bezahlt hat, worüber wir auch diesem Prinzen eine Quittung ausgestellt haben, da gedachte Wohnung in seinem Namen und für seine Rechnung für seine Verwandte gemiethet war. Auch bezeuge ich, daß wir bei Madame von Bourbon-Conti immer einen Bedienten gesehen haben, der die Livrée der Conti trug, und daß ihre Briefe stets mit dem Wappen der Conti versiegelt waren. Paris den 7 April 1791.

Marie Louise de Jarry-de-Saint-Helene,

Äbtissin.

Nro. 4.

Aussage eines Tapezirers.

Ich Unterzeichneter bezeuge und betheure, daß ich vom Herrn Grafen Cossé, dem ersten Kammerherrn bei Monsieur, den Befehl erhielt, im Namen des genannten Prinzen, das Wegschaffen der Möblen der Madame von Bourbon-Conti aus der Abtei St. Antoine, wo sie als Schwester des Prinzen von Conti bekannt war, zu besorgen, und ebenfalls eine Wohnung im Kloster dü Precieux-Sang für sie einzurichten, die Monsieur für sie hatte miethen lassen, und daß Madame von Bourbon-Conti mehrere Mal etwas durch einen Bedienten, der die Livrée der Familie der Conti trug, bei mir hat bestellen lassen.

Paris den 8 Mai 1790.

Perral,
Tapezirer.

Nro. 5.

Erklärung der Mademoiselle Beau, genannt Laforet, den ersten Mai 1791.

In Gegenwart der Räthe des Königes, der Notare von Paris.

— — — Da sie der Wahrheit die Ehre geben, und was über diese Sache zu ihrer Kenntniß gekommen wäre, aussagen wollte, so hat sie vor uns Unterschriebenen folgendes erklärt.

Sie ward 1763 zu Madame Delorme gerufen, die damals im Kirchspiel St. André-des-Arts wohnte, um für ein kleines Mädchen, das bei ihr war, zu nähen.

Da das Gerücht in diesem Theile der Stadt ging, daß Madame Delorme als Kostgängerin die Tochter des Prinzen von Conti bei sich hätte, so sagte sie, als sie ihr die Arbeit zurückbrachte, der Delorme: Madame, man sagt, daß dies Kind eine königliche Prinzessin sei.

Madame Delorme erwiederte ihr: ja, das

ist wahr; sie ist die Tochter des Prinzen von Conti; aber die Mutter, die eine vornehme Dame ist, hat mir verboten, es zu sagen, weil sie mit dem Prinzen von Conti über den Rang nicht einig ist, den er dem Kinde bestimmt hat; also, meine Liebe, sagen Sie nichts davon; sie will nicht, daß es bekannt wird. . . . . . . Als die kleine Prinzessin angekleidet ward, bemerkte die Näherin, daß sie auf der linken Seite der Brust ein Mal in der Gestalt eines Kreuzes hatte.

Die Näherin erklärte auch, daß sie den Prinzen von Conti oft bei Madame Delorme gesehen hätte, und obgleich er einen großen Mantel umhatte, bemerkte sie doch sein blaues Band. Der Prinz ließ seinen Wagen in einiger Entfernung von dem Hause halten und kam ganz allein; er nannte die Kleine seine Tochter, sein liebes Kind, und empfahl der Madame Delorme, sie wohl in Acht zu nehmen.

Als diese kleine Prinzessin beinahe vier

oder

oder fünf Jahre alt war, fuhr sie fort, brachte ihr der Prinz von Conti ein mit Diamanten an beiden Seiten besetztes Medaillon; auf der einen Seite war das sehr ähnliche Bild des Prinzen, auf der anderen das Brustbild einer Prinzessin, die aber die genannte Person nicht erkannte. Madame Delorme sagte ihr aber, daß es das Bild der Mutter dieser kleinen Prinzessin sei; die Mutter wolle indeß nicht, daß es bekannt würde, und Madame Delorme erhielt Geld, damit man allenthalben glauben solle, daß dies Kind ihre Tochter sei.

Madame Delorme sagte der erwähnten Person, daß sie vor nicht langer Zeit Geld von der Prinzessin erhalten hätte, um es auf Leibrenten für dies Kind auszuthun, als ob es ihr eigenes Kind sei.

Sie habe auch, fuhr die genannte Person fort, immer das Medaillon mit dem blauen Bande, das der Prinz von Conti ihr zugleich überbrachte, bei diesem Kinde gesehen.

Sie erklärte weiter: daß der Aufwand der Madame Delorme immer zugenommen habe; daß die Delorme immer gesagt hätte, der Prinz verlange daß sie bei seiner Tochter nichts sparen solle, die er damals Gräfin von Mont-Cair-Zain genannt habe, daß aber die Delorme der obgenannten Person verboten habe, es zu erzählen.

Daß nach dieser Zeit die Delorme an die ebengedachte Person geschrieben habe, um ihr zu melden, daß sie ihre Wohnung verändert habe, daß sie ihr auch ihre Adresse geschickt, und ihr befohlen habe, sogleich zu ihr zu kommen.

Daß Madame Delorme um diese Zeit (die gedachte Person konnte nicht bestimmt das Jahr angeben, sie glaubte aber, es sei im Herbste des Jahres 1772 gewesen) in der Straße Clery gewohnt habe, in einem Hause, das ihr ganz gehörte, und von oben bis unten prächtig möblirt war, daß sie auch eine Menge von Bedienten hatte, alle in der gel-

ben Livrée, mit blauen Aufschlägen; daß die erste Kammerfrau der kleinen Prinzessin Leblanc geheißen habe .... daß eines Tages, als die erwähnte Person der kleinen Prinzessin ein Leibchen von goldgesticktem Mousselin anpaßte, man Monseigneur angemeldet habe, nämlich den Prinzen von Conti, den man so nannte.

Daß einige Wochen nach Ostern, im Jahre 1773, die obgenannte Person zu Madame Delorme geholt sei, um der kleinen Prinzessin Maaß zu zwei Staatskleidern zu nehmen, da sie dem Könige von ihrem Vater vorgestellt werden sollte. Daß sie zu dem einen Silberstoff mit goldenen Blumen, zu dem anderen rothes Zeug mit Silber gestickt erhalten habe.

Das Merkwürdigste aber war ein großer Busch von Diamanten, von denen mehrere, die wie Schmetterlinge und buntfarbige Blumen gefaßt waren, an elastischen Dräthen festgemacht waren.

Die erwähnte Person betheuert, daß sie diesen Busch mehrere Mal in ihren Händen gehabt habe, und daß sie ihn, wenn man ihn ihr vorlegte, wieder erkennen würde.

Daß die kleine Prinzessin ihr im Vertrauen gesagt habe, daß es ein Geschenk des Königes sei, und daß Madame Delorme ihr gesagt habe, daß der Vater der kleinen Prinzessin ihr diesen Busch eines Abends sehr spät gebracht habe.

Daß, als die genannte Person die beiden fertigen Kleider hinbrachte, Madame Delorme ihr nicht die drei Louisd'or habe geben wollen, die sie vorher ihr für jedes Kleid versprochen hatte, und ihr nur 18 Livres gab, worauf sie ihr vorstellte, daß dies nicht billig sei.

Daß die Delorme der gedachten Person erwiedert habe: Nehmen Sie die Kleider, ich gebrauche sie nicht; ich könnte sie doch nicht anziehen, ohne daß sie erkannt würden.

Daß sie nach dieser Zeit die kleine Gräfin

Mont-Cair-Zain nicht wieder gesehen habe; daß sie im Mai des Jahres 1775 Madame Delorme in den Tuilerien getroffen habe, wo diese ihr sagte, daß die kleine Prinzessin einige Tage nach jenen Vorbereitungen gestorben sei.

Daß die gedachte Person ohngefähr vor vier Wochen gehört habe, daß diese Prinzessin wieder zu Paris sei, um zu beweisen, daß man ihren Tod nur erdichtet habe; daß sie ihr habe sagen lassen, sie sei bereit, wenn sie es wünschen sollte, das was sie gesehen hätte, gerichtlich anzugeben.

Daß die erwähnte Person die Ehre gehabt hätte sie zu sehen, und sie sogleich erkannt hätte; und daß sie ebenfalls gleich von der Prinzessin erkannt wäre.

Daß die obgenannte Person das Bild an dem blauen Bande wieder erkannt, und gefunden hätte, daß es dasselbe sei, welches die Prinzessin in ihrem vierten oder fünften Jahre hatte, und daß jetzt nur die Diamanten fehlten.

Dieselbe Person hat, als man ihr diese Erklärung wieder vorlas, aufs Neue betheuert, daß sie die Wahrheit gesagt habe, und daß alles so sei, wie es niedergeschrieben worden u. s. w.

Paris den 3 Mai 1791.

Badenier u. s. w.

Die folgenden Erklärungen des Herrn Jacquet und einiger anderen Personen, hat der Übersetzer weggelassen, weil sie nur das früher Erzählte bestätigen, und man keine neuen Umstände erfährt. Die Verfasserin schließt mit folgenden Worten:

Die Erklärung des Herrn Jacquet und die der anderen Zeugen, die in meinem Hause alle sehr bekannt waren, enthalten nur die Wiederholung der schon angeführten Thatsachen. Sie sind, so wie alle anderen Belege dieser Geschichte, einregistrirt, und als ächt und unverfälscht anerkannt.

Ende.

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

Druckfehler im ersten Theile.

S. 1. Z. 1. statt herkommend lies herstammend.
— 1. Z. 5. del. auch.
— 33. Z. 1. und Z. 5. st. eine lies vier.
— 54. Z. 11. st. daß l. wenn.
— 55. Z. 13. st. wenn l. wann.
— 59. Z. 6. und 7. st. daß l. wenn.
— 77. Z. 6. von unten st. was l. welches.
— 82. Z. 4. st. mir l. mich.
— 87. Z. 1. bei dieser setze hinzu ist.
— 89. Z. 1. st. gielt l. gilt.
— 89. Z. 7. von unten st. schon l. ihre.
— 163. Z. von unten st. warnend l. warm und.
— 169. Z. 3. von unten st. Allé l. Allée.
— 285. Z. 8. st. nicht richtig l. aufrichtig.
— 322. Z. 4. st. daß l. welches.
— 391. Z. 6. von unten st. daß l. als.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bourbon-Conti, Stéphanie-Louise de

Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon-Conti

Bd.: Zweiter Theil

Lübeck 1809

Biogr. 134-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061963-4